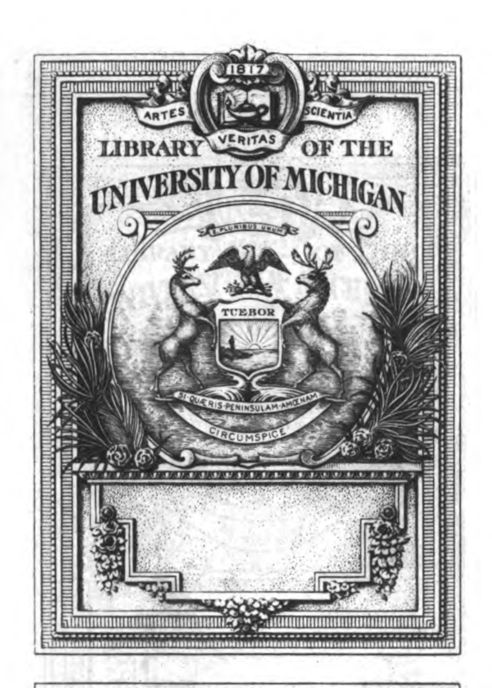



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG



Licht in der Finsternis

Ein Juden-Roman aus Polen von Eliza Orzeszka

Georg Müller Verlag
München
1916

Eliza Orzeszko

Licht in der Finsternis

Deutsch von A. v. Guttry



Vierte Auflage

Licht in der Finsternis

Ein Judenroman aus Polen von

Eliza Orzeszkowa

1 · 9 · 1 · 6

München und Berlin bei Georg Müller

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig

Vorwort

Dem hier in deutscher Übersetzung vorliegenden Roman „Licht in der Finsternis" („Meir Ezofowicz") seien einige einleitende Worte vorausgeschickt, gestützt auf die Ausführungen der Verfasserin.

Eliza Orzeszko (geb. 1842 in Milkowszczyzna bei Grodno, gest. 1910) gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen der polnischen Literatur. Der Roman, der 1877 entstanden ist, entstammt einem Cyklus von Judenromanen.

Das Städtchen Szybów, dessen Geschichte hier geschildert wird, liegt in dem entferntesten Winkel Polens, „weit weg von dem Schienenstrange, der die Gegenden Weißrutheniens durchschneidet, weit weg sogar von der sie durchfließenden schiffbaren Düna". Seine Bedeutung verdankt es zwei seit Jahrhunderten dort ansässigen jüdischen Familien, den Ezofowicz oder Józefowicz und den Todros.

Ein hartnäckiger Kampf brach zwischen den beiden Geschlechtern aus; um ihre Ideen kämpften sie, und in den Tiefen der Seele vererbte sich der Haß als Folge verschiedener Weltanschauungen von Vater auf Sohn. So fest wurzelte er sich in ihre Herzen ein, daß ihn selbst der Lauf der Jahrhunderte nicht verwischen konnte. Immer loderte er wieder von neuem auf.

Der erste Ezofowicz, dessen Name in der Geschichte des polnischen Judentums verewigt wurde, dessen Vorfahren aber schon seit Jahrhunderten in Polen ihre Heimat gefunden, war Michael Ezofowicz. Ein Schüler des Moses Majmonides, ein begeisterter Verkünder des Fortschritts und der Aufklärung, ein Bekämpfer der Finsternis und des geistigen Elends, in dem seine Mitbrüder schmachteten.

König Siegmund I. von Polen (1506—1548) ernannte ihn zum Senior über alle Weißruthenien und Litauen bewohnenden Juden. Das Diplom, kraft dessen er mit dieser Würde ausgezeichnet wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„Wir Siegmund, von Gottes Gnaden usw., tun allen im Staate, Unserem Vaterlande wohnhaften Juden kund...

„In Berücksichtigung der treuen Verdienste des Juden Michael Ezofowicz, und von der Fürsorge geleitet, auf daß ihr in allen euren Angelegenheiten mit Uns durch nichts behindert wäret und keine Versäumnis zu erleiden hättet, bestimmen Wir nach Recht und Billigkeit: daß Michael Ezofowicz alle eure Angelegenheiten vor Uns vertrete und euch allen als Ältester vorgesetzt sei, ihr dagegen sollt euch durch seine Vermittlung an Uns wenden und ihm in allem gefügig sein. Er wird euch richten und über euch herrschen nach euren Gesetzen und die Schuldigen strafen mit Unserer Genehmigung, einen jeden nach seinem Verdienst."

Seine Verordnungen, seine Ideen und Ansichten hinterließ Michael Ezofowicz als Erbgut den kommenden Geschlechtern. Seither bildeten die Schriften des

Seniors die teuerste Reliquie der Familie, wurden streng geheimgehalten und mit weihevoller Andacht und Verehrung aufbewahrt.

Der erste in Polen ansässige Todros war der aus Spanien zugewanderte Nehemias Todros. Ein Mystiker und Kabbalist, ein erbitterter Feind der weltlichen Lehre, der Aufklärung, der geistigen Zusammenarbeit seiner Mitbrüder mit anderen Völkern, ein fanatischer Gegner jeglichen Fortschritts.

In dem erbitterten und aufreibenden Kampfe, der zwischen dem polnischen Juden, Michael Ezofowicz und Nehemias Todros, dem spanischen Einwanderer, geführt wurde, unterlag der Senior.

Später stehen sich der Urenkel Michaels, der reiche Kaufmann Hersch Ezofowicz und der Nachkomme des Nehemias, Rabbi Nochim Todros gegenüber.

Doch nach dem Tode des Hersch, den seine fruchtlosen Kämpfe verbittert und gebrochen hatten, erwachte im Städtchen „kein Geist mehr, der sich nach Licht sehnte, kein Herz, das für mehr schlug, als für die eigene Gattin, die eigenen Kinder und hauptsächlich für das eigene Vermögen."

Da endlich nach Jahren erstand dem vergessenen Städtchen Szybów ein würdiger Erbe Michael Seniors, Meir Ezofowicz, ein „Licht in der Finsternis".

A. v. G.

I.

In den siebziger Jahren war es.

Feuchte Nebel stiegen von den schmutzigen Gässen des Städtchens auf und verschleierten die sternenhelle Abenddämmerung.

Mit dem Duft des frisch gepflügten Bodens flog der laue Märzwind über die niedrigen Dächer, konnte aber die trüben und erstickenden Dünste nicht verdrängen, die sich an den Türen und Fenstern der Häuser zusammenballten.

Das Städtchen hatte jedoch trotz des Nebels und der Dünste ein heiteres und festliches Aussehen. Hinter den grauen, wallenden Schleiern erglänzten Tausende von Fenstern in strahlendem Licht, und durch die erleuchteten Scheiben drang der verworrene Lärm durcheinanderschwirrender Reden und gemeinsamer Gebete. Wer von draußen ins Innere der Behausungen blickte, konnte überall frohe, heitere Familien versammelt sehen.

In der Mitte der kleineren oder größeren Stuben standen lange, festlich gedeckte Tische; Frauen in farbigen Hauben huschten geschäftig umher, brachten immer noch etwas herbei, stellten es zurecht und bewunderten mit lächelnden Blicken das Werk ihrer eigenen Arbeit. Bärtige Männer trugen ihre Kinder am Arm, küßten sie auf die Wangen, hoben sie hoch auf und schnalzten wohlgefällig, zum großen Ergötzen der halbwüchsigen und der erwachsenen Familienmitglieder. Andere saßen in Gruppen auf den Bänken und besprachen mit lebhaften Gesten die Ereignisse der vergangenen Woche.

Und noch andere standen, das Gesicht der Wand zugekehrt; sie beugten die Körper in raschen Bewegungen vor und zurück und bereiteten sich durch inbrünstiges Gebet auf den heiligen Sabbattag vor.

Freitag abend war es.

Und im ganzen Städtchen gab es nur einen Ort, an dem Dunkel, Leere und Stille herrschten. Eine kleine graue Hütte, mit der schiefen, niedrigen Wand an einen nicht allzu hohen Hügel geschmiegt, der sich an einer Seite des Städtchens erhob und die einzige Erhöhung inmitten der endlosen Ebene bildete.

Übrigens war es keine natürliche Erhöhung. Nach der Überlieferung hatten einst die Karaiten mit eigenen Händen den Hügel aufgeworfen und ihren Tempel dort oben erbaut. Heute war von dem Ketzertempel keine Spur mehr vorhanden. Der nackte und sandige Hügel schützte vor Winden und Schneestürmen nur eine kleine Lehmhütte, die demütig und dankbar sich an ihn schmiegte. Über ihrem Dach, auf dem Abhang des Hügels, wuchs ein großer wilder Birnbaum. Der Wind rauschte leise in seinen Zweigen, und die Sterne schimmerten hindurch.

Eine weite Fläche teils bracher, teils noch nicht bestellter Gemüsefelder trennte den Hügel vom Städtchen. Tiefe Stille breitete sich über ihnen aus, und nur undeutlich und gedämpft drangen die Echos des fernen Lärms herüber; zwischen den dunklen Furchen schlängelten sich die schweren Dünste und Nebel des Städtchens und krochen schwerfällig auf die Hütte zu.

Durch zwei kleine, aus den verschiedensten Glasscherben zusammengesetzte Fenster sah man das Innere

der Hütte. Es erschien wie ein schwarzer Abgrund. Aus dieser tiefen Finsternis ertönte eine zitternde, aber noch kräftige Greisenstimme:

„Hinter fernen Meeren, hinter hohen Bergen, fließt der Fluß Sabbation... Nicht Wasser ergießen seine Fluten, nicht Milch und nicht Honig! Gelben Kiessand und große Steine ergießen sie."

Die heisere, zitternde Greisenstimme verstummte; tiefes Schweigen herrschte einen Augenblick in dem schwarzen Abgrund hinter den zwei kleinen Fenstern.

Jetzt unterbrach das Schweigen eine fast noch kindliche Mädchenstimme, die in Gedanken versunken langsam sprach:

„Sejde *), sprich weiter!"

Der Großvater fragte:

„Kommen sie noch nicht?"

„Man hört nichts," antwortete vom Fenster aus die Mädchenstimme. In der Tiefe des schwarzen Abgrundes erzählte die heisere und zitternde Stimme weiter:

„Hinter dem heiligen Fluß Sabbation, da wohnen vier Stämme... Vier Stämme Israels: Gad, Asser, Dan und Naphtali... Diese Stämme flüchteten dorthin vor Angst und großer Bedrängnis. Und Jehova... gelobt sei Sein heiliger Name ... verbarg sie vor den Feinden hinter dem Flusse von Kiessand und Stein... Und dieser Kiessand erhebt sich so hoch, wie die Wellen eines großen Meeres, und diese Steine brausen so laut, wie ein großer Wald, wenn starke Stürme ihn wiegen... Und wenn der Tag des Sabbats kommt..."

*) Großvater.

Wieder brach die Stimme ab und fragte nach einer Weile leiser: „Kommen sie noch nicht?"

Lange erfolgte keine Antwort. Fast schien es, als lauschte das zweite in der dunklen Hütte weilende Wesen, ehe es endlich die Antwort gab: „Sie kommen!"

Aus dem schwarzen Abgrund drang ein gedämpftes, langgedehntes Stöhnen.

„Sejde! sprich weiter!" Die Mädchenstimme am Fenster klang rein und ruhig wie vordem, nur kraftvoller, nicht mehr so kindlich.

Der Großvater aber sprach nicht weiter.

Von der Stadt her näherte sich der Hütte ein Gewirr von verschiedenen Lauten, näherte sich immer mehr: Getrappel von vielen Füßen, kreischende Rufe und silberhelles Kinderlachen.

In der Abenddämmerung erschien jetzt auf der leeren Ebene ein großer, beweglicher Knäuel und wälzte sich über die schwarzen Erdschollen dahin. Schon war er dicht an der Hütte; da zerstob er plötzlich in viele kleine Teile, die sich alle schreiend, johlend, lachend und unsagbar kreischend auf die schiefen Wände und die niedrigen Fenster stürzten.

Es waren Kinder, kleine und größere Knaben. Der älteste von ihnen mochte vierzehn, der jüngste fünf Jahre zählen. Ihre Kleidung konnte man im Dunklen nicht unterscheiden, nur die Augen sah man, die unter den kleinen Mützen oder den langen, wirren Haaren vor wilder, mutwilliger Freude und vielleicht auch vor aufgestachelter Leidenschaft leuchtend funkelten.

„Gut Schabbes! Karaim!" brüllte einstimmig die ganze Bande, schlug mit den Fäusten gegen die von innen

verriegelte Tür und rüttelte an den Fensterrahmen, deren winzige Scheiben zu klirren begannen.

„Du, höre! Warum steckst du kein Licht an am Sabbat? Warum sitzt du wie der Teufel in der schwarzen Höhle? Kofer! Apikores! Ungläubiger! Abtrünniger!" schrien die älteren.

„Batlen! Kabzan! Mischugener! Nichtsnutz! Bettler! Verrückter!" brüllten aus allen Kräften die Jüngeren.

Immer heftiger wurde das Geschimpfe, das Lachen und das Rütteln an Türen und Fenstern, bis im Innern der Hütte sich wiederum die Mädchenstimme erhob, ruhig und klangvoll wie vordem, aber so kraftvoll, daß sie das tosende Gekreisch übertönte.

„Sejde! sprich weiter!"

„Aj! Aj! Aj! Aj!" erwiderte die Greisenstimme, „wie soll ich sprechen, wenn die da so schreien! So schreien! Und so schimpfen!"

„Sejde! sprich weiter!"

Diesmal klang die Mädchenstimme beinahe befehlend. Sie war gar nicht mehr kindlich. Schmerz sprach aus ihr, Verachtung und schwererkämpfte Ruhe.

Wie ein trauriger Gesang im Gebrüll und Stöhnen losgelassener Elemente, so klangen in dem wilden Gekreisch des schimpfenden, pfeifenden, johlenden und lachenden Kinderschwarmes die zitternden, klagenden Worte:

„Und am heiligen Sabbattage läßt Jehova, gelobt sei Sein heiliger Name — den heiligen Fluß Sabbation ruhen ... der Kiessand hört auf zu fließen wie die großen Wellen, und die Steine zu heulen wie der Wald ... aber über dem Fluß, der ruhig und regungslos daliegt,

steigt ein großer Nebel auf, so groß, daß er bis an die hohen Wolken reicht, und verbirgt wieder vor den Feinden die vier Stämme Israels: Gad, Asser, Dan und Naphtali..."

Leider floß der heilige Fluß Sabbation nicht an der Hütte mit den schiefen Wänden und dem abgrund-schwarzen Inneren vorbei und schützte weder mit wogendem Kiessand, noch mit hohen Nebeln ihre Bewohner vor den Feinden.

Die Feinde waren zwar klein, dafür aber zahlreich. Mit der letzten Anstrengung aufgestachelten Mutwillens rüttelten mehrere von ihnen an den Rahmen der elenden Fenster; die Scheibchen klirrten und fielen heraus. Einstimmiges Triumphgeheul klang weit über die Felder und die öden Äcker. Durch die Fensteröffnungen flogen Erdschollen und kleine Steine in die Hütte.

Noch zitternder und heiserer schrie die Greisenstimme in der Tiefe der Hütte, als hätte das menschliche Wesen, aus dessen Kehle sie drang, sich in der entferntesten Ecke verborgen:

„Aj! Aj! Aj! Aj! Gott unserer Väter!"

Die klangvolle Mädchenstimme wiederholte unaufhörlich:

„Sejde! Schaa! Sejde! schrei nicht! Sejde, fürchte dich nicht!"

Plötzlich rief hinter dem Kinderschwarm, der sich an den Wänden, der Tür und den Fenstern der Hütte drängte, jemand laut und befehlend:

„Still, Buben! Was treibt ihr denn hier, ihr nichtsnutzige Bengel! Fort von hier!"

Die Kinder verstummten plötzlich und rückten langsam

von den Balken, Klinken und Fensterrahmen der Hütte ab.

Der Mann, der mit so lauter und befehlender Stimme die Ruhe wieder hergestellt hatte, war groß und wohlgestaltet. Sein langes, anliegendes Gewand war reich mit Pelz besetzt. In der Dämmerung erschien sein Gesicht weiß, und die Augen funkelten so feurig, wie nur junge Augen funkeln können.

„Was treibt ihr hier!“ wiederholte er mit ärgerlicher und energischer Stimme. „Wohnen denn Wölfe in dieser Hütte, daß ihr so schreit und schimpft und die Fenster einschlagt?“

Die Buben schwiegen und drängten sich zusammen.

Nach einer Weile sagte der größte und anscheinend auch der mutigste von ihnen:

„Und warum stecken die da kein Licht an am Schabbes?“

„Und was geht das euch an?“ erwiderte der Mann.

„Nu! und was geht es dich an?“ wehrte sich der freche Knabe. „Jede Woche kommen wir her und machen es so... Was ist da dabei?“

„Ich weiß, daß ihr es jede Woche so macht... da hab' ich auch aufgepaßt, um euch mal abzufangen ... da, und jetzt hab' ich euch ... Nu, geht nach Hause! Schnell!“

„Und warum gehst denn du, Meir, nicht nach Haus? Deine Bobe und dein Sejde essen schon lange den Fisch ohne dich... Warum jagst du uns von hier fort und achtest nicht selbst den Sabbat?“

Die Augen des jungen Mannes blitzten noch feuriger. Er stampfte mit dem Fuße auf den Boden und schrie

mit so zorniger Stimme, daß die jüngeren Kinder rasch nach allen Seiten stoben; nur der größte Knabe ergriff noch eine Erdscholle und wollte, weit ausholend, sie nach der Hütte schleudern, — wie aus Trotz wegen der Verwarnungen und Vorwürfe.

Aber zwei kräftige Hände packten ihn am Arm und am Kragen seiner Jacke.

„Komm', ich muß dich wohl selbst heimführen."

Der Knabe schrie und wehrte sich. Die starke Hand hielt ihn aber fest, und die starke, schon ruhige Stimme gebot ihm Schweigen. Er verstummte und senkte den Kopf.

Rings um die Hütte war es schon ganz still geworden. Aus dem Inneren drang tiefes, heiseres Stöhnen, und am Fenster erklang gedämpft die Mädchenstimme:

„Dank!"

„Friede mit euch!" erwiderte der junge Mann und entfernte sich, den kleinen Gefangenen mit sich führend.

Der Knabe und sein Hüter durchschritten schweigend einige Gassen des Städtchens; auf dem Marktplatz angelangt, wandten sie ihre Schritte nach einem dort stehenden Hause.

Das Gebäude war niedrig und langgestreckt, mit einer von Holzsäulen gestützten Einfahrt und einem tiefen, durch die ganze Länge des Hauses sich erstreckenden Flur, was schon von weitem die Herberge kennzeichnete.

An der einen Seite des Hauses waren die Fenster dunkel; hier lagen die Gaststuben. An der anderen jedoch, neben den ärmlichen, schlecht getünchten Einfahrtssäulen, schimmerte hinter schmutzigen Fenstern trüb das Sabbatlicht. Die Fenster lagen kaum eine halbe Elle über

dem Boden, der hier mit einer dicken Schicht Heu, Stroh und allerhand Schmutz bedeckt war.

Die Herberge gehörte Jankel Kamionker. Der Herbergsvater bekleidete ein hohes Amt im jüdischen Gemeindevorstand und wurde von der jüdischen Bevölkerung des Städtchens und der Umgegend wegen seiner großen Frömmigkeit, seiner Gelehrtheit und seiner Gewandtheit bei Geschäften und bei Mehrung seines Vermögens hoch geschätzt.

Der junge Mann schritt mit dem Knaben, den er an der Hand führte und den seine Lage wohl gar nicht betrübte, da er lustig trällernd einherlief, über den schmutzigen, unter den Schritten nachgebenden Boden zwischen den Einfahrtssäulen und den erleuchteten Fenstern. Er betrat den verfallenen Flur, in dem ein Pferd mit den Hufen gegen den Boden stampfte und eine Kuh laut wiederkäute. Tastend fand er die Tür, zu der drei morsche, wacklige Stufen hinaufführten, und schob, sie halb öffnend, den Buben ins Innere der Stube. Dann rief er, den Kopf durch die halb geöffnete Tür hineinbeugend: „Rebe Jankel, den Mendel bring ich dir. Schilt ihn, doch straf ihn mit väterlicher Hand. Er treibt sich in der Dunkelheit im Städtchen herum und überfällt unschuldige Leute!"

Auf diese mit lauter Stimme gesprochenen Worte erfolgte keine Antwort. Aus dem Inneren der Wohnung drang nur das unaufhörliche und klagende Gemurmel eines halblaut und inbrünstig betenden Menschen.

Durch die Tür, die der junge Mann immer noch halb geöffnet hielt, sah man eine recht geräumige Stube mit sehr schmutzigen Wänden und einem mächtigen, von

Staub und Ruß geschwärzten Ofen. In der Mitte stand ein langer Tisch, mit einem Linnen von zweifelhafter Reinheit bedeckt, aber von sieben Kerzenflammen festlich erhellt, die in einem von der Decke herabhängenden Leuchter brannten.

Das Sabbatmahl hatte noch nicht begonnen. Aus den ferneren Räumen drangen zwar laut lärmende Weiber- und Kinderstimmen herein, was auf eine zahlreiche Familie schließen ließ, in der Stube aber befand sich nur ein Mann; er stand in der Ecke, mit dem Rücken der Flurtür und dem Gesicht der Wand zugekehrt.

Der Mann war von mittlerem Wuchs, sehr hager und ungewöhnlich biegsam. Er stand eigentlich nicht, er ging auch nicht und sprang nicht, und doch war er unausgesetzt in heftigster Bewegung. Den mit üppigem roten Haar bedeckten Kopf warf er nach vorn und nach hinten, beugte seine geschmeidige und dünne Gestalt bis fast zum Boden und warf sie wiederum mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück.

Die weißen Falten seines Gebetschals flatterten bei diesen heftigen Bewegungen; es zitterten und flatterten die langen Gebetriemen, die seine linke Hand oberhalb der Faust umschnürten; der lange, dichte, rote Bart zitterte und flog bis über die Arme; und bis auf die Stirn fiel das Tefillin herab, das auf seinem Haupte ruhte, oder eigentlich hüpfte. All diese heftigen Bewegungen begleiteten sonderbare Laute, die sich seinen Lippen und seiner Brust entrangen, bald leise flüsterten, bald in leidenschaftliche Schreie ausbrachen, bald in einem langgedehnten, traurigen und klagenden Gesang dahinflossen.

Der junge Mann, der an der Schwelle stand, blickte

lange auf die aus ganzer Seele, oder besser gesagt mit dem ganzen Körper betende Gestalt. Er wartete offenbar auf eine Pause im Gebet oder auf dessen Ende.

Es war aber allgemein bekannt, daß wenn Reb Jankel einmal zu beten angefangen hatte, das Ende seiner Gebete nicht abzuwarten war.

Dem im Augenblick darauf wartenden jungen Manne lag offenbar der boshafte Übermut des kleinen Mendel am Herzen, vielleicht war er auch schon von Natur ungeduldig und heftig; denn er sagte nach langem Warten jetzt laut: „Rebe Jankel, dein Sohn treibt sich nachts herum und überfällt unschuldige Leute."

Keine Antwort.

„Rebe Jankel, dein Sohn beschimpft unschuldige Leute mit häßlichen Ausdrücken."

Reb Jankel betete weiter mit gleicher Inbrunst.

„Rebe Jankel, dein Sohn schlägt nachts armen Leuten ihre armseligen kleinen Fenster ein."

Rebe Jankel blätterte einige Seiten in einem großen Buche um, das er in der Hand hielt, und begann, laut singend und triumphierend:

„Singet dem Herrn immer neue Lieder, denn er hat alle Wunder geschaffen! Singet! Lasset die Harfen ertönen, lasset ertönen den lauten Gesang, lasset erschallen Trompeten und Hörner vor dem Könige, dem Herrn!"

Die letzten Worte begleitete das Schließen der Flurtür. Rasch lief der junge Mann die wackligen Stufen hinab, verließ den dunklen, riesigen Flur und schritt über den in der Einfahrt angehäuften Schmutz.

Als er an dem letzten der erleuchteten Fenster vorüberkam, drang halblautes Singen an sein Ohr.

Eine Männerstimme, jung, rein wie Glockenklang, weich wie klagende Bitten, voll Trauer und Sehnsucht.

„Eliefer!" flüsterte der Vorübergehende und trat an das niedrige Fenster.

Die Scheiben dieses Fensters waren reiner als alle anderen, ganz rein sogar. Man erblickte durch sie ein winziges Stübchen, in dem nur ein Tisch und ein Bücherschrank standen.

Auf dem Tische brannte eine kleine gelbe Kerze; vor ihr saß ein zwanzigjähriger Jüngling mit einem ungewöhnlich weißen, schmalen, milden Gesicht, die Ellenbogen aufgestützt, den Kopf in den Händen.

Sein Gesicht trug nicht die Spur der leisesten Röte. Aber die breiten Lippen, die noch kein Flaum bedeckte, brannten wie rote Korallen. Von diesen Lippen floß der wunderbare Gesang.

Eliefer, Jankels Sohn, war Kantor der Gemeinde von Szybów, der Sänger des Volkes und Jehovas.

„Eliefer!" flüsterte noch einmal die Stimme des Freundes. Der Sänger mußte das Flüstern gehört haben, denn er saß dicht am Fenster. Er erhob die Lider und richtete die blauen, verschleierten und traurig sanften Augen aufs Fenster. Doch unterbrach er nicht seinen Gesang, erhob vielmehr seine wie Alabaster weißen Hände in die Höhe und sang lauter, ekstatisch, mit verzücktem Ausdruck im Gesicht:

„Mein Volk! Wirf ab von dir den Staub schwerer Wege! Stehe auf und bekleide dich mit dem Gewande deiner Schönheit! Eile herbei, oh eile herbei zur Ret-

tung Deines Volkes, Einziger! Unfaßbarer! Gott unserer Väter!“

Der am Fenster stehende Mann rief nicht mehr den Namen des Sängers, der für sein Volk betete. Ehrerbietig entfernte er sich, den Schall seiner Schritte dämpfend; er durchschritt einen leeren, dunklen Platz und wandte sich nach einem großen, festlich erleuchteten Hause. Er blickte zu den Sternen auf, die durch den feuchten, drückenden Nebel blaß herabschimmerten, und flüsterte leise in tiefem Sinnen: „Eile! Ach eile herbei zur Rettung Deines Volkes, Einziger! Unfaßbarer! Gott unserer Väter!“

II.

Das große, festlich erleuchtete Haus, das sich dem dunklen Tempel gegenüber erhob und durch die ganze Breite des Platzes von ihm getrennt war, hatte einst Hersch Ezofowicz für sich und seine schöne Frau Frejda erbaut. Die hundertjährigen Mauern, schon längst von Wettern, Staub und Ruß geschwärzt, standen noch aufrecht und überragten alle anderen im Städtchen.

Seit einer Stunde schon wurde im Inneren dieses Hauses in einer großen, mit altmodischen, ungemein einfachen Bänken und Tischen angefüllten Stube die heilige Sabbatfeier begangen. Der Raum füllte sich allmählich mit etwa dreißig Personen beiderlei Geschlechts. Der Hausherr, das Oberhaupt der Familie, Saul Ezofowicz, Herschs Sohn, erhob sich und näherte sich dem riesigen Tisch, über dem zwei schwere, siebenarmige Leuchter aus reinem Silber hingen.

Die zwar mächtige, doch etwas gebeugte Gestalt des Greises, das durchfurchte Gesicht und der schneeweiße Bart ließen auf ein Alter von gut achtzig Jahren schließen. Der Hand seines ältesten Sohnes, eines bereits ergrauenden Mannes, entnahm er einen langen Stock, an dem eine Flamme flackerte, erhob sie zu den Kerzen in den Leuchtern und rief mit einer noch starken, aber vom Alter erstarrten Stimme:

„Gesegnet seiest Du, o Gott, Herr der Welt, der Du uns durch Deine Gebote erleuchtet hast und uns befahlst, am Sabbattage die Lichter anzuzünden!"

Sobald er dies gesagt, flammten die Lichter in den Leuchtern auf, und einstimmig ertönte es von allen Lippen:

„Lasset uns gehen! Lasset uns der Braut entgegengehen! Lasset uns freudig den Sabbattag begrüßen!"

„... Entflamme! Entflamme! königliches Licht! Erhebe dich aus den Trümmern, stolze Stadt! Genug geweinet hast du im Tale der Tränen!"

„... Mein Volk! Wirf ab von dir den Staub der schweren Wege! Bekleide dich mit dem Gewande deiner Schönheit! Eile herbei, oh eile herbei zur Rettung deines Volkes, Gott unserer Väter!"

„... Lasset uns gehen! Lasset uns der Braut entgegengehen! Lasset uns freudig den Sabbattag begrüßen!"

Das lange, singende, inbrünstige Gemurmel der Gebete, die einander folgten, erfüllte den großen Raum, schwoll an und flutete durch die Fenster weit über den großen, finsteren und leeren Platz.

Schon aus der Ferne vernahm es der Jüngling, der in

Gedanken versunken den Platz durchquerte, und er beeilte den Schritt. Als er den um einige Stufen über den Boden erhöhten Gang und den langen, schmalen Flur, der das Haus in zwei Hälften teilte, durchschritten hatte und die Tür zu dem in Licht gebadeten Raum öffnete, waren die Gebete bereits beendet; die Versammelten standen noch mit den Spuren feierlicher Andacht auf den Gesichtern, aber schon mit fröhlichem Lächeln, neben den Bänken und Schemeln um den reich gedeckten Tisch.

Zwei Söhne von Saul Ezofowicz waren da, die beim Vater wohnten, Rafael und Abraham, schon ergrauende, schwarzäugige Männer, mit strengen, nachdenklichen Gesichtern; Sauls Schwiegersohn war da, der blondhaarige, blaße Ber mit dem sanften, gläsernen Blick; die Töchter waren da, die Söhne und die Enkelinnen des Hausherrn, reife Frauen von ansehnlicher Gestalt, mit hohen Hauben auf den sorgfältig gekämmten Perücken, junge Mädchen mit gebräunten Wangen, dicken Zöpfen und blitzenden Augen.

Einige junge Männer und zahlreiche Kinder verschiedenen Alters waren am unteren Ende des Tisches versammelt. Am Ehrenplatz stand der alte Saul und blickte erwartungsvoll nach der Türe, die zu den hinteren Räumen des Hauses führte. Nach einer Weile erschienen in der Tür zwei weibliche Gestalten: die eine in blendendem, vielfarbig funkelndem Glanze.

Es war eine alte, eine uralte Frau. Nicht gebückt, sondern hoch aufgerichtet, groß und stark. Um ihr Haupt war turbanartig ein farbiges Tuch geschlungen, dessen Enden über der Stirn von einer Diamantenagraffe festgehalten wurden. An der Halskette aus riesigen Perlen=

schnüren eine Diamantenschließe. Die Perlen hingen bis zur Schürze herab, die den blumendurchwirkten, schwerseidenen Rock bedeckte. Die Diamantohrgehänge reichten ihr bis zu den Achseln und waren so schwer, daß sie mit Schnürchen am Turban festgebunden werden mußten. Hell funkelten und glitzerten Brillanten, Smaragde und Rubine und stießen bei jeder Bewegung klingend an die Perlen und an die darunter glänzende dicke Goldkette.

Diese hundertjährige israelitische Frau, im Schmuck aller Kostbarkeiten, die man seit Jahrhunderten in ihrem Hause erworben und aufgestapelt hatte, war für die ganze Familie eine tiefste Ehrfurcht erweckende Reliquie.

Als sie von einer ihrer Urenkelinnen geführt, einem Mädchen mit schmalem Gesicht und pechschwarzem Haar, auf die Schwelle der Stube trat, blickten aller Augen zu ihr auf, alle Lippen lächelten und flüsterten:

„Bobe! Alte Bobe! Großmutter! Urgroßmutter!"

Die meisten der Anwesenden sprachen das letzte Wort aus, da die Urenkel und Ururenkel in der Mehrzahl waren. Bloß der Hausherr, das Oberhaupt der ganzen Familie, sprach leise zu ihr:

„Mame!"

Seltsam süß und feierlich zugleich erklang dies Wort, das sonst nur Kindermund kennt, von den welken, fahlen Lippen Sauls, die sich in dem schneeweißen Bart bewegten. Und bei diesem Worte glättete sich die durchfurchte Stirn unter dem schneeweißen, mit einer Samtkappe bedeckten Haar.

Längst verschwunden waren die schmalen, schönen Wangen, die schwarzen, feurigen Augen und die schlanke

geschmeidige Gestalt Frejdas, der stillen, klugen und arbeitsamen Frau und Vertrauten des Hersch Ezokowicz. Im Laufe der Zeit hatte sich die einst schlanke und schmucke Gestalt gleich einem Stamme entfaltet, dem viele starke und fruchtbare Äste entsprossen. Ihr Gesicht hatte ein Netz von kleinen Runzeln bedeckt; die Augen waren kleiner geworden und eingefallen und blickten unter den faltigen, von Wimpern entblößten Lidern matt und glanzlos.

Aber über das von der erbarmungslosen Zeit gefurchte Antlitz hatte sich ein ungetrübter und süßer Friede ergossen. Mit lächelnder Seelenruhe blickten die kleinen, verblaßten Augen umher; Frejdas Geist schlummerte inmitten der lieblichen, sie ergötzenden Laute. Ein leises Lächeln friedlichen Schlummers umspielte die fahlen Lippen, die, schon längst ans Schweigen gewöhnt, sich immer seltener öffneten, um immer kürzere Worte zu sprechen.

Jetzt stand Frejda am Familientische; sie hatte ihren von einem breiten, weißen Ärmel bedeckten Arm um den Nacken eines frischen jungen Mädchens geschlungen, ein zwinkernder Blick glitt über die Gesichter aller Anwesenden, dann sagte sie, laut flüsternd:

„Wo is' Meir?"

Die Großmutter hatte gesprochen...

Bei ihren Worten bewegten sich die Versammelten wie Bäume bei einem Windstoß. Männer, Frauen und Kinder blickten einander an, und durch den großen Raum ging ein Flüstern:

„Wo is' Meir?"

So zahlreich waren die hier versammelten Familien-

mitglieder, daß die Abwesenheit eines von ihnen nicht bemerkt worden war. Der alte Saul wiederholte die Frage der Mutter nicht, aber seine Stirne runzelte sich noch mehr, und mit einem strengen und etwas ärgerlichen Ausdruck blickten seine Augen auf die Flurtür.

Die Tür ging auf. Ein großer Mann von schönem Wuchs betrat die Stube. Er trug ein langes, am Halse und an der Brust mit kostbarem Pelz verbrämtes Gewand. Wie eingeschüchtert oder verschämt blieb er an der Schwelle stehen. Er wußte, daß er sich verspätet hatte, daß die gemeinsamen Familiengebete ohne ihn verrichtet worden waren, er fühlte, daß die Augen seines Großvaters Saul, seines Oheims und einiger älterer Frauen sich mit Blicken strengen Vorwurfs fragend auf ihn richteten.

Nur in den verblaßten Augen der Urgroßmutter leuchtete beim Anblick des Eintretenden weder Zorn noch Unruhe auf. Im Gegenteil: ihre Augen weiteten sich und strahlten vor Freude, die runzligen Lider zitterten und zwinkerten nicht mehr, und die bleichen, schmalen Lippen bewegten sich und sprachen flüsternd, laut und doch klanglos:

„Einkilchen! Kindleben! Enkelchen!"

Beim Klang dieses Flüsterns voll Freude und Zärtlichkeit schloß sich Sauls Mund, der sich schon aufgetan, um strenge Fragen und Tadel auszusprechen. Auch die fragenden und zornigen Augen seiner zwei Söhne senkten die Blicke auf den Tisch. Allgemeines Schweigen begrüßte den Verspäteten, bis die Großmutter wieder sprach:

„Kindleben!"

Saul hob die Hände über den Tisch und sprach halblaut das Gebet vor, das vor dem Sabbatmahl gebetet wird.

„Gesegnet sei der Herr..." begann er.

„Gesegnet sei er..." raunte es gedämpft durch die Stube, und einige Minuten lang umstanden alle den Tisch und segneten durch Gebet Speise und Trank.

Die Stimme des Jünglings jedoch gesellte sich nicht zu dem allgemeinen Chor. Er zog sich in die äußerste Ecke des Raumes zurück und sprach dort die versäumten Gebete des sabbatlichen Kiddusch. Er bewegte den Körper nicht, hielt die Hände ruhig über der Brust gekreuzt und den Blick regungslos aufs Fenster geheftet, hinter dem die tiefe Dunkelheit des Abends hing.

Sein schmales und zartes Gesicht bedeckte eine Blässe, wie sie nervösen und leidenschaftlichen Naturen eigen ist. Das üppige, goldig schimmernde, dunkelblonde Haar fiel ihm in die weiße Stirn, unter der die tiefliegenden, großen, grauschimmernden Augen nachdenklich und etwas traurig hervorblickten.

Auf dem Gesicht des Jünglings mischten sich fast düstere Trauer und beinahe kindliche Schüchternheit. Seine Stirn und seine Augen trugen den Stempel eines heimlichen, drückenden und ruhelosen Gedankens, jedoch die schmalen Lippen verrieten weiche Zärtlichkeit und zitterten von Zeit zu Zeit fast unmerklich, wie unter dem Einfluß geheim empfundener Furcht.

Die Oberlippe und die Wangen bedeckte ein dichter, goldiger Flaum, der darauf schließen ließ, daß der Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht hatte; und dieses Lebensalter gilt für die früh heranreifenden Män-

ner des israelitischen Geschlechts als Zeitpunkt, der ihnen die Beschäftigung mit Familiendingen und Lebensfragen nicht nur gestattet, sondern sie ihnen gebietet.

Als der Jüngling seine Gebete beendet hatte und an den Tisch herantrat, um den gewohnten Platz einzunehmen, erhob sich eine heisere und seltsam getragene Stimme, die wie gedehntes Singen klang.

„Wo warst du denn heut so lang, Meir? Was hast du denn so spät in der Stadt getan, da der Sabbat schon begonnen und niemand mehr etwas tun darf? Warum hast du heut den sabbatlichen Kiddusch nicht mit deiner ganzen Familie verrichtet? Warum ist deine Stirn so blaß und sind deine Augen so traurig? Obwohl doch heut Sabbat ist, ein froher Tag. Die ganze himmlische Familie freut sich im Himmel, und alle frommen Leute sollen auf Erden sich freuen und ihre Seelen in großer Freude erhalten!"

Ein sehr seltsam aussehender Mann sprach diese Worte.

Klein, schmächtig, dürr, mit einem großen Kopf und dunklem, hartem, sich sträubendem Haar, einem finsteren, runden Gesicht, das ein großer, wirrer und struppiger Bart umrahmte, und runden Augen, die sich hinter den vorgewölbten Lidern mit unglaublicher Schnelligkeit bewegten und rasche, scharfe Blitze nach allen Seiten warfen.

Die Magerkeit und Dürre dieses Menschen wurde durch seine seltsame Kleidung noch mehr hervorgehoben: ein Gewand von ungewöhnlicher Einfachheit, bestehend aus einem Hemd, oder besser gesagt aus einem groben, grauen Leinensack, den eine dicke Hanfschnur um Hals

und Hüften zusammenhielt, und der bis zur Erde herabfiel und die schmutzigen, nackten Füße bedeckte.

Wer war denn dieser Mann in der Tracht eines Asketen, mit den Augen eines Fanatikers und dem mystischen, tiefen, fast trunkenen Ausdruck der Freude auf den vollen Lippen?

Reb Mosche war es, der Melamed, Lehrer der Religion und der hebräischen Sprache, ein Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit. In Wind und Wetter, in Frost und Hitze, lief er stets barfuß und nur in seinen Leinensack gehüllt. Er war das rechte Auge und die rechte Hand des großen Rabbis von Szybów, Isaak Todros, nach ihm der angesehenste und geachtetste Mann der Gemeinde.

Als Meir Ezofowicz, der Urenkel des Hersch und Enkel des alten Saul, die vielen an ihn gerichteten Fragen des Melamed vernommen, da setzte er sich nicht an den Tisch, sondern erwiderte, hochaufgerichtet, mit zu Boden gesenkten Blicken und von Schüchternheit gedämpfter Stimme:

„Rebe! Ich war nicht dort, wo man fröhlich ist oder gute Geschäfte macht. Ich war dort, wo es finster ist und wo in der Finsternis sehr arme Leute sitzen und weinen ...“

„Nu,“ rief der Melamed, „wo kann es denn heut traurig sein? Heut ist Sabbat, überall ist es hell und fröhlich ... Wo kann es heut finster sein?“

Einige ältere Familienmitglieder erhoben die Köpfe und wiederholten die Frage im Chor:

„Wo kann es heut finster sein?“

Und gleich darauf erklang wieder im Chor die Frage:

„Wo warst du, Meir?“

Meir antwortete nicht. Auf seinem Gesicht mit den gesenkten Lidern malten sich Schüchternheit und inneres Zögern.

Plötzlich rief eines der Mädchen am Ende des Tisches, jene, die vor einem Augenblick die alte Urgroßmutter in den Kreis der Familie geführt, ein Mädchen mit schmalem Gesicht und schwarzen, lustigen Augen:

„Ich weiß, wo es heut finster ist!“

Aller Blicke wandten sich ihr zu, und aller Lippen fragten:

„Wo?“

Unter all diesen ihr aufmerksam zugewandten Blicken errötete Lija und sagte, schon etwas leiser, mit einer gewissen Scheu:

„In der Hütte Abel Karaims, jener, die am Karaitenhügel steht.“

„Meir! Warst du bei den Karaiten?“

Viele Stimmen erhoben gleichzeitig die Frage, und sie alle übertönte die schrille, scharfe Stimme des Melamed.

Auf das bis jetzt schüchterne Gesicht des Jünglings trat allmählich der Ausdruck einer peinlichen und ärgerlichen Gereiztheit.

„Ich war nicht bei ihnen,“ erwiderte er, schon etwas lauter. „Aber ich habe sie vor einem großen Überfall bewahrt.“

„Vor einem Überfall? Was für einem Überfall? Und wer überfiel sie denn?“ fragte höhnisch der Melamed.

Meir erhob die Lider und heftete seinen flammenden Blick auf das Gesicht des Fragenden.

„Reb Mosche,“ sagte er, „du weißt, wer sie überfallen hat. Deine Schüler haben sie überfallen ... Jeden Freitag tun sie es ... Und warum sollten sie auch nicht, da sie doch wissen ...“

Er hielt inne und senkte den Blick.

Angst und Ärger kämpften in ihm.

„Nu! Was wissen sie? Warum sprichst du nicht weiter, Meir? Was wissen sie?“ lachte Reb Mosche.

„Sie wissen, daß du, Reb Mosche, sie dafür loben wirst ...“

Der Melamed erhob sich etwas vom Stuhl, seine Augen flammten auf und öffneten sich weit. Seine dunkle, magere Hand ausstreckend, wollte er noch etwas sagen, aber diesmal verhinderte ihn die jetzt kräftige und klangvolle Stimme des Jünglings daran.

„Reb Mosche,“ sprach Meir, den Kopf nur mit einem gewissen Unwillen demütig vor dem Melamed neigend, „Reb Mosche, ich achte dich ... Du hast mich gelehrt ... Ich frage dich nicht, warum du deinen Schülern nicht verbietest, in der Dunkelheit armen Leuten Gewalt anzutun ... ich selbst kann aber diese Gewalttaten nicht ansehen ... Mir tut das Herz weh, wenn ich das sehe, denn es steigt mir der Gedanke auf, daß aus solchen schlechten Kindern schlechte Menschen werden; und daß diese Kinder, wenn sie jetzt die armselige Hütte des Greises überfallen und Steine durchs Fenster auf ihn werfen, einst Häuser anzünden und Menschen morden werden! Sie hätten heute die armselige Hütte zerstört und jene armen Leute getötet, wäre ich nicht gekommen und hätte sie nicht beschützt. Aber ich bin gekommen und habe sie beschützt ...“

Bei den letzten Worten setzte sich Meir an den Tisch. Sein Gesicht verriet jetzt keine Angst mehr und keine Schüchternheit.

In seinem Herzen fühlte er wohl die Gerechtigkeit seiner Sache, denn mutig blickte er um sich, und nur seine Lippen zitterten. In diesem Augenblick erhoben aber der alte Saul und seine beiden Söhne die Hände und sprachen einstimmig:

„Sabbat!"

Ihre Stimmen waren feierlich, und die Blicke, die sie Meir zuwarfen, streng und beinahe zornig.

„Sabbat! Sabbat!" schrie der Melamed, der auf seinem Stuhl herumrückte und mit den Armen weit ausholte. „Du, Meir, hast am heiligen Sabbatabend, statt den Kiddusch zu beten und deine Seele mit großer Freude zu erfüllen und sie in die Hände des Engels Matatron zu übergeben, der die Stämme Jakobs vor Gott schützt, damit er sie wieder den Händen Sar-ha-Olamas übergibt, dem Engel der Engel und Fürst der Welt, damit Sar-ha-Olama sie den zehn Sefirot übergibt, den mächtigen Kräften, die die ganze Welt erschufen, damit durch diese zehn Sefirot deine Seele bis vor den großen Thron gelangt, auf dem En-Sof selbst sitzt, und sich mit ihm im Kusse der Liebe vereint — du Meir hast, statt dies alles zu tun, irgendwelche Leute vor irgendwelchen Überfällen geschützt, du hast ihr Haus bewacht und ihr Leben bewahrt! Meir, Meir! Du hast den Sabbat entweiht! Du mußt in das Bethaus gehen und dich vor dem ganzen Volke laut anklagen, daß du große Sünden begangen und großes Ärgernis gegeben hast."

Die Rede des Melamed machte auf die ganze Ver-

sammlung starken Eindruck. Saul und seine Söhne blickten Meir drohend an; die Frauen waren bestürzt und entsetzt. In den schwarzen Augen Lijas, die das Geheimnis des Vetters verraten hatte, schimmerten Tränen.

Nur Sauls Schwiegersohn, der sanfte, blauäugige Ber, blickte mit traurigem Mitleid auf den Angeklagten, und einige Altersgenossen Meirs und auch die Jüngeren blickten verzückt auf ihn, neugierig und beunruhigt.

Meir erwiderte mit leise zitternder Stimme:

„Reb Mosche, in unseren heiligen Büchern, in der Tora und in der Mischna, steht nichts von den Sefirot und nichts von En-Sof. Dagegen steht dort ausdrücklich, daß Jehova, obwohl er den Sabbat zu heiligen befohlen, doch gestattet hat, daß zwanzig Leute ihn entweihen, um einen einzigen Menschen zu retten."

Unerhört und bestürzend kühn war es, dem Melamed, diesem ausgezeichnet frommen Manne und der rechten Hand des Rabbi Todros, auch nur zu erwidern. Ganz unerhört, wenn die Erwiderung einen auch nur leisen Zweifel an seinem Urteil enthielt. Die hervorstehenden Augen des Melamed traten jetzt auch beinahe aus ihren Höhlen, öffneten sich weit und durchbohrten mit einem wütenden Blick das leicht erblaßte Gesicht des Jünglings.

„Die Karaiten!" schrie er, auf seinem Stuhl umherfahrend und mit den Händen Bart und Haare raufend, „du hast die Karaiten beschützt! Die Abtrünnigen! Die Ungläubigen! Die Verfluchten! Wozu hast du sie beschützt? Warum zünden sie am Sabbat keine Lichter an und sitzen im Finstern? Warum schlachten sie Tiere und Vögel, welche zum Essen bestimmt sind, nicht vorn am

Hals, sondern am Nacken? Warum kennen sie nicht die Mischna, die Gemara und den Sohar?"

Vor allzu großer Erregung schnappte seine Stimme über, und er verstummte. Sofort erhob sich die klare und klangvolle Stimme Meirs:

„Rebe! Sie sind sehr arm!"

„En-Sof ist rachsüchtig und unerbittlich!"

„Sie erdulden schwere Verfolgungen vom Volke!"

„Der Unerforschliche verfolgt sie," schrie der Melamed.

„Der Ewige gebietet die Verfolgung nicht. Rabbi Huna hat gesagt, wenn der Verfolger sogar ein Gerechter ist und der Verfolgte einer der Böses tut, nimmt sich der Ewige des Verfolgten an."

Die dunklen Wangen Reb Mosches färbten sich blutig rot. Seine Augen schienen das blasse Gesicht des Jünglings zu verschlingen, dessen Blicke jetzt feurig und kühn wurden und auf dessen Lippen unausgesprochene, mit Gewalt in der Brust verhaltene Worte zitterten.

Auf den Gesichtern der Versammelten malte sich Staunen, Entsetzen und Trauer. Den anderen erschien ein Streit mit dem Melamed als Sünde, als eine Gefahr für den Jüngling und sogar für seine ganze Familie. Deshalb heftete auch Saul unter den zusammengezogenen Brauen einen drohenden Blick auf das Gesicht des Enkels und zischte ihm zu: „Schaaa!"

Meir neigte den Kopf vor dem Großvater zum Zeichen der Demut und Unterwürfigkeit, und einer von Sauls Söhnen stellte, um den Zorn Reb Mosches zu besänftigen und auch zu eigener Erbauung, die Frage: welche Unterschiede gibt es zwischen der Würde und Heiligkeit der Bücher des Talmuds und denen des Sohar,

dem Buche der Kabbala? Und soll ein ausgezeichnet Frommer sich mit dem Studium der ersteren oder der letzteren abgeben?

Nach dieser Frage stützte sich der Melamed mit beiden Ellenbogen breit auf den Tisch, heftete seine Augen regungslos und mit dem Ausdruck eines tiefen Sinnens auf die gegenüberliegende Wand und begann langsam und feierlich:

„Simon ben Jochai, der große Rabbi, der vor endlos langen Zeiten gelebt hat und alles wußte, was im Himmel und auf der Erde geschah, hat gesagt: der Talmud — das ist eine gemeine Sklavin, und die Kabbala — das ist eine große Königin. Womit ist der Talmud erfüllt? Er ist mit sehr kleinen, unwichtigen Dingen erfüllt. Er lehrt, was rein ist und was nicht rein; was gestattet und was nicht gestattet; was sittsam und was unsittlich. Und womit ist Sohar, das Buch des Glanzes, das Buch der Kabbala, erfüllt? Er ist mit einer großen Lehre erfüllt: was Gott ist und seine Sefirot. Er kennt all ihre Namen und lehrt, was sie tun und wie sie die Welt bauen. In ihm steht geschrieben, daß Gott En-Sof heißt, und sein zweiter Name ist — Notarikon, sein dritter Name ist — Gomatria, und sein vierter Name — Siruf. Und die Sefirot, welche große himmlische Kräfte sind, heißen: Quelle der Menschheit, Braut, weißer Kopf, großes Gesicht, kleines Gesicht, Spiegel, himmlische Stufen, irdische Stufen, Lilie und Apfelgarten. Und Israel heißt Matrona, und Gott heißt für Israel Vater. Gott, En-Sof, hat nicht die Welt erschaffen, sondern die himmlischen Kräfte, die Sefirot, haben sie erschaffen. Der erste Sefirot zeugte die gött-

liche Kraft, der zweite zeugte alle Engel und die Tora, dem dritten sind alle Propheten entsprossen. Der vierte Sefirot zeugte die göttliche Liebe, der fünfte die göttliche Gerechtigkeit, der sechste die Kraft aller Vernichtung und Zerstörung. Aus dem siebenten Sefirot ist die Schönheit hervorgegangen, aus dem achten die Herrlichkeit, aus dem neunten die urewige Ursache, und aus dem zehnten — jenes Auge, das über Israel wacht und ihm auf allen Wegen folgt und seine Füße beschützt, auf daß sie nicht wund werden, und seine Häupter — auf daß kein Unglück sie treffe.

„Dies alles lehrt Sohar, das Buch der Kabbala; und weiter lehrt es noch, wo die Sefirot herstammen, und wie sie sich verteilen, und wie man aus den Buchstaben, die ihre Namen bilden, und aus denen, die den Namen Gottes bilden, alle Geheimnisse der Welt ablesen kann: und das ist eine große Lehre. Die erste Lehre für jeden Israeliten! Ich weiß, daß viele Israeliten sagen, der Talmud ist wichtiger; aber all die, die das behaupten, sind dumm und wissen nicht, daß solange die Erde erzittern wird vor großen Schmerzen und solange Gott und Israel, Vater und Matrona, sich im Kusse der Liebe nicht vereinen werden, bis die Sklavin der Königin weichen wird, der Talmud der Kabbala. Und wann wird diese Zeit kommen? Sie wird kommen, wenn der Messias auf Erden erscheint. Dann wird für alle frommen und gelehrten Menschen ein großes Freudenfest sein! Dann wird Gott der Herr einen Fisch kochen lassen — den Leviathan, der so groß ist, daß die ganze Welt auf ihm steht, und alle werden sich zum Festmahl setzen und diesen Fisch verzehren: die Frommen

und Gelehrten vom Kopf, das gemeine und unwissende Volk vom Schweife!..."

Der Melamed hatte gesprochen. Er atmete tief auf nach der langen Rede und fiel, den Blick auf den Tisch gesenkt, aus den mystischen Höhen zur irdischen Wirklichkeit herab.

Vor ihm duftete nämlich auf einem Teller ein ausgezeichnet gewürzter Fisch. Es war ja noch nicht der Leviathan, doch immerhin ein sehr schmackhafter Bewohner der Wasser. Obwohl asketisch in der Lebensführung, mochte der Melamed das Sabbatmahl doch sehr und genoß es reichlich, in der Überzeugung, den Körper und Geist in allgemeiner Freude zu erhalten sei eine Pflicht, die ebenso mit dem Sabbat zusammenhänge, wie die langen, eifrigen Gebete.

Mit dem letzten Rest der mystischen Ekstase in den hervorstehenden Augen und einem seligen Lächeln auf den Lippen begann er den ihm dargebotenen Leckerbissen mit den Händen zu zerteilen und zu verzehren.

Lange noch schwiegen die Versammelten nach der Rede des Melameds. Seine klugen Worte hatten auf fast alle Anwesenden tiefen Eindruck gemacht.

Der alte Saul hatte sie mit dem Ausdruck tiefer Verehrung im Gesicht angehört. Die harten Runzeln, die seine Stirn bedeckten, erzitterten unter dem Einfluß einer geheimen, nervösen Bangigkeit. Seine Söhne bohrten nachdenklich die Augen in den Tisch und erwogen in geistiger Sammlung die klugen Lehren Reb Mosches, unbewußt vielleicht in diesen düsteren Abgründen der entfesselten menschlichen Phantasie einen Lichtstrahl suchend, der sie selbst etwas erhellen könnte.

Die Frauen falteten mit andächtigen Gesten ihre Hände auf der Brust, wiegten zum Zeichen der Bewunderung die Köpfe hin und her und flüsterten mit einem verzückten Lächeln um die Lippen ganz leise:

„Ein gelehrter Mann! Ein kluger Mann! Ein ausgezeichnet frommer Mann! Ein richtiger Schüler des großen Rabbi Isaak!"

Nur zwei Blicke, die nicht von allen bemerkt wurden, kreuzten sich blitzartig während der Rede des Melamed. Ber hatte Meir einen traurigen Blick zugeworfen, dessen Augen voll verhaltenem Zorn und Hohn funkelten.

Als der Melamed von dem Fische Leviathan sprach, huschte über die schmalen, intelligenten Lippen Meirs ein Lächeln, spitz wie ein Stilett. Sicherlich bohrte es sich schmerzhaft in die Lippen, die es umspielte, und wollte doch den treffen, der es hervorgerufen.

Ber erwiderte das Lächeln mit einem Seufzer. Drei oder vier Jünglinge aber, die Meir gegenüber saßen und oft fragend zu ihm hinüberschauten, fingen es auf, und über ihre Gesichter flog ein Abglanz und ein Echo dieses Lächelns...

Nach einer kurzen Stille, die nur das Klirren der Messer und Teller und das laute Kauen des Melamed unterbrach, ergriff der alte Saul das Wort:

„Große Dinge sind es, kluge und fürchterliche Dinge, von denen uns Reb Mosche — dank sei ihm dafür! — erzählt hat. Höret auf die gelehrten Männer, welche durch ihre Klugheit die Ehre und Macht Israels hochhalten, denn geschrieben steht, ‚die Gelehrten sind die Fundamente der Welt'. Wer sie ehrt und sie um

kluge Dinge, von denen sie wissen, oft befragt, dem werden alle Sünden seines Lebens verziehen."

Reb Mosche blickte von seinem Teller auf und stammelte mit vollem Munde:

„Die guten Werke eines Menschen ergießen über ihn den unausgesetzten Strom der Gnade und der Vergebung. Sie öffnen vor ihm die Geheimnisse des Himmels und der Erde und tragen seine Seele zwischen die Sefirot."

Ein Schweigen voll Ehrfurcht und geistiger Sammlung breitete sich aus. Nach einigen Sekunden unterbrach es eine klangvolle, jugendliche Stimme am unteren Ende des Tisches.

„Reb Mosche! Und was nennt man ein gutes Werk? Was muß man tun, um die Seele von der Sünde zu erlösen und den großen Strom der Gnade auf sich zu lenken?" fragte laut Meir.

Der Melamed erhob die Augen zu dem Fragenden. Ihre Blicke begegneten einander. Die dunklen Augen des Melamed flammten zornig und drohend auf, über die grauen, klaren Augen des Jünglings flogen silberne Blitze eines verhaltenen Lächelns.

„Du, Meir, warst mein Schüler, und kannst jetzt nach solchen Dingen fragen! Habe ich euch denn nicht gesagt und nicht tausend und aber tausend Mal wiederholt, daß das beste Werk des Menschen die Vertiefung in die heilige Lehre ist? Wer solches tut, dem wird alles verziehen werden, und wer es nicht tut, der wird verflucht werden und ausgestoßen aus dem Schoße Israels und aus der Welt der reinen Geister, wären seine Hände und sein Herz auch rein wie Schnee."

Nach diesen Worten wandte er sich zu Saul, und mit seinem dunklen Finger auf Meir weisend, sagte er:

„Der kann nichts und weiß nichts! Der hat schon alles vergessen, was ich ihn gelehrt!"

Der Greis neigte leicht die gerunzelte Stirn vor dem Melamed und sagte versöhnlich:

„Verzeih' ihm, Rebe, er ist ja noch ein Kind! Wenn er zur Vernunft kommt, dann wird er erkennen, daß sein Mund sehr kühn war, als er dir zu trotzen wagte. Und er wird noch sicherlich so gelehrt und so fromm, wie alle Leute aus unserer Familie."

Er richtete sich auf. Stolz leuchteten die vom Alter getrübten Augen.

„Höret mich an, Kinder, Enkel und Urenkel! Unsere Familie, die Familie der Ezofowicz, das ist keine hergelaufene Familie. Wir haben, Jehova sei es gedankt, — gelobt sei Sein heiliger Name! — große Reichtümer in Truhen und auf Schiffen, aber noch größer sind die Reichtümer, die die Vergangenheit unserer Familie in sich birgt. Unser Urgroßvater war Senior, Ältester über alle Juden, die in diesem Lande wohnen, und vom Könige selbst hoch geschätzt. Und mein Vater, Hersch, der große Hersch, war mit den größten Herren befreundet. Und sie ließen ihn in ihre Wagen steigen und fuhren ihn wegen seiner großen Klugheit zum König und zum Reichstag, der damals in Warschau saß..." Der Greis verstummte für einen Augenblick und schaute voll Stolz und Triumph mit glänzenden Augen umher. Die ganze Versammlung starrte bewundernd auf ihn. Das Gesicht des Melamed verfinsterte sich, und langsam schlürfte er den Wein aus dem großen Pokal. Die Urgroßmutter

erwachte plötzlich aus ihrem Schlummer, und mit den verblaßten Augen zwinkernd, rief sie mit lauter, doch klangloser Stimme:

„Hersch! Hersch! Mein Hersch!"

Nach einer Weile begann Saul wieder:

„Unsere Familie besitzt einen großen Schatz, einen Schatz, wie es in ganz Israel keinen zweiten gibt. Und dieser Schatz ist ein langes Schreiben, das unser Ururgroßvater, Michael Senior, hinterlassen hat, und in dem sehr große und sehr kluge Dinge geschrieben stehen... Wenn wir dieses Schreiben hätten, dann wären wir sehr glücklich; welch ein Unglück, daß man nicht weiß, wo das Schreiben verborgen ist..."

Von dem Augenblicke an, wo Saul von der klugen Schrift seines Ahnen zu reden begann, flammten unter den vielen ihm zugewandten Blicken zwei Augenpaare in leidenschaftlichem, aber ganz entgegengesetztem Gefühl auf. Die Augen des Melamed, der leise und boshaft kicherte, und die Meirs, der sich auf seinem Sitz aufrichtete und mit brennender Neugier in das Gesicht des Erzählenden starrte.

„Diese Schrift," fuhr Saul fort, „lag zweihundert Jahre verborgen, und niemand hatte sie angerührt. Und als zweihundert Jahre vergangen waren, fand sie mein Vater Hersch. Wo er sie gefunden, das weiß niemand. Nur einzig und allein die alte Urgroßmutter..." Hier wies er mit dem Finger auf seine Mutter Frejda und schloß:

„Und sie allein weiß, wo er die Schrift wiederum verborgen, doch sie hat es bis jetzt niemand gesagt."

„Und warum hat sie es niemand gesagt?" fragte giftig und leise kichernd der Melamed.

Saul erwiderte traurig:

„Reb Nochim Todros — gelobt sei sein Andenken! — hat es ihr verboten."

„Und warum habt Ihr, Reb Saul, nicht selbst diese Schrift gesucht?"

Noch trauriger erwiderte Saul:

„Reb Baruch Todros, der Sohn Reb Nochims, und Reb Isaak, — hundert Jahre soll er leben! — der Sohn Reb Baruchs, haben es mir verboten!"

„Und niemand soll sie suchen!" schrie aus allen Kräften der Melamed, die Hand, die eine Gabel hielt, hoch erhebend, — „niemand soll diese Schrift suchen, denn sie ist angefüllt mit großer Gotteslästerung und Unrat! Reb Saul! Befehle du deinen Kindern, deinen Enkeln und Urenkeln, daß sie die Schrift nicht suchen, doch sollten sie sie finden, den Flammen zur Vernichtung übergeben! Denn wer diese Schrift findet und sie laut dem Volke vorliest, auf den wird der Cherem fallen, der wird ausgestoßen werden aus dem Schoße Israels. So sprachen Reb Nochim und Reb Baruch — gesegnet sei ihr Andenken! — so spricht Reb Isaak — hundert Jahre soll er leben! — auf dieser Schrift liegt der Fluch und ein großes Unglück für denjenigen, der sie findet!"

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten, die der Melamed mit ungewöhnlicher Erregung gesprochen hatte; nur ein langgedehntes, zitterndes, leidenschaftliches Seufzen unterbrach es.

Alle schauten umher, um zu erfahren, aus wessen Brust dieser Laut eines unbändigen Verlangens ge-

drungen war, aber niemand erfuhr es. Man sah nur Meir, der hoch aufgerichtet, mit blassem Gesicht und glühenden Augen in das Gesicht der Urgroßmutter starrte. Sie hob die runzligen Lider, als hätte sie den durchbohrenden Blick des geliebten Kindes gemerkt, und sprach:

„Meir?"

„Bobe?" erwiderte er mit weicher, zärtlicher Stimme.

„Kindleben!" flüsterte die Urgroßmutter, und selig lächelnd entschlummerte sie wieder.

Das Sabbatmahl nahte seinem Ende. Da erhob sich plötzlich Reb Mosche, dessen dunkle Wangen von dem ihm gastfreundlich gereichten Weine glühten, und sprang mit einigen langen Sätzen, mit lautem Ruf, den Kopf zur Decke erhoben, in die Mitte der Stube.

„Sabbat! Sabbat! Sabbat!" schrie er, Kopf und Arme unbändig bewegend. „Ah Simche! Ah Simche!" wiederholte er. „Die ganze himmlische Familie freut sich und tanzt im Himmel! — David tanzte und sprang vor der Bundeslade; warum sollte nicht ein ausgezeichnet frommer Mann durch Tanz und Sprünge sein Herz erfreuen?"

Er tanzte und sprang in langen Sätzen, den Raum um den Tisch herum nach allen Richtungen durchmessend, hockte auf den Boden hin, neigte sich, warf die Arme höher und den Kopf zurück. Immer schwerer und lauter fielen seine plumpen, bloßen Füße, die über sein enges, langes Gewand stolperten, auf den unter den Sprüngen erzitternden Boden.

Mit ungewöhnlichem Ernst und großer Aufmerksamkeit blickten der alte Saul und seine Söhne auf den

Tanzenden. Nicht das leiseste Lächeln bewegte ihre Lippen. Sie betrachteten die tollen Sprünge des Melamed wie Gläubige, die mystischen Vorgängen einer heiligen Handlung folgen. Freilich zuckten in den vom Alter getrübten, aber noch klugen Augen Sauls von Zeit zu Zeit Lichter eines heimlichen, höhnischen Lächelns auf. Niemand konnte es aber bemerken, weil der Greis seine Augen zur Hälfte mit den vergilbten Lidern bedeckte.

Der blondhaarige Ber saß aufrecht und ebenfalls ernst, aber seine Stirn runzelte sich fast schmerzlich, und die Augen blieben auf den Boden geheftet.

Meir stützte seinen Kopf in beide Hände und schien nichts zu hören und nicht zu sehen, was um ihn herum geschah, oder versuchte es wenigstens.

Die Frauen dagegen staunten über den Tanz Reb Mosches und bewegten ihre Gestalten im Takte, den seine bloßen Füße schlugen. Am unteren Ende des Tisches, wo die Jüngsten saßen, Knaben und Mädchen, hörte man ein ganz leises, gewaltsam zurückgehaltenes Kichern...

Endlich ermüdete Reb Mosche, seine Kräfte waren erschöpft, und der vor Erregung und Eifer zitternde Körper stürzte am Fuße eines großen Ofens aus grünen Ziegelsteinen schwer zu Boden. Er erhob sich jedoch bald, atmete tief, lachte laut auf und begann mit dem Ärmel seines groben, grauen Hemdes sich den Schweiß abzuwischen, der in großen Tropfen an der feuerroten Stirn und an den Wangen herabfloß.

Da erhob sich Sarah vom Tisch, Sauls Tochter, und reichte allen Anwesenden einen mit Wasser gefüllten silbernen Krug und ein silbernes Waschbecken

zur Händewaschung. Dankesgebete flüsternd, benetzten sich die Anwesenden die Hände mit dem Wasser und trockneten sie mit einem schneeweißen und reich bestickten Handtuch ab, das über Sarahs Arm hing. Das Sabbatfest war beendet.

Einige Minuten später war alles aufgeräumt. Die Versammelten teilten sich in Gruppen und führten laute, lebhafte Gespräche.

Meir, der eine Zeitlang allein am Fenster stand und in Gedanken versunken in den dunklen Abend blickte, näherte sich der ehrwürdigen Gruppe der ältesten Männer, die sich in einer Ecke der Stube versammelt hatten, wo ein altmodisches Sofa mit breiter, gelber Lehne stand.

Hier statteten Abraham und Rafael, die Söhne Sauls, und Ber, sein Schwiegersohn, dem Vater Bericht ab über die im Laufe der Woche erledigten Geschäfte. Sie frugen ihn um Rat und baten um seine Hilfe.

Hier erklangen die verschiedensten Ziffern beim Aufzählen der erstandenen Tonnen Getreide und des dafür gezahlten Geldes, und die Finger vieler Hände waren in Bewegung. Hier entflammten beim Klang des Namens ausländischer Häfen und der Erwähnung der dortigen Getreide- und Holzpreise alle Augen in Hoffnung, Angst und Gewinnsucht.

Der alte Saul schien erst jetzt aufzuleben. Obwohl die gewaltigen und klugen Lehren der mystischen Weisen seiner Gemeinde ihn mit Ehrfurcht und Angst erfüllten, schienen weltliche Angelegenheiten seinem Geiste

doch näher zu liegen. Aus seinem Auge verschwand das Alter, und nur das weiße Haar und der lange weiße Bart ließen den Patriarchen und Würdenträger in ihm erkennen, der Rat, Lob und Tadel unter die Familienmitglieder verteilte.

Meir stand eine Zeitlang mit gleichgültigem Gesichtsausdruck neben dieser Gruppe der vom Handel, Gewinn und Verlust redenden Leute. Man sah es ihm an, daß er an derlei Dingen nie persönlichen Anteil nahm, und daß die beißende Gewinnsucht seine frische Natur noch nicht erfaßt hatte. Mit einem gewissen Staunen blickte er auf den phlegmatischen Ber, der in diesem Augenblick ein ganz anderer Mensch zu sein schien.

Er berichtete dem Großvater von seinen Geschäften und Unternehmungen, machte ihm die Notwendigkeit klar, bei dem Bruder seiner Frau ein größeres Darlehen aufzunehmen, und wurde dabei gesprächig, beweglich, beinahe feurig. Seine Augen funkelten, die Lippen bewegten sich mit großer Geschwindigkeit, die Hände zitterten.

Meir ging zu einer anderen Gruppe, die am Ende des zweiten Tisches versammelt war. Hier herrschte der Melamed. Wie gewöhnlich mit beiden Ellenbogen breit auf den Tisch gestützt, sprach er feierlich zu den andächtig Lauschenden:

„Alles auf der Welt, jeder Mensch und jedes Tier und jeder Grashalm und jeder Stein hat seine Wurzeln hoch oben in jenem Lande, wo die Geister wohnen. Und so gleicht die ganze Welt einem riesigen Baume, dessen Wurzeln sich bei jenen Geistern befinden. Und sie gleicht einer riesigen Kette, deren letzte Glieder dort hängen,

wo die Geister wohnen. Und sie gleicht einem riesigen Meere, das nie austrocknet, weil ein unerschöpflicher Strom der Geister hineinfließt und es immer wieder erfüllt."

Meir entfernte sich von der Gruppe, die dem Melamed zuhörte, und ging zum Fenster. Dort diskutierten zwei junge Leute, die Stirn in die Hand gedrückt und tief in Gedanken versunken, über die Frage, wo und wie es geschrieben stehe, daß der Mensch, der in einer Feiertagsnacht seinen Schatten nicht sieht, in demselben Jahre noch sterben muß?

Meir blickte umher. In der angrenzenden Stube unterhielten ältere Frauen sich laut über die Wirtschaft und über den großen Verstand ihrer kleinen Kinder. Junge Mädchen kauerten in der Ecke, flüsternd und kichernd, flochten ihre langen Zöpfe auf und sangen leise.

Man sah es Meir an, daß er sich zu keiner dieser Gruppen hingezogen fühlte. Er befand sich bei den Seinen, bei denen, die seinem Blut und seinem Herzen am nächsten standen, — und doch ... man hätte meinen können, er befände sich in einer Wüste, so einsam und verlassen blieb er in der Mitte der Stube stehen, und so traurig und gelangweilt ließ er seine Blicke umherschweifen.

Bald darauf verschwand er. Er schritt die Stufen des Ganges hinab und lenkte seine Schritte über den dunklen Platz nach der niedrigen, langgestreckten Behausung Reb Jankels ...

Nach den festlich erleuchteten, geräumigen, reinlichen und schönen Räumen im Hause seines Großvaters, mußte Meir das Haus Reb Jankels, des Besitzers der größten Herberge in Szybów, des Branntweinhändlers und Gemeindebeamten, eng, dunkel, schmutzig und traurig erscheinen.

Während dort, bei seinem Großvater Saul, das Sabbatmahl erst kurz vorher beendet worden war, hatte man hier schon längst alles vom Tische abgeräumt. Das Familienmahl währte hier nur kurz und verlief in düsterem Schweigen, das nur mißmutiges Brummen und bissige Bemerkungen des Familienvaters unterbrachen.

Übrigens war es allgemein bekannt, daß der geizige Reb Jankel nur Geld zusammenscharrte, sich aber um die Ordnung und Bequemlichkeit in seinem Hause wenig kümmerte, weil er selbst nur selten dort verweilte. Er beschäftigte sich mit der Pacht von Brennereien und Schenken in den umliegenden Dörfern und kam nur dann ins Städtchen, wenn die religiösen Vorschriften oder die Gemeindeangelegenheiten es erforderten.

Seine Frau Jenta und zwei erwachsene Töchter bewirtschafteten die Herberge und waren die ersten Dienerinnen im Hause.

Lärmende, freundschaftliche Gespräche, wie im Hause der Ezofowicz, waren hier unbekannt. Die Wohlhabenheit des Hauses zeigte sich nur, wenn Reb Jankel hohe Gäste bewirtete: den heiligen Rabbi, dessen Liebling er war, seine Gemeindekollegen oder reiche Kaufleute. Reinlichkeit und Fröhlichkeit sah man hier nie.

In der ersten Stube, die Meir betrat, flackerte auf

dem Tisch nur ein kleiner gelber Kerzenstumpf in einem fettigen Messingleuchter. Der Speisenduft mischte sich mit dem modrigen Geruch der schmutzigen Wände und dem Fettdunst. Still war es hier und leer.

In der anderen Stube dagegen, in der kein Licht mehr brannte, hörte man das laute Schnarchen des Hausherrn. In der dritten, die klein und mit Betten und Koffern so verstellt war, daß man kaum hindurchgehen konnte, erblickte Meir beim flackernden Licht der Kerze am Ofen, der mit zum Trocknen aufgehängten Lumpen umspannt war, in der Dämmerung undeutlich eine Frauengestalt. Mit dem Fuße bewegte sie eine Wiege und schläferte singend ein wimmerndes Kind ein.

Er begrüßte sie mit einem Nicken und einem freundlichen Wort. Sie erwiderte den Gruß und summte weiter, beim gleichmäßigen Takt der Wiege und dem Schnarchen mehrerer im Zimmer schlafender Menschen.

Hinter einer niedrigen Tür hörte man die gedämpften Laute von Männerstimmen. Meir öffnete sie und betrat das Stübchen Eliesers, des Gemeindekantors mit dem weißen Gesicht und der wunderbaren Stimme.

Elieser war nicht allein. An dem Tisch, auf dem eine Talgkerze brannte, saßen einige junge Leute, die zur Familie der Ezofowicz gehörten und heute mit Meir dem Sabbatmahl beigewohnt hatten.

Meir atmete erleichtert auf, als er das Lächeln erblickte, das bei seinem Eintritt die Gesichter umspielte. Elieser erhob seine türkisblauen Augen zu dem Eintretenden, der sich schweigend an den Tisch setzte.

„Meir!“ sagte Elieser weich.

„Nu?“ erwiderte der Gast.

„Du hast heute die Geduld verloren und dem Melamed unnötige Dinge gesagt. Die da haben's mir schon erzählt."

Er deutete auf die anwesenden Jünglinge. Meir heftete einen durchdringenden und etwas spöttischen Blick auf das weiche Gesicht des Sängers.

„Glaubst du denn wirklich, Elieser, daß die Dinge, die ich heute dem Melamed sagte, unnötig und schlecht waren?" fragte er langsam.

Der Kantor senkte das Haupt.

„Sie waren gut," sagte er, „du solltest sie aber nicht aussprechen, denn große Unannehmlichkeiten können dich dafür treffen."

Der junge Mann lachte gezwungen und traurig.

„Nu!" sagte er entschlossen, „sie sollen mich treffen! Ich halte es nicht länger aus und kann nicht länger schweigend zusehen und zuhören, wie sie uns allen die Köpfe verwirren..."

„Kind! Kind! Was willst du dagegen tun!" sagte gedehnt eine träge Stimme.

Die Jünglinge schauten sich um. Der phlegmatische Ber war soeben durch die niedrige Tür eingetreten.

Die Anwesenden waren anscheinend gewohnt, ihn unter sich zu sehen, denn sie zeigten weder Erstaunen noch Unzufriedenheit. Und das Gespräch nahm seinen Fortgang.

Einer der Jünglinge, ein Verwandter Meirs, begann halb zweifelnd und lachend, halb ängstlich und erregt dem Kantor die Worte des Melamed von En-Sof und den Sefirot zu berichten. Ein anderer fragte ihn, was er von dem Satz denke, daß es genüge, sich in die

Lehren der Mischna und des Sohar zu vertiefen, um Vergebung für alle Sünden zu erlangen?

Schweigend und mit gesenktem Kopf hörte Eliefer zu. Endlich erhob er langsam das Haupt und sagte:

„Leset die Tora! Dort stehet geschrieben: einen Gott gibt es, Jehova! Kein Gefallen hat er an euren Opfern, an Gesängen und Weihrauch, vielmehr verlangt er von euch, daß ihr die Wahrheit liebet, die Bedrückten schützet, die Unwissenden belehret und die Kranken heilet, denn das sind eure ersten Pflichten!"

Die beiden Jünglinge öffneten weit die Augen.

„Nu!" riefen sie einstimmig, „hat denn der Melamed die Unwahrheit gesprochen?"

Wiederum schwieg Eliefer lange. Man sah es ihm an, er hätte lieber nicht geantwortet. Aber die jungen, ungeduldigen Hände zerrten an seinem Ärmel und verlangten die Antwort. „Die Unwahrheit hat er gesprochen!" erwiderte er endlich schüchtern.

Meir legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Eliefer, so hast du's mir vor zwei Jahren gesagt, als du aus der großen Stadt, wo man dich singen gelehrt, zurückgekehrt bist. Damals hast du mir die Augen geöffnet, die schon selbst nach dem Lichte suchten, und lehrtest mich, daß wir keine wirklichen Israeliten sind; daß unser Glaube nicht mehr der Glaube ist, der uns auf dem Berge Sinai gegeben wurde; daß der Judaismus trübe und schmutzig geworden ist, wie das Wasser, in das man eine Hand voll Schmutz hineingeworfen, und daß von diesem Schmutz unsere Köpfe und unsere Herzen befleckt wurden. Du hast es mir gesagt, Eliefer, und ich habe — erkannt. Seit dieser Zeit liebe ich

dich wie einen Bruder, der mich aus der Finsternis geführt, aber seit jener Zeit fühle ich auch in meinem Herzen eine große Last und eine große Sehnsucht."

„Eliezer hat dich gelehrt, Meir, und Eliezer schweigt... Und du, sein Schüler, redest!" erhob sich die Stimme Bers, in deren trägen Lauten Spott klang.

„Wenn ich nur reden könnte!" rief der junge Mann mit flammenden Augen, „und wenn ich wüßte, wie und was tun!" Nach einer Weile fügte er leiser hinzu: „Aber ich kann nicht reden und kann nichts tun... Ich habe nur einen furchtbaren Haß im Herzen gegen jene, die betrügen, und eine große Liebe für die Betrogenen."

„Und große Keckheit," warf nachlässig Ber ein.

„Keck war ich bis jetzt nicht, aber ... aber ... wenn ich nur wüßte, was tun, dann wär' ich es!"

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Meir unterbrach es:

„Du bist glücklich, Eliezer!"

„Warum bin ich glücklich?"

„In der weiten Welt warst du, hast kluge Sachen gesehen, kluge Leute gehört... Ach! Wenn nur ich auch in die weite Welt könnte!..."

„Eliezer, erzähl uns von der weiten Welt!" ließen sich die Jünglinge vernehmen. Neugierde und Sehnsucht malte sich in ihren Augen.

Eliezer war unter der Szybówer Jugend der einzige, der die „weite Welt" gesehen hatte. Er verdankte es seiner wunderbaren Stimme, wegen deren Ausbildung man ihn in eine große Stadt geschickt hatte.

Alles, was er zu erzählen wußte, hatte er schon längst

seinen Gefährten erzählt. Es war nicht viel, und doch wollten sie es jeden Tag wieder hören.

Wie eine große Stadt wohl aussieht? Was für hohe Häuser dort stehen, welch reiche und gelehrte Menschen in ihnen wohnen, und wie viele Israeliten unter ihnen, die viel Geld haben und von allen geehrt werden? Und warum sie von allen geachtet werden? Weil sie reich sind? Nein; denn auch in Szybów gibt es reiche Kaufleute, und die Puritz achten sie nur dann, wenn sie Geld von ihnen brauchen.

Jene werden deshalb geachtet, weil sie viel gelernt haben und viel können, und nicht allein die Mischna und die Gemara gelernt haben, sondern viele andere, schöne und nützliche Wissenschaften. Und warum gibt es in Szybów keine Schule, die solches lehrt, und warum sagen Rabbi Isaak und Reb Mosche, diese Lehren seien wie Sodoms Weinberge und verzehrende Flammen und jeder rechtgläubige Israelit müsse sie fliehen?

„Elieser! Wer hat all diese schönen Sachen dort erdacht?"

„Elieser! Essen dort alle Israeliten koscher?"

„Elieser! Was spricht man dort von unseren Rabbis, von den Todros?"

„Schlechtes spricht man von ihnen."

Große Bestürzung! In der weiten Welt sprachen Israeliten von den Todros schlecht? Sie glaubten nicht an En-Sof und die Sefirot und die ganze Kabbala?

„Und was sagen sie vom Talmud?"

„Vom Talmud sagen sie, daß dieses schöne und kluge Buch von klugen und heiligen Leuten geschrieben wurde, nur müßte es gekürzt und vieles aus ihm entfernt

werden, weil andere Zeiten gekommen sind und das, was einst notwendig war, jetzt schädlich ist."

Wiederum große Bestürzung! Den Talmud müsse man kürzen, weil die Gemara schwer zu erlernen sei und das Gedächtnis und den Verstand der Kinder töte?

Richtig! Sie entsannen sich ja noch, wie schwer es ihnen selbst fiel, die Gemara zu erlernen, und wie der Melamed sie hart züchtigte, weil sie ihnen nicht in den Kopf wollte, und wie ihr Gedächtnis und ihr Verstand darüber hinschwanden und der kleine Leibele, ein armer Schneiderssohn, darüber sogar dumm und krank wurde.

„Und wer hat denn einst den Talmud gekürzt und seine Erlernung erleichtert?"

„Ein großer und heiliger weiser Mann hat ihn gekürzt, Moses Majmonides, den die Rabbis später dafür verflucht haben."

Die Rabbis haben den großen und heiligen Gelehrten verflucht! Die Rabbis können also schlecht und ungerecht sein, und man muß nicht immer an alles glauben, was sie sagen!

„Und was hat Moses Majmonides sonst noch geschrieben?"

„Er hat noch More Nebuchim geschrieben, einen Leitfaden für Verirrte ... ein kluges und schönes Buch, bei dem man vor Rührung weinen und vor Freude lachen möchte!"

„Und hast du dieses Buch, Elieser?"

„Ja."

„Wo hast du es her?"

„Ein weiser Israelit hat es mir gegeben, der dort in der großen Stadt ein großer Advokat ist."

„Eliezer, lies uns etwas aus diesem Buche vor!"

Und jetzt offenbarte sich diesen naiven Gemütern, die sich unbewußt nach der Sonne und dem breiten Schoß der ganzen Menschheit sehnten, teilweise und chaotisch die Welt der in der Unendlichkeit kreisenden Erscheinungen und Gedanken.

Es bildeten sich keine festen Meinungen, es offenbarte sich ihnen nicht der Leitfaden eines anderen, besseren Lebens; aber Zweifel drangen in das Gewissen und Verlangen in die Brust. Traurige Gedanken umnebelten die jungen Augen, welche die Fesseln zu spüren begannen.

Es war schon spät, als die Jünglinge nach dem langen Gespräch sich von ihren Sitzen erhoben und mit erblaßten Gesichtern und glühenden Blicken einander gegenüberstanden. Nach kurzem Schweigen hub Meir an:

„Eliezer! Werden wir nie mit lauter Stimme unserem Volke zurufen, daß es sich umschaue und erkenne? Werden wir denn beharrlich weiter verwesen, wie Würmer, die man mit Erde zugeschüttet hat, und werden wir untätig zusehen, wie das ganze Volk erstickt und verwest?"

Eliezer senkte die tränenerfüllten Augen zu Boden, erhob seine weißen Hände und sagte mit klangvoller Stimme:

„Jeden Tag singe ich und weine vor dem Herrn für mein Volk!"

Meir machte eine ungeduldige Bewegung, und im selben Augenblick lachte Ber herb auf.

„Sing und weine!" sagte er zu Eliezer. „Dein strenger Vater hat dir solch einen Schrecken eingejagt, daß du nie etwas anderes wirst tun können."

Dann legte er seine Hand auf Meirs Schulter und fügte hinzu: „Nur der hier ist mutig und wird gegen den Strom schwimmen. Aber das Wasser ist stärker als der Mensch... Wohin wird es ihn tragen?"

Beim Verlassen des Hauses sah Meir wieder dieselbe Frauengestalt an der Wiege des schlafenden Kindes. Sie war vornübergebeugt, sie stützte beide Arme auf den Rand der Wiege und schlummerte. Auf dem Kopfe hatte sie noch die Feiertagshaube mit der großen, zerknüllten Blume, deren roter Ton seltsam von der gelben, runzligen Haut, der niedrigen Stirn und den welken Wangen abstach. Die Frau war noch nicht alt, aber abgearbeitet, abgeplagt und verhärmt. Jenta, des frommen Reb Jankels Frau war ein toter Geist in einem abgestorbenen Körper...

Als die Schritte der Gäste, deren Hall sich eine Zeitlang mit dem Schnarchen der Schlafenden vermengte, verstummten, trat Elieser in die niedrige Tür seines Stübchens und blickte auf die schlummernde Frau.

„Mutter!" begann er leise, „warum legst du dich nicht schlafen? Die kleine Chajka schläft schon lang und wird nicht mehr weinen. Lege auch du dich hin, Mutter... ruhe dich aus."

Die schlummernde Jenta vernahm das Flüstern des Sohnes. Sie erhob ihre Lider, blickte ihn traurig an, und ihre kleinen, zwinkernden, matten Augen erstrahlten in freudigem Glanz.

„Elieser! Komm her," flüsterte sie.

Der Jüngling trat heran und setzte sich auf den Rand des Bettes.

„Wie kann ich einschlafen?“ leise bewegten sich die welken Lippen der Frau. „Mein armer Kopf! Chajka ist krank und kann jeden Augenblick wieder aufwachen, und wenn sie weint, dann wacht Jankel auf und gerät in furchtbare Wut!“

„Schlaf, Mutter,“ erwiderte leise der Sohn, „ich bleib schon hier und werde die Chajka wiegen.“

Das gelbe, runzlige Gesicht mit der großen roten Rose über der Stirn neigte sich nicht auf die hochgetürmten, schmutzigen Kissen, sondern fiel schwer auf die Knie des neben ihr sitzenden Sohnes.

Eliefer lehnte den Arm auf den Rand der Wiege, stützte die Stirn in die Hand und sann. Ab und zu bewegte er mit dem Fuße die Wiege und summte leise.

„Oh! Mein armer, armer Kopf!“ murmelte die Frau aus dem Schlafe.

„Dein armer Kopf, oh Israel!“ murmelten, in Gedanken versunken, die rosigen Lippen des an der Wiege wachenden Jünglings.

Während sich dies in Reb Jankels Wohnung abspielte, huschte eine kleine, flinke Gestalt in der Dunkelheit durch den weiten Schulhof zu der niedrigen Hütte des Rabbi Isaak Todros und verschwand hinter der niedrigen Tür, die mit lautem Knarren ins Schloß fiel.

Aus dem Inneren der Hütte drang eine klare, tiefe Baßstimme:

„Bist du es, Mosche?“

„Ja, Rassi! Dein treuer Diener! Der elende Schemel deiner Füße. Mögen die Engel des Friedens deinen

Schlaf heimsuchen! Möge jeder Hauch deiner Lippen dir angenehm sein wie Öl und Myrrhe! Und wenn du schlafen wirst, möge deine Seele in großer Lust im Strom der Geister baden."

Die Baßstimme drang aus dem Inneren einer dunklen Stube, welche sich hinter einem winzigen, ebenfalls dunklen Flur befand, und fragte:

„Und wo warst du so lange, Mosche?"

Der Mann im Flur antwortete:

„Ich habe das Sabbatmahl im Hause der Ezofowicz eingenommen. Bei den Ezofowicz wird der Sabbat mit großer Pracht gefeiert, und ich gehe oft zum Sabbatmahl zu ihnen, um meine Seele in großer Fröhlichkeit zu erhalten."

„Du tust gut, Mosche, daß du am Sabbat deine Seele in Freude erhältst. Und was hört man bei ihnen?"

„Schlechtes hört man, Nassi! Zwischen Rosen und Lilien schleicht dort ein sehr häßlicher Wurm."

„Was für ein Wurm?"

„Ein Wurm, der an unserem heiligen Glauben nagt und aus Israel ein Volk von Gojims und Chaseressern machen kann!"

„Und in wessen Herzen schleicht der häßliche Wurm?"

„Er schleicht in dem Herzen des Meir Ezofowicz, des reichen Sauls Enkel."

„Mosche! Hast du den Wurm mit deinen eigenen Augen gesehen und ihn mit deinen eigenen Ohren gehört? Sprich, Mosche! Auf meinem Haupte liegt die große Last aller Seelen, die in dieser Gemeinde wohnen, und von allem muß es wissen."

Eine Zeitlang herrschte Schweigen im Flur. Der Mann, der dort in der Dunkelheit in demütiger Haltung an der verschlossenen Tür des heiligen Rabbi kauerte, sammelte seine Gedanken und Erinnerungen. Dann begann er mit kreischender und eintönig singender Stimme:

„Mit meinen eigenen Augen hab' ich's gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört. Meir Ezofowicz hat heute den sabbatlichen Kiddusch nicht mit seiner Familie verrichtet und kam erst nach Haus, als der Sabbat schon längst begonnen. Ich fragte ihn, was er getan, und er erwiderte mir, daß er die Hütte Abel Karaims und dessen Enkelin Golda vor einem großen Überfall beschützt habe..."

Er verstummte; die Baßstimme aus dem Inneren fragte:

„Er beschützte Abtrünnige und entweihte den Sabbat?"

„Er erhält am heiligen Sabbattage seine Seele nicht in Freude. Traurig kam er nach Haus und traurig war er während des ganzen Mahles. Und warum ist er traurig? Weil ihn seine Seele zu den Gojim zieht und zu ihrer Lehre..."

„Verflucht sei diese Lehre! Möge Israel vor ihr fliehen! Und möge der Herr ihr nicht vergeben!" erklang hinter der Tür die Baßstimme.

„Er sagte, daß in den heiligen Büchern Israels nichts geschrieben stehe von En-Sof und von den Sefirot, und daß der Ewige die Verfolgung der Abtrünnigen nicht gebiete."

„Abscheuliches strömt aus dem Munde des Jünglings.

In seinen Leib ist die Seele seines Urgroßvaters übergegangen, des Hersch Ezofowicz."

„Rassi!" rief laut Mosche. Ein undeutliches Brummen hinter der Tür ermutigte ihn zu weiterer Rede.

„Er wird die Schrift des Michael Ezofowicz, des Seniors, suchen... ich las es ihm an den Augen ab. Er wird die Schrift finden! Wenn er sie aber findet und sie dem Volke laut vorliest, dann wird sich der Geist Israels gegen deine Lehren auflehnen!"

Langes Schweigen herrschte nach diesen Worten, bis wiederum die Baßstimme erklang:

„Wenn er diese Schrift findet, dann wird meine Rechte schwer auf sein Haupt fallen und es zermalmen ... Mosche! Und was tat er nach dem Mahl?"

„Er ging ins Haus Reb Jankels und sprach lange mit dem Kantor Elieser; ich ging dort vorbei und sah sie durchs Fenster."

„Mosche! Und wer war denn sonst noch da?"

„Chaim war da, Mendel, Ariel und Ber, Sauls Schwiegersohn."

„Und was sprachen sie zueinander?"

„Rassi! Meine Seele ist in mein Ohr gedrungen, als ich unter dem Fenster stand ... sie klagten sehr, daß man sie in großer Finsternis halte, und daß der wahre Glaube Israels befleckt sei wie Wasser, in das man eine Handvoll Schmutz hineinwerfe... Und Elieser sagte, daß er große Klagen vor dem Herrn erhebe, singend und weinend; und Meir sagte, singen und weinen genüge nicht, man müsse mit lauter Stimme das Volk aufrufen und etwas tun, auf daß es anders werde, als es ist..."

„Otterngezücht!...“ brummte die Stimme im Inneren der Hütte.

„Rassi! Wen nennst du Otterngezücht?“ fragte demütig Mosche.

Nach einigem Schweigen erwiderte die Stimme:

„Das Geschlecht der Czokowicz!“

III.

Einige Monate vergingen. Den warmen Maientag beschloß ein duftender und heiterer Abend.

Kurz vor Sonnenuntergang schritten am Rande eines schmalen Gäßchens, an dem die ärmlichsten Behausungen des Ortes standen, langsam zwei Wesen dahin. Das eine war eine Ziege, weiß wie Schnee, das andere ein schlankes, zartes Mädchen.

Ernst und in Gedanken versunken schritt das Mädchen. Ihr Alter war schwer zu bestimmen, sie mochte dreizehn, vielleicht auch siebzehn Jahre zählen. Denn obgleich sie hoch aufgeschossen war, erschienen die zarten, schmächtigen Glieder noch kindlich, wie in der Entwicklung gehemmt. Ihr Gang aber und ihr Gesichtsausdruck trugen den Stempel tiefen Ernstes und der Trauer früher Reife.

Auf den ersten Blick erschien sie häßlich. Ihr ärmliches Kleid war aus verschossenem Perkal, und unter dem anliegenden schmalen Rock sah man die bloßen Füße in groben Halbschuhen. Das lose und schlaff herabhängende Leibchen bedeckten Schnüre aus kleinen, zerbrochenen Korallen. Das Rot dieses einzigen Schmuckes ihrer Kleidung hob die dunkle Farbe ihrer mageren und eingefallenen Wangen hervor. Unter den dichten Brauen

blickten große, tiefliegende, samtschwarze Augen, und über der schmalen, dunklen Stirn kräuselten sich in wirren Locken ebenholzschwarze Haare. Stolz und doch scheu war diese kindliche und zugleich weibliche Gestalt. Sie schritt aufrecht, ernst und blickte nachdenklich in die Ferne. Bei jedem lebhafteren Laut menschlicher Stimmen blieb sie stehen, schmiegte sich scheu an einen Zaun oder eine Mauer und senkte die Augen, nicht ängstlich, eher finster und unwillig, als sei ihr jede Begegnung mit Menschen unangenehm.

Am Ausgang der engen, schmutzigen Gasse leuchtete das frische Maiengrün einer Wiese auf, in Sonne gebadet und von Tauperlen schimmernd. Von einer Seite umgab die kleine Wiese ein Birkenhain, von der anderen endlose Felder und Ebenen und dahinter, in weiter Ferne, ein langer, bläulich schimmernder Waldstreifen.

Das Mädchen verlangsamte seine Schritte, blieb nach einer Weile stehen und schaute dem lebhaften Treiben auf der Wiese zu. Eine Schar junger Mädchen trieb Ziegen von der Weide. Die Mädchen beeilten sich nach Hause; widerspenstig, wollten die Ziegen noch auf der Wiese bleiben, und so entspannen sich hartnäckige Kämpfe.

Gleichgültig blickte die schlanke, ernste Mädchengestalt, neben der die muntere, jedoch folgsame weiße Ziege schritt, auf das lebhafte und geräuschvolle Treiben; man sah es ihr an, daß die Fröhlichkeit dort drüben sie nicht lockte. Sie schien eher darauf zu warten, daß die auf der Wiese schimmernden Gestalten verschwanden und die gellenden Kinderschreie verstummten.

Nach einer Weile lösten sich die Rufe und der Lärm in einen gemeinsamen triumphierenden Schrei auf, der laute Schwarm drängte sich in eine der breiteren Gassen des Städtchens und verschwand hinter einer Staubwolke. Die Wiese lag jetzt öd und still da; nur ein leiser Wind säuselte in den Ästen der Birken und Haselstauden, und die untergehende Sonne senkte rosige, durchsichtige Schleier auf sie herab.

Das schwarzbraune Mädchen heftete den Blick auf einen Punkt, wie plötzlich vor Freude erstarrt. Am Rande des Hains lag ein dicker, vom Winde gefällter Birkenstamm; dort saß ein junger Mann, mit einem großen Buch auf den Knien.

Die Bestürzung des Mädchens währte nicht lange. Die Augen auf das Gesicht des Jünglings geheftet, der über sein Buch gebeugt saß, schritt sie aufrecht und leicht über die Wiese, blieb an dem umgestürzten Baumstamm stehen, bückte sich, ergriff die Hand des Lesenden und führte sie an ihre Lippen.

Der in sein Buch vertiefte junge Mann erhob rasch das Haupt, blickte erstaunt auf das Antlitz des Mädchens, entzog mit einem Ruck seine Hand, und flammende Röte übergoß sein Gesicht.

„Du kennst mich nicht?" sagte das Mädchen mit gedämpfter, aber sicherer Stimme.

„Nein," erwiderte der junge Mann.

„Wie solltest du mich auch kennen? Aber ich kenne dich. Du bist Meir Ezofowicz, der Enkel des reichen Saul. Ich sehe dich oft, wenn du am Gang deines schönen Hauses sitzest, oder wenn du mit diesem Buch unter deinem Arm am Karaitenhügel vorbeigehst."

Nicht der leiseste Ausdruck von Verlegenheit oder Schüchternheit malte sich jetzt auf ihrem Gesicht, nicht der leiseste Schatten einer Röte. Nur die schwarzen Augen schienen sich zu weiten und zu erglühen, und die blassen Lippen wurden weich und sanft.

„Und wer bist du?" fragte Meir leise.

„Ich bin Golda, die Enkelin des Abel Karaim, der verachtet und verfolgt wird von den Deinen..."

Ihre Stimme zitterte jetzt und klang düster:

„Die Deinen verfolgen Abel Karaim und seine Enkelin Golda. Doch du beschützest uns. Schon lange wollte ich dir danken!"

Meir blickte zu Boden. Immer noch bedeckte eine leichte Röte seine weiße Stirn.

„Lebet in Frieden, du und dein Großvater Abel," sagte er sanft. „Möge sich der Arm des Ewigen über euer armes Haus breiten, der liebet und beschützet die da leiden..."

„Ich danke dir für deine guten Worte," flüsterte das Mädchen und ließ sich zu Füßen des Jünglings aufs Gras gleiten; dann erhob sie die gefalteten Hände und sprach weiter:

„Du, Meir, bist gut, klug und schön. Dein Name bedeutet: ‚Licht', und vor meinen Augen flammte ein Licht auf, so oft ich dich sah. Schon lange wollte ich mit dir sprechen und dir sagen, daß wir, obwohl du der Enkel eines reichen Kaufmanns bist und ich die Enkelin eines armen Karaiten, der Körbe flicht, vor den Augen des Ewigen doch gleich sind, und ich meine Blicke zu dir erheben darf und auf dein Licht schauen und glücklich sein."

Die dunkelbraunen, eingefallenen Wangen des Mädchens erglühten erst jetzt in strahlender Röte, purpurn färbten sich die zuckenden Lippen, und in den schwarzen, zum Jüngling erhobenen und mit tiefster Verehrung erfüllten Augen schimmerten Tränen.

Meir hörte mit gesenkten Blicken zu; erst als sie verstummte, hob er die Lider, schaute sie eine Weile an und flüsterte leise:

„Wie dankbar du bist, Golda, und schön! Setz dich zu mir."

Das Mädchen erhob sich vom Boden und setzte sich neben ihn, unbefangen und ernst. Wortlos schaute sie auf den Jüngling, der sie nicht ansah.

„Warum treibst du so spät erst deine Ziege zur Weide?" fragte Meir nach einer Weile.

Golda erwiderte: „Weil ich nicht hierher kommen will, wenn andere Mädchen ihre Ziegen hüten."

„Verfolgen denn auch sie dich?"

„Sie lachen mich aus, wenn sie mich sehen, rufen mir häßliche Spottnamen zu und jagen mich fort."

Meir blickte sie an.

„Fürchtest du dich, Golda, vor diesen Mädchen?"

Ernst verneinend schüttelte Golda ihr Haupt.

„Ich bin mit dem Schrecken zusammen aufgewachsen," erwiderte sie. „Er ist mein Bruder, und ich bin mit ihm vertraut. Aber wenn ich nach Hause komme, da fragt mich der alte Sejde: bist du niemand begegnet? Hat dir niemand ein Leid angetan? — Ich kann ihn nicht belügen, und wenn ich die Wahrheit sage, dann ist der Sejde traurig und weint..."

„Hat dich der Sejde selbst erzogen?"

Sie nickte bejahend.

„Mein Vater und meine Mutter sind gestorben, als ich kaum so groß war, wie hier dieser kleine Strauch. Der Sejde hatte keine anderen Kinder. Er nahm mich zu sich und sorgte für mich, er wiegte mich, wenn ich krank war, und trug mich auf seinen Armen in der Hütte herum und küßte mich oft! Und als ich größer wurde, da lehrte er mich spinnen und in der Bibel lesen und erzählte mir all die schönen Geschichten, welche die Karaiten aus der weiten Welt mitgebracht haben ... Der Sejde ist gut, der Sejde ist lieb, und so alt, so alt ... und so arm ... Seine Haare sind vom Alter weiß wie Schnee, und die Augen vom Weinen wie Korallen ... Oft liege ich zu seinen Füßen, und wenn er Körbe flicht, dann lege ich meinen Kopf in seinen Schoß, und er streichelt mit seiner alten, zitternden Hand meine Haare, seufzt und spricht: Jossejme! Jossejme*)!"

Golda saß vornübergebeugt, die Ellenbogen auf ihre Knie gestützt und die Wangen in den Händen. Sie wiegte sich leicht hin und her und schaute starr in die Ferne.

Meir umfing mit innigen Blicken ihr Antlitz und wiederholte mit weicher, mitleidsvoller Stimme:

„Jossejme!"

In diesem Augenblick erklang einige Schritte hinter ihnen in dem Dickicht des Hains ein wiederholtes Meckern. Meir schaute sich um.

„Wird sich deine Ziege nicht im Walde verlaufen?" fragte er.

---

*) Waise.

„Nein," erwiderte das Mädchen ruhig. „Sie geht nicht weit von mir weg. Sie ist meine Schwester."

„Der Schrecken dein Bruder, und die Ziege deine Schwester."

Meir lächelte gütig.

Das Mädchen wandte langsam ihren Kopf nach dem Hain und rief die Ziege, die sogleich herbeisprang.

„Sie liebt mich sehr. Wie der Sejde mich, so hab' ich sie großgezogen. Ein kleines Zicklein war sie, als der Sejde sie nach Hause brachte und mir schenkte. Auf meinen Armen hab' ich sie getragen, und mit meinen Händen hab' ich sie gefüttert; wenn sie krank war, habe ich sie in den Schlaf gesungen, wie es der Sejde mit mir getan hat. Und wenn ich viel Wolle gesponnen habe, dann will ich mir dafür am Markt ein kleines Zicklein kaufen."

Als sie dies lächelnd erzählte, sah sie ganz kindlich aus.

„Und für wen spinnst du so viel Wolle?"

„Gute Frauen geben sie mir. Hannah, Witebskis Frau, und deine Tante Sarah, Bers Frau, geben mir Wolle zum Spinnen und zahlen mir dann mit kupfernen, manchmal auch mit silbernen Geldstücken..."

„Du kommst also in unser Haus?"

„Ja."

„Und warum habe ich dich noch nie gesehen?"

„Weil sie mich ganz im geheimen kommen lassen und Arbeit geben. Ber und seine Frau sind sehr barmherzige Leute, sie wollen aber nicht, daß jemand erfahre, daß sie den Sejde und mich kennen und uns helfen. Ich komme nur dann, wenn niemand zu Hause ist, höchstens Lijka, deine Base, und immer gehe ich so, daß mich der schwarze Mann nicht erblickt..."

„Was für ein schwarzer Mann? Welcher schwarze Mann?“ fragte Meir erstaunt.

„Rabbi Isaak Todros!“ erwiderte Golda leise und geheimnisvoll.

Beim Klang dieses Namens zuckte das strahlende und erregte Gesicht Meirs nervös. Er verstummte plötzlich, versank mit den Blicken in die Ferne, und in seinen Augen flackerten düstere Blitze auf. Eine tiefe Furche grub sich in seine weiße Stirn.

„Meir,“ erklang es dicht neben ihm sanft und ganz leise, „wo bist du mit deinen Gedanken, und warum sind deine Augen so traurig geworden? Dein Name bedeutet doch: ‚Licht‘. Scheint dir nicht immer die Sonne des Trostes und der Freude?“

Langsam schüttelte der Jüngling den Kopf, ohne seinen Blick abzuwenden.

„Nein,“ flüsterte er. „Auf meinem Herzen lastet ein großer Kummer.“

Das Mädchen neigte sich zu ihm herüber.

„Meir!“ rief sie, „weshalb trägst du Kummer in deinem Herzen?“

Er schwieg eine Weile und antwortete dann ernst:

„Weil es bei uns schwarze Leute gibt, und weil es bei uns so finster ist, überall so finster!...“

Sie senkte die Stirn auf die Hand herab und wiederholte wie ein trauriges Echo:

„Oh ja, finster!“

Immer noch blickte Meir nachdenklich in die Ferne, dorthin, wo der weite Wald die golden schimmernde Ebene von dem violetten Horizont trennte.

„Golda,“ begann er halblaut, „hattest du nie das

Verlangen, zu erfahren und zu sehen, was dort, hinter dem dichten, hohen Wald vorgeht, dort weit ... in der weiten Welt?"

Sie schwieg. Wenn sie ihn anblickte, wollte sie nichts mehr von der weiten Welt wissen.

Meir sprach weiter.

„Ich möchte mir Flügel wünschen, um dort über den Wald und weit fort zu fliegen."

„Ist dir denn das schöne Haus des reichen Saul nicht lieb? Sind dir die Gesichter deiner Brüder, deiner Verwandten, deiner Freunde nicht lieb? Daß du fortfliegen möchtest?" flüsterte das Mädchen bang und mit verhaltenem Leid.

„Lieb ist mir das Haus meines Großvaters Saul," erwiderte er nachdenklich, „und lieb sind mir die Gesichter all meiner Brüder und Verwandten ... und doch möchte ich über diesen Wald hinfort fliegen, um alles zu erfahren und klug zu werden und dann hierher zurückzukehren, um all denen, die in Finsternis leben und in Fesseln schmachten, zu sagen, was sie tun sollen, um aus der Finsternis herauszukommen und ihre Fesseln abzustreifen ...

„Und ich bin begierig zu wissen, wie es kommt, daß die Sterne am Himmel wandeln und daß Gräser aus dem Boden sprießen ... wie alle Völker der Erde leben und wie klug und weise ihre heiligen Bücher sind. Und ich möchte all diese weisen Bücher lesen und den Gedanken Gottes und das Elend der Menschen erfassen, auf daß meine Seele so voll der Weisheit werde, wie voll von Wasser sind die Abgründe des Meeres... Ich möchte so gerne wissen ..."

Er brach plötzlich ab. Ein tiefer Seufzer, unaussprechliche Sehnsucht und unstillbares Verlangen brachen ihm die Stimme.

Nach einer Weile fuhr er leiser fort:

„Ich möchte so glücklich sein, wie Rabbi Akiba es war."

„Und wer war Rabbi Akiba?" fragte schüchtern Golda.

Meirs sinnende Augen flammten auf.

„Das war ein großer Mann, Golda! Ich lese seine Geschichte oft, jetzt eben las ich sie auch, als du zu mir kamst..."

„Auch ich weiß viele schöne Geschichten. Wie rote und duftende Rosen blühen sie in meiner Seele! Gib du mir, Meir, noch eine solche Rose. Möge sie vor mir leuchten, wenn ich dich nicht mehr werde anschauen können..."

Ihre Blicke begegneten sich. Ein weiches Lächeln umspielte Meirs Lippen.

„Verstehst du hebräisch?" fragte er.

Rasch nickte sie bejahend.

„Ja, der Sejde hat mich gelehrt..."

Meir wandte einige Seiten des Buches um, das auf seinen Knien lag, und begann zu lesen:

„Kolba Sabua war ein reicher Mann. Seine Paläste waren hoch wie Berge, und seine Kleider strotzten von Gold. Und in seinen Gärten wuchsen wohlriechende Zedern und Palmen mit breiten Blättern, und duftend blühten die Rosen von Saron.

„Aber schöner als die hohen Paläste und die wohl-

riechenden Zedern und die dunkelroten Rosen, schöner als alle Jungfrauen Israels, war seine Tochter Rahel.

„Kolba Sabua besaß so viele Herden, wie Sterne am Himmel stehen. Und zur Weide trieb die Herden ein armer Jüngling; schlank wie eine junge Zeder war er, und sein Gesicht war blaß und traurig, wie das eines Menschen, der seine Seele aus der Finsternis erlösen will und es nicht vermag.

„Dieser Jüngling hieß Josef Akiba und wohnte auf einem hohen Berge, auf dem die Herden seines Herrn weideten.

„Und es begab sich, daß die schöne Rahel zu ihrem Vater kam, vor ihm auf die Knie sank, seine Füße küßte, weinte und sprach: ‚Ich will Akibas Frau werden und in der kleinen schwarzen Hütte wohnen, die dort auf dem Gipfel des Berges steht, und in der er wohnt!‘

„Kolba Sabua war ein stolzer Mann und hart war sein Herz. Er entbrannte in großem Zorn gegen seine Tochter, die schöne Rahel, und verbot ihr, an den jungen Hirten zu denken.

„Aber die schöne Rahel verließ den hohen Palast ihres Vaters und nahm nichts mit als ihre schwarzen Augen, in denen Tränen wie große Brillanten glänzten, und ihre schwarzen Haare, die sich wie eine große Krone über ihrer Stirn erhoben. Und sie ging auf den hohen Berg, trat in die schwarze Hütte ein und sagte: ‚Akiba! Siehe, deine Frau ist in dein Haus gekommen.‘

„Groß war Akibas Freude; er trank die glänzenden Tränen von Rahels Augen, und dann begann er von sehr schönen Dingen zu erzählen. Wie Honig flossen die klugen

Worte von seinen Lippen; und sie hörte zu, war glücklich und sprach: ‚Akiba! Du wirst ein großer Stern werden, der über den Wegen Israels leuchtet!‘

„Kolba Sabua war ein stolzer Mann und hart war sein Herz. Kein Kleid schickte er seiner Tochter auf den hohen Berg und sagte: ‚Sie soll den Hunger kennen lernen und Elend erfahren!‘

„Die schöne Rahel lernte den Hunger kennen und erfuhr das Elend. Es kam ein Tag, da sie nichts mehr hatte, um Akibas Hunger zu stillen, und sie grämte sich darüber sehr.

„Akiba sprach: ‚Was kümmert mich der Hunger!‘ Und er begann wieder von klugen Dingen zu erzählen. Sie aber stand auf, lief den hohen Berg hinab, betrat das Städtchen und rief: ‚Wer gibt mir ein Maß Hirse für diese schwarze Krone, die ich auf meinem Haupte trage!‘ — Und man gab ihr ein Maß Hirse und nahm von ihrer Stirn herab die schwarze Krone, welche schöner war als Brillanten und Perlen.

„Sie kehrte auf den Berg zurück, trat in die kleine Hütte und sprach: ‚Akiba, deinen Hunger kann ich jetzt stillen. Aber deine Seele dürstet, und für sie habe ich keine Labung! Gehe du in die Welt hinaus und labe deine Seele an der großen Weisheit, die von gelehrten Lippen fließt. Ich bleibe hier, ich werde an der Schwelle deines Hauses sitzen, Wolle spinnen und die Herden weiden und werde auf den Weg schauen, auf dem du einst zurückkehren wirst, wie die Sonne, die am Himmel zurückkehrt, um die Dunkelheit der Nacht zu vertreiben.‘

„Akiba ging . . .“

Der Lesende hielt inne und hob die Augen vom Buche,

weil neben ihm Golda mit weit aufgerissenen Augen und angehaltenem Atem flüsternd fragte:

„Akiba ging?"

„Akiba ging!" wiederholte Meir und begann wieder zu lesen. „Die schöne Rahel ließ sich an der Schwelle seines Hauses nieder, spann Wolle, weidete die Herde und blickte auf den Weg, auf dem er zurückkehren sollte, strahlend vor großer Weisheit.

„Sieben Jahre vergingen. Und es kam ein Abend, da der Mond die Erde mit einem Meer silbernen Lichtes überflutete und Bäume und Gräser stille standen und sich nicht regten, als hauchte sie der Geist des Ewigen an, welcher der Welt Frieden und Ruhe bringt.

„An diesem Abend trat hinter dem hohen Berge ein großer, bleicher Mann hervor. Seine Füße zitterten wie Blätter, wenn der Wind über sie hinwegfegt, und seine Hände erhoben sich zum Himmel. Und als er die kleine, elende Hütte sah, flossen große Tränen in Strömen von seinen Augen. Denn dieser Mann war Akiba, der schönen Rahel Gatte.

„Akiba blieb am Fenster seiner Hütte stehen, das offen stand, und lauschte, was für Menschen drinnen sprachen.

„Es sprach dort seine Frau Rahel mit ihrem Bruder, den ihr Vater zu ihr geschickt hatte.

„‚Kehr in das Haus Kolba Sabuas zurück,' sagte der Bruder. Und sie erwiderte:

„‚Ich warte hier auf Akiba und hüte sein Haus.'

„Der Bruder sagte:

„‚Akiba wird nie zurückkehren. Er hat dich verlassen und dir große Schande angetan.'

„Sie erwiderte:

„‚Akiba hat mich nicht verlassen. Ich habe ihn selbst zum Quell der Weisheit gesandt, auf daß er von ihm trinke.‘

„‚Er trinkt vom Quell der Weisheit, und du badest in Tränen, und dein Körper verdorrt im Elend!‘

„‚Mögen meine Augen mit den Tränen hinausströmen und möge das Elend meinen Körper zerfressen: ich werde das Haus meines Mannes hüten. Und träte jetzt der vor mich hin, für den ich in meinem Herzen Liebe empfinde, und sagte: — Rahel! Ich bin zu dir zurückgekehrt, auf daß du nicht länger weinest, aber vom Quell der Weisheit habe ich noch wenig getrunken! — dann würde ich ihm antworten: gehe, und trinke weiter!‘

„Der bleiche Wanderer, der an dem geöffneten Fenster stand, wurde noch bleicher, als er die Worte Rahels vernommen, erschauerte, ging von seiner Hütte fort und kehrte dorthin zurück, woher er gekommen.

„Und wieder vergingen sieben Jahre. Und es kam ein Tag, an dem die Sonne Ströme goldenen Lichts auf die Erde goß, und die Bäume rauschten und die Blumen blühten, und die Vögel sangen und die Leute lachten, als hauchte sie der Geist des Ewigen an, welcher der Welt Leben und Freude bringt.

„Auf dem Wege, der am hohen Berge zu der niedrigen Hütte des Hirten hinaufführte, brauste ein Menschenstrom. In seiner Mitte schritt, alle überragend, ein Mann. Sein Gesicht leuchtete wie die Sonne, vor großer Weisheit. Und von seinen Lippen fielen Worte, süß wie Honig und duftend wie Myrrhe. Tief neigte sich das Volk vor ihm, mit gierigen Ohren fing es seine Worte auf und rief voll überströmender Liebe: Oh Rabbi!

„Und durch die Menschenschar stürzte sich eine Frau, fiel zur Erde nieder und umfaßte die Kniee des Meisters. Eine Spindel hielt sie in der Hand, Lumpen umhüllten ihren Leib, mager war ihr Gesicht, denn vierzehn Jahre lang hatte Elend an ihr genagt, und ihre Augen waren eingefallen, denn vierzehn Jahre lang waren Tränen aus ihnen geflossen.

„‚Hebe dich hinweg, Bettlerin!‘ schrie die Menge dem Weibe zu; aber der Meister hob sie von der Erde auf und drückte sie fest an seine Brust. Denn es war Josef Akiba, und das Weib war seine Frau Rahel.

„‚Dies ist der Quell, aus dem mein trauriges Herz Hoffnung trank, als mein Kopf sehnsüchtig und unter schwerer Arbeit im Quell der Weisheit badete.‘

„So sprach der Meister zum Volke, und er wollte Rahels Haupt mit einer Krone von Gold und Perlen krönen.

„‚Du, Rahel,‘ sprach er, ‚nahmest einst von deinem Haupte dein schönes Haar, um meinen Hunger zu stillen, ich werde jetzt deine Stirn mit einem kostbaren Kranze schmücken!‘

„Aber sie hielt seinen Arm auf, erhob ihre Augen zu ihm, die wieder in Schönheit strahlten, und sagte:

„‚Rabbi! Dein Ruhm ist meine Krone!‘“

Der Jüngling schloß das Buch und wandte seine Augen langsam dem neben ihm sitzenden Mädchen zu.

Glühende Röte bedeckte Goldas Gesicht, und Tränen flossen über ihre Wangen herab.

„Meir!“ rief sie, „wenn du Akiba wärest und ich die Tochter des reichen Kolba Sabua, so würde ich für dich dasselbe tun, wie die schöne Rahel!...“

Langsam hob sie ihre üppigen, ebenholzschwarzen Flechten, die lose über ihre Schultern herabhingen, wand sie um ihr Haupt und sagte:

„Auch ich habe eine schwarze Krone, wie Rahel!"

Dann erhob sie ihre tiefen, glühenden Augen zu Meir und sagte ernst und ruhig, ohne ein Lächeln, ohne zu erröten:

„Ich würde für dich, Meir, meine Augen aus meinem Kopfe herausreißen! Was sollten mir auch meine Augen, wenn sie dich nicht sehen könnten!"

Eine plötzliche Röte überflammte das Gesicht des Jünglings; das Mädchen war so kindlich, so scheu und zugleich so schön, mit dem üppigen, wirren Haar über der Stirn und den leidenschaftlichen Worten auf den kühnen und ernsten Lippen.

„Golda!" sagte Meir, „ich werde demnächst in euer Haus kommen und werde deinen alten Großvater besuchen."

„Komm," erwiderte sie, „ein großes Licht wird dann unser Haus erhellen."

Die Sonne neigte sich schon hinter die violetten und purpurnen Abendwolken. Hinter den hohen Weidenbüschen schimmerte der kleine Teich. Goldas Blick fiel auf das Wasser und den grünen Kranz der Sträucher an seinem Ufer.

„Was blickst du, Golda, so nach dem Teiche hin?" fragte Meir, der seinen Blick nicht von ihr wenden konnte.

„Ich möchte die Zweige haben, die dort wachsen."

„Wozu willst du die Zweige haben? Was willst du damit anfangen?"

„Ich möchte sie nach Hause bringen. Der Sejde flicht Körbe und Kober daraus und verkauft sie dann am Markte, und für den Erlös kauft er Brot und manchmal auch Fische. Jetzt hat der Sejde schon lange keine Zweige mehr zum Flechten und ist deshalb sehr traurig."

„Und warum holst du dir keine Zweige, wenn du sie brauchst?"

„Ich darf es nicht tun!"

„Warum darfst du nicht? Allen aus dem ganzen Städtchen ist es erlaubt, hier ihre Herden zu weiden und Zweige abzuschneiden. Diese Wiese und dieser Hain gehören der Gemeinde von Szybów."

„Ich weiß, daß sie ihr gehören. Ich darf es aber doch nicht tun. Wir glauben nicht an den Talmud, wir brennen am Sonnabend kein Licht... so ist uns auch nichts erlaubt!"

Mit einer plötzlichen Bewegung erhob sich Meir von seinem Sitz. „Komm," sagte er zu Golda. „Schneide dir so viele Zweige ab, wie du magst. Ich werde bei dir bleiben... Und du brauchst dich vor nichts mehr zu fürchten."

Das Gesicht Goldas erstrahlte vor Freude. Sie nahm aus Meirs Hand ein Messer, das er ihr reichte, und lief zum Teich. Meir folgte ihr. Ohne sich zu besinnen, sprang Golda ins Wasser. Meir blieb am Rande des Teiches stehen und sah zu, wie sie rasch die biegsamen Zweige abschnitt.

Plötzlich stieß Golda einen lauten Schrei aus und bückte sich.

„Was gibt's?" fragte Meir.

„Schöne Blumen gibt es hier!"

Ihre schlanke Gestalt beugte sich aus dem Grün hervor, und ihr zarter Arm reichte dem Jüngling eine breitblättrige gelbe Wasserlilie.

Meir beugte sich etwas vor, um die Blume entgegenzunehmen, da zuckte plötzlich Goldas Arm, ihr Gesicht erblaßte, und weit öffneten sich ihre Augen, starr vor Entsetzen.

„Der schwarze Mann!" flüsterte sie, ließ sofort die Lilie ins Wasser fallen und verbarg sich mit einem leisen Angstschrei hinter den grünen Sträuchern.

Meir schaute sich um. Einige Schritte hinter ihnen trat aus dem Dickicht des Hains eine seltsame Gestalt hervor und glitt rasch über die Wiese.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchs, hager und dürr, mit ganz dunklem Gesicht, schwarzem, schon leicht ergrauendem Haar und einem Bart, der bis zum Gürtel herabwallte. Bekleidet war er mit einem langen, engen Rock aus grobem, zerschlissenem Tuch. Sein entblößter, gelber Hals ragte aus dem offenen groben Hemd hervor. Er ging gebückt und sehr rasch. Seine Schritte waren lautlos, denn er trug ganz flache, ausgetretene Schuhe.

Mit beiden Händen hielt er einen großen Strauß verschiedenfarbiger, wildwachsender Kräuter. Über seinem Haupte und hinter ihm her flatterte eine Vogelschar. Die Vögel schienen ihn gut zu kennen, denn von Zeit zu Zeit versuchten sie, sich auf seinem schwarzen Haar und seinen gebeugten Schultern niederzulassen.

Als der Mann, ohne Meir anzuschauen, an ihm vor-

beiging, neigte der Jüngling unwillkürlich sein Haupt ganz tief, zum Zeichen der Demut und Verehrung. Doch rasch erhob er es wieder. Sein Gesicht war blaß und die Augenbrauen von verhaltenem Schmerz zusammengezogen.

Seine düsteren Blicke folgten der gebeugten, leise über die Wiese gleitenden Gestalt, und die Zähne in Zorn und Schmerz zusammenpressend, sagte er:

„Rabbi Isaak Todros!"

IV.

Rabbi Isaak Todros trug in seinem Äußeren und vielleicht auch in seinem geistigen Wesen noch manch deutliche Spur des jahrhundertelangen Verweilens seiner Ahnen unter der heißen Sonne Spaniens.

Er war nicht Priester: denn die Rabbis sind nicht Priester; und es gibt vielleicht kein anderes Volk, das seinem innersten Wesen nach jeder theokratischen Regierung und Unterwerfung so abgeneigt wäre, wie das israelitische. Auch war Rabbi Todros nicht Verwalter seiner Gemeinde; die bürgerlichen Angelegenheiten erledigen die Beamten des Kahal; der Rabbi dagegen hat im Kahal lediglich die Obliegenheiten eines Hüters der Religion, ihrer Vorschriften und Gebräuche.

Und doch hatte Rabbi Todros weit höhere Würden inne, als die eben erwähnten: er entstammte einem alten fürstlichen Geschlecht; unter seinen Ahnen zählte er viele gelehrte und weise Männer, viele verehrte und gottesfürchtige Rabbis. Er war ein ausgezeichnet frommer Mann, ein Zadik und Chacham, ein Asket und Wunder-

täter fast, und außerordentlich gelehrt, freilich nur in religiösen Dingen. Aber dies war auch in den Augen der Gemeinde von Szybów die einzige Gelehrtheit. Sie umfaßte eine unvergleichliche Kenntnis der heiligen Bücher: am wenigsten der Tora oder der Bibel, mehr des Talmud, und am meisten der Kabbala.

Isaak Todros war der hervorragendste Kabbalist der Neuzeit. Und auf dieses Fundament stützte sich der Bau seiner überragenden Größe.

Ein Uneingeweihter hätte meinen können, die Bevölkerung von Szybów gehörte zu der finsteren Sekte der Chassidim, welche die Kabbala an die Spitze aller geistigen und irdischen Lehren stellt. Doch nein: die Bewohner von Szybów waren keine Abtrünnigen; im Gegenteil, sie rühmten sich, rechtgläubige Talmudisten und Rabbiniten zu sein. Sie gehörten aber zu jenen — in den untersten sozialen Schichten der Israeliten übrigens sehr zahlreichen — Talmudisten, welche die Kabbala der Tora und dem Talmud anfügen und sie als heiliges Buch anerkennen; und sie verehren die Kabbala so leidenschaftlich, daß sie die beiden anderen Bücher ganz verdrängt.

Zwar hatte der Chassidismus die Bewohner von Szybów berührt und zahlreiche Spuren bei ihnen hinterlassen. Tatsächlich war ein großer Teil der Bevölkerung chassidäisch gesinnt, ohne es selbst zu wissen; und es ging die Kunde, der Großvater des Isaak Todros, jener Reb Nochim, der da mit Hersch Ezofowicz um Ideen gekämpft hatte, wäre eine Zeitlang der Schüler Beschts gewesen, des Gründers jener seltsamen Sekte; und es ging die Kunde, er wäre später noch oft mit ihm zusammengekommen; und obwohl er sich der Sekte nicht

angeschlossen, so hätte er doch viele von ihren prinzipiellen Elementen in der Gemeinde eingeführt, deren geistiger Führer er war.

Die hauptsächlichsten dieser Elemente waren eine unbegrenzte Achtung vor der Kabbala, eine beinahe abgöttische Verehrung der Zadiks und ein frommer, tiefer, unbeugsamer Abscheu gegen die Edomiten und deren Lehren.

Diese Elemente fanden durch den Eifer Boruchs, Nochims Sohn, Verbreitung und Vertiefung, und sein Enkel, Isaak Todros, bemächtigte sich der Würde, welche seine Ahnen zur Zeit ihres höchsten Ansehens inne hatten, und behauptete sie.

Die Religion der Bewohner von Szybów war also weder der Mosaismus, noch der Talmudismus, noch der Chassidismus, sondern eine chaotische Mischung aller zusammen, eine Mischung, die viele Meilen im Umkreis von Szybów vorherrschte und in der Person des Rabbis von Szybów ihren vollkommensten Ausdruck fand.

Rabbi Isaaks finstere Stirn war ganz mit tiefen Furchen bedeckt. Sie hatten sich gebildet, als er mit Anspannung aller geistigen Kräfte, durch entsprechende Zusammenstellung der Buchstaben, die den Namen Gottes und der Engel bilden, des Himmels und der Erde Geheimnisse zu erforschen suchte. Sein Rücken war gebeugt, die Hände zitterten von den unausgesetzten Erregungen des Geistes und seinen Kämpfen mit Gespenstern. Sein Körper war verdorrt und die Wangen tief eingefallen von der Seelenpein und den physischen Qualen.

Das Zölibat, das Fasten und die schlaflosen Nächte hatten sich in dem Äußeren dieses Menschen eingegraben,

aber auch die mystische Ekstase, das geheime Grauen und der unversöhnliche Haß gegen alles, was anders lebte, glaubte und begehrte.

Als Einsiedler lebte er in seiner schwarzen, niedrigen Hütte ein bis zu den äußersten Grenzen angespanntes Leben der Phantasie, inbrünstiger Gebete und abgrundtiefer, mystischer Betrachtungen.

Seinen Körper nährte er von den Gaben, welche ihm seine eifrigen Verehrer schickten. Die Gaben waren gering und einfach; große, kostbare Geschenke nahm Rabbi Isaak nicht an, sowie er für Arzeneien und Prophezeiungen kein Geld nahm.

Aber alltäglich huschten vor Sonnenaufgang verschiedene Gestalten schüchtern über den Schulhof und stellten geräuschlos auf die Holzbank vor dem Fenster der Hütte Tongeschirre mit Speisen und legten Brot und Feiertagskuchen hin.

Um diese Zeit, wo man schon die weiße Farbe von der hellblauen unterscheiden kann, zu der also jeder rechtgläubige Israelit seine Morgengebete zu verrichten und seine Teffilin anzulegen pflegt, verrichtete auch der Rabbi seine Morgenandacht.

Dann öffnete er das Fenster und blickte mit feurigen, von den nächtlichen Mühen jedoch geröteten Augen auf den rosigen Schein der Morgenröte. Dort, in jener Gegend, im fernen Osten lag Jerusalem, dort lagen die unsichtbaren Trümmer von Salomons Tempel, Palästina, das um seine Söhne weinte, und die in Trauer welkenden Palmen Zions.

Lange blickte der Rabbi jeden Morgen gegen Osten... Dann nahm er die von frommen Händen für ihn be-

reiteten Speisen und teilte sie mit den Vögeln, die seine Hütte umschwärmten. Oft ging er in den Hain, verlor sich manchmal bis in die endlosen Fichtenwälder und fütterte die Vögel, die bei seinem Anblick von allen Seiten herbeiflogen und ihn auf seinen Wanderungen begleiteten.

Oft betete er mit lauter Stimme, die zitternden Hände hoch erhebend, und weckte mit seinen inbrünstigen Rufen die Chöre der Waldechos. Oft auch sammelte er verschiedene Gräser und wildwachsende Kräuter, welche er in riesigen Büscheln pflückte und nach seiner kleinen Hütte trug.

Die Pflanzen bargen Heilkräfte in sich, deren Kenntnis sich in der Familie der Todros von Vater auf Sohn vererbte. Einer von den fernen Ahnen des Rabbis war einst ein berühmter Arzt in Spanien gewesen, zu jener Zeit, als in der Unterdrückung des israelitischen Volkes eine kurze Unterbrechung eingetreten war, als es ihm gestattet war, zusammen mit den anderen Völkern aus allen Quellen die allseitige geistige Nahrung zu schöpfen.

Doch das änderte sich bald, und die berühmten und wahrhaft gelehrten israelitischen Ärzte verschwanden; aber jener, der den Namen Todros Halevy trug, vermachte sein Wissen seinen Söhnen, und es überlieferte sich dann von Geschlecht zu Geschlecht, nahm phantastische Formen an und spann sich zu seltsamen, wunderlichen Legenden aus, deren Helden jene bescheidenen Pflanzen mit den unscheinbaren Farben und dem durchdringenden Duft waren, welche die Füße der Vorbeigehenden achtlos niedertraten.

Isaak Todros suchte fleißig und sammelte sorgfältig diese kostbaren Gegenstände der alten Weisheit und Überlieferung seiner Ahnen.

Traurig schimmerten die blassen Farben der welken Pflanzen an den grauen Wänden, die eine dicke, durch Jahrzehnte angesammelte Staubschicht bedeckte, und inmitten des Unrats im ganzen Raum.

Das Stübchen des Rabbis erinnerte an die herbe Einfachheit der Zellen von Einsiedlern und Anachoreten. Nur ein niedriges hartes Bett war darin, ein roher Holztisch am Fenster, einige Holzsessel und mehrere feste Bretter an der Wand, ganz mit Büchern bedeckt.

Zwölf riesengroße Bände mit uraltem Druck und in vergilbtes Pergament gebunden. Der Talmud.

Darüber lagen: Ozar-cha-kabod, das Werk jenes Todros Halevy, des ersten Talmudisten, der an die Kabbala glaubte; Toldot-Adam, ein Heldengedicht, welches die Geschichte des ersten Menschen und Verbannten besingt; Sefer Jezira, das apokalyptische Bild der Erschaffung der Welt; Kaarat Kesef, worin Esobi die Israeliten vor den verderblichen Einflüssen jeder weltlichen Lehre warnt; Schiur-Koma, die plastische Beschreibung Gottes, welche den Leser über die physische Gestalt aufklärt, über den riesenhaften Umfang seines Hauptes, seiner Füße und Hände und vor allem des göttlichen Bartes, der zehntausendfünfhundert Parasangen lang ist.

Aber ganz oben lag das vom häufigen Gebrauch ganz abgenützte Buch des Glanzes, Sohar, die umfangreichste und tiefste Abhandlung über den Chochma-Nistura, welche Moses von Leon im dreizehnten Jahrhundert

herausgab, im Namen des vor vielen Jahrhunderten lebenden Rabbis Simon-ben-Jochai.

Über diesen Büchern verbrachte Isaak Todros schlaflose Nächte und schöpfte aus ihnen Klugheit und Weisheit. Und er berauschte seinen Geist mit mystischen Erregungen und mit dem bitteren, scharfen Geifer grenzenlosen Abscheus gegen alles, was jener Welt voll überirdischen Glanzes und überirdischer Finsternis fremd war und sich gegen sie aufbäumte.

In den Feiertagsnächten war Isaak Todros nicht allein in seiner Hütte. Zu seinen Füßen saß sein liebster Schüler Reb Mosche, der Melamed, um wenn nötig den schwarzen Docht der gelben Talgkerze abzuschneiden. Dem Frommen, der in der Feiertagsnacht die heiligen Bücher liest, ist es nicht gestattet, die Kerze zu putzen. Der Schüler starrte den Meister an und wartete auf den Augenblick, wo die von des Rabbis Hand geschriebenen und zusammengestellten Buchstaben der Namen Gottes, Notarikon und Gematria, das Wort bilden würden, welches große Wunder vollbringen und alle Geheimnisse des Himmels und der Erde den Menschen offenbaren mußte.

Als Isaak Todros heute kurz nach Sonnenuntergang mit einem großen Kräuterstrauß in den Armen nach Hause zurückkehrte, fand er seinen treuen Verehrer in einem Winkel des dunklen Flurs. Zusammengekauert saß er da, stützte sein Gesicht in beide Hände und war in tiefe Betrachtungen versunken.

„Mosche!“ rief der Rabbi, rasch und geräuschlos durch den Flur schreitend.

„Was befiehlst du, Rassi?“ fragte Mosche demütig.

„Gehe sofort zum alten Saul und sage ihm, Rabbi Isaak Todros wird morgen sein Haus besuchen.“

Die in der dunklen Ecke zusammengekauerte Gestalt schnellte wie eine Feder vom Boden auf und lief eilig über den Platz nach dem hohen Hause Sauls. Er stürzte über den Gang, öffnete halb die Tür und rief, den Kopf in das weite, geräumige Gemach hereinsteckend, mit lauter und triumphierender Stimme:

„Rebe Saul! Großes Glück und große Ehre werden dir widerfahren! Rabbi Isaak Todros, der ausgezeichnet fromme Mann und erste Gelehrte der Welt, wird morgen dein Haus besuchen.“

Aus der Tiefe des Gemachs erwiderte eine vom Alter rauhe, aber noch kräftige Stimme: „Ich, Saul Ezofowicz, meine Kinder, Enkel und Urenkel werden den Besuch Rabbi Isaaks mit großer Freude und sehnsüchtigem Herzen erwarten. Hundert Jahre soll er leben!“

„Hundert Jahre soll er leben!“ wiederholte die Gestalt in der Tür und verschwand.

Die Tür schloß sich. Der alte Saul saß auf dem Sofa und las im Sohar, dessen tiefe Offenbarungen sein Geist jedoch, der gewohnt war, sich mit weltlichen Angelegenheiten zu befassen, nicht zu begreifen vermochte. Seine durchfurchte Stirn verfinsterte sich plötzlich, und Unruhe flackerte in seinen Augen.

Er wandte sich Rafael zu, dem ältesten seiner Söhne, der am Tische saß und Gewinn und Verlust des letzten Monats in ein Buch eintrug.

„Wozu kommt er her?“

Rafael zuckte die Achseln.

„Hat er uns etwas vorzuwerfen?" fragte wiederum der Greis.

„Ja," erwiderte Rafael und sah von dem Buche auf.

Saul zuckte zusammen.

„Nu!" rief er, „was hat er uns vorzuwerfen? Hat einer aus unserer Familie gesündigt?"

„Meir!" warf Rafael kurz zurück.

Trauer und Unruhe sprachen aus ihren Gesichtern. Isaak Todros pflegte nur ganz selten die Mitglieder seiner Gemeinde aufzusuchen, und zwar nur dann, wenn es sich um wichtige religiöse Fragen oder Übertretungen handelte.

Und mit diesen seltenen Besuchen wurden auch nur die würdigsten und einflußreichsten Mitglieder der Gemeinde beehrt.

Rabbi Isaak Todros war ein Asket und verachtete den Mammon, wies jedoch keine Auszeichnung und keine Ehrbezeugung zurück; er schätzte sie sogar sehr und hätte sie jedesmal entschieden gefordert, wenn jemand gewagt hätte, sie ihm zu verweigern oder auch nur zu schmälern.

Deshalb gab ihm auch das arme Volk und alle, die sich bei ihm einschmeicheln wollten, den Titel eines Fürsten und nannte ihn „Nassi"; deshalb bedeutete auch jeder Gang von ihm durch das Städtchen stets ein feierliches Ereignis, das von einem bestimmten, ernsten Zeremoniell begleitet werden mußte.

Es fehlten noch einige Stunden an Mittag, als Saul Ezofowicz, am Fenster seines Gemachs stehend, mit unruhigen Blicken unter den zusammengezogenen Brauen

den langsam über den Platz sich bewegenden Zug erwartete.

Auch die versammelten Mitglieder seiner Familie, die Söhne, die Schwiegertöchter, die Tochter, der Schwiegersohn und die ältesten Enkel warteten, alle festlich gekleidet, mit feierlichen Gesichtern, um den höchsten Würdenträger der Gemeinde an der Schwelle des Hauses zu begrüßen.

Von dem Schulhof her zog eine Gruppe schwarz gekleideter Männer über den Platz. In der Mitte, die Gestalt wie gewöhnlich vorgeneigt, im zerschlissenen Gewand und dem groben Hemd, das den langen, gelben Hals frei ließ, schritt Isaak Todros, rasch und geräuschlos wie immer.

An seinen Seiten schritten zwei Beamte der Gemeindevertretung: der kleine, geschmeidige Rebe Jankel mit dem bleichen, von Sommersprossen bedeckten Gesicht und dem feuerroten Bart, und der reiche Viehhändler David Kalman, einer der Würdenträger des Städtchens, ein Moresne, hoch aufgerichtet, ernst, mit schneeweißem Haar, die Hände im Atlaskaftan und einem seligen Lächeln um die vollen Lippen.

Hinter diesen drei Männern und an ihren Seiten drängte sich eine Menschenschar.

Allen voran lief Rebe Mosche; er lief nach rückwärts und schaute unverwandt dem Rabbi ins Gesicht, sprang herum, klatschte in die Hände, neigte sich tief zur Erde, stolperte über die Unebenheiten des Bodens, sprang wieder auf, hob das Gesicht zum Himmel empor und stieß kurze Freudenschreie aus.

Krachend öffnete sich die Tür zum Empfangsgemach

der Ezofowicz, und herein stürzte der Melamed, rot vor Erregung, erhitzt, in Schweiß gebadet, doch strahlend vor übergroßer Freude.

„Rebe Saul!" rief er mit heiserer Stimme, „gehe dem großen Glück und der großen Ehre entgegen, die zu dir kommen!"

Auf Sauls Gesicht malte sich der Kampf einer geheimen Unruhe und wirklich empfundener Freude. Er stand an der Schwelle seines Empfangsgemachs.

Vor dem Gang faßten Rebe Jankel und Morejne Kalman den Rabbi unter die Arme, hoben die hagere Gestalt vom Boden hoch, trugen sie über den Gang und die Schwelle und stellten sie vor Saul hin. Dann verneigten sie sich tief, verließen das Haus und setzten sich auf dem Gange nieder.

Tief neigte Saul sein weißes, ernstes Haupt vor dem Gaste. Seinem Beispiele folgten alle im Raum Versammelten.

„Den Weisen begrüßend, begrüßen wir die Herrlichkeit des Ewigen."

„Den Weisen begrüßend, begrüßen wir ..." begann der Chor männlicher und weiblicher Stimmen Sauls Worte zu wiederholen. In diesem Augenblick aber erhob Isaak Todros den Zeigefinger, seine flammenden Blicke schossen nach allen Seiten.

„Schaaa!" zischte er.

Grabesstille.

Der Rabbi wies mit dem Zeigefinger über die Versammelten hin und rief mit lauter Stimme:

„Weg."

Ein Rauschen von Kleidern und eiligen Schritten war zu vernehmen, und dann blieben in dem plötzlich vereinsamten Gemach nur zwei Leute: der Patriarch mit dem schneeweißen Haar und der Weise mit den flammenden Augen.

Als der Weise mit kurzer, befehlender Gebärde die Familie Sauls von seinem Angesicht vertrieb, zuckten Sauls Augenbrauen und zogen sich für einen Augenblick zusammen. Der Familienstolz wallte in ihm auf.

„Rabbi," begann er mit leicht gedämpfter Stimme, und er verneigte sich, doch weniger tief als vorher, „geruhe unter meinem Dache den Platz einzunehmen, der dir am bequemsten scheint."

Er sprach ihn nicht mit dem Fürstentitel an, er nannte ihn nicht ‚Nassi!'

Rabbi Isaak blickte düster auf ihn, glitt lautlos durch die Stube zu dem Sofa mit der hohen, gelben Lehne und setzte sich.

Jetzt war er nicht gebeugt: im Gegenteil, er setzte sich steif und aufrecht hin, die regungslosen Blicke auf das Gesicht des Greises geheftet, der ihm gegenüber Platz nahm.

„Ich bringe dir eine Neuigkeit," warf der Rabbi kurz und finster hin. „Dein Enkel Meir hat eine unreine Seele. Er ist ein Kofer!"

Saul schwieg. Nur die runzligen Lider zuckten nervös über den verblaßten Augen.

„Ein Kofer!" wiederholte der Rabbi lauter. „Er beschimpft mit häßlichen Worten unsere Religion, ehrt nicht die Weisen, entweiht den Sabbat und hält Freundschaft mit Abtrünnigen!"

„Rabbi," begann Saul.

„Du hast zu schweigen, wenn ich spreche!“ unterbrach ihn zornig der Rabbi.

Die Lippen des Greises preßten sich so fest zusammen, daß sie völlig in dem weißen Bart verschwanden.

„Ich bin gekommen, um dir zu sagen, daß du deinen Enkel schlecht hältst, und daß du Schuld hast an seinem Verhalten. Warum hast du den Melamed gehindert, ihn zu strafen und zu prügeln, als er in den Cheder ging, die Gemara nicht lernen wollte und über die Reden des Melamed lachte und andere zum Lachen reizte? Warum hast du ihn zum Edomiten geschickt, der dort zwischen den Gärten wohnt, auf daß er ihn lesen und schreiben lehre in der Sprache der Gojim und noch andere edomitische Abscheulichkeiten? Warum hast du ihn mit deiner väterlichen Hand nicht gestraft, damals, als er den Sabbat entweihte und an deinem Tische dem Melamed widersprach? Warum verdirbst du ihm seine sündige Seele durch deine Liebe? Und zwingst ihn nicht zu den heiligen Lehren, und schaust auf alle seine Abscheulichkeiten so, als ob du blind wärest?“

Von der langen Rede ermüdet, schwieg der Rabbi, schwer atmend.

Da begann der alte Saul mit leicht gedämpfter Stimme:

„Rabbi, möge dein Herz mir nicht zürnen. Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt habe. Dies Kind ist der Sohn meines Sohnes, des jüngsten von meinen Kindern, den meine Augen so früh verloren. Nach dem Tode des Vaters und der Mutter nahm ich dies Kind in mein Haus und wünschte, es möchte sich

nie daran erinnern, daß es eine Waise ist. Witwer war ich schon damals, und in meinen Armen zog ich den Knaben auf. Und auch die alte Urgroßmutter zog ihn auf, die ihre Seele vor den Herrn hinlegen würde, um nur für seine Seele das Glück zu erkaufen. Er ist in der Krone ihres Hauptes der erste Edelstein, und jetzt öffnen sich ihre Lippen, die das Alter geschlossen, für niemand mehr, nur für ihn. Das, Rabbi, sind die Gründe, weshalb ich ihm mehr erlaubte, als meinen anderen Kindern, und weshalb ich ihm die Zügel lockerer ließ, und das sind die Gründe, weshalb mich meine Seele schmerzte, als der Melamed im Cheder ihn schalt und schlug, wie die anderen Kinder. Ich sündigte damals. Ich stürzte wie wahnsinnig in den Cheder, sagte dem Melamed böse Worte und nahm den Knaben mit. Ich sündigte, Rabbi, denn der Melamed ist ein gar kluger und heiliger Mensch; aber möge die Sünde aus deinen Augen verschwinden, wenn du bedenkst, daß ich die blauen Male am Körper des Sohnes meines Sohnes nicht sehen konnte und nicht schweigen konnte! Als ich die blauen Male bei den Kindern meines Sohnes Rafael und meines Sohnes Abraham und meines Sohnes Efraim sah, da schwieg ich; denn ihre Väter lebten, Gott sei es gedankt, und wachten selbst über ihren Kindern. Aber als ich das auf dem Rücken und an den Schultern der Waise sah ... Rabbi! Da weinte ich und rief mit lauter Stimme — und versündigte mich."

„Es ist nicht deine einzige Sünde!" sagte der Rabbi, der Sauls Rede mit der Strenge und dem Ernst eines Richters anhörte; „und warum schicktest du ihn zum Edomiten in die Schule?"

„Rabbi," erwiderte Saul, „und wie soll er sich dann in der Welt Rat schaffen, wenn er die Sprache nicht versteht, die alle Leute in diesem Lande sprechen, und seinen Namen nicht schreiben kann auf einem Vertrag oder einem Wechsel? Meine Söhne, Rabbi, und meine älteren Enkel führen große Geschäfte, und auch er wird sie führen, sobald er heiratet... Die ganze Erbschaft seines Vaters gehört ihm ... er wird reich sein und wird mit großen Herren sprechen müssen... Und wie sollte er mit ihnen reden, wenn ich ihn nicht zum Edomiten in die Schule geschickt hätte?"

„Verflucht sei Edom und seine unflätige Lehre, und möge der Herr ihm nicht vergeben!" brummte der Rabbi. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Und warum hast du keinen Gelehrten aus deinem Kinde gemacht, sondern ihn zum Kaufmann erzogen?"

„Rabbi," erwiderte Saul, „die Familie der Ezofowicz ist eine Kaufmannsfamilie. Kaufleute sind wir, von Vater auf Sohn, so ist es bei uns Sitte."

Bei diesen Worten erhob er das gebeugte Haupt. Stolz und mutig fühlte er sich bei der Erwähnung seines Geschlechts. Aber nichts kann der Verachtung und dem Hohn gleichkommen, mit dem der Rabbi seine Worte nachzischte:

„Die Familie der Ezofowicz!

„Die Familie der Ezofowicz!" wiederholte er dann nochmals, lauter, „sie war immer ein Pfefferkorn am Gaumen Israels..."

Stolz warf Saul den Kopf zurück und rief:

„Rabbi, in ihr waren Edelsteine, bei deren Anblick selbst die Edomiten Achtung vor ganz Israel bekamen..."

Der alte Haß der Geschlechter Ezofowicz und Todros zuckte auf und entbrannte zwischen den beiden Männern.

„In eurer Familie," sagte der Rabbi, „lebt eine häßliche Seele, die von einem Ezofowicz zum andern wandert und sich nicht reinigen kann. Denn so steht es geschrieben: alle Seelen, welche aus den Sefirot ausfließen, wie die Wassertropfen aus einer geneigten Flasche herausfließen, machen den Ibur-Gilgal durch, — die Seelenwanderung, von einem Körper in den andern, — bis sie sich von allen Sünden gereinigt haben und zu den Sefirot zurückkehren. Wenn der Mensch fromm und gottesfürchtig ist, dann kehrt seine Seele zu den Sefirot zurück; und wenn sie dort zurückgekehrt ist, dann geht eine andere Seele an ihrer Statt in die Welt und nimmt menschliche Gestalt an. Und so lange werden Elend, Trauer, Schmerz und Sünden auf Erden sein, als nicht alle von den Sefirot losgerissenen Seelen den Ibur-Gilgal durchgemacht haben. Und wie können sie alle durch die Körper durchkommen, wenn es auf der Welt so viele unreine und die heiligen Lehren nicht beachtende Menschen gibt! Diese Abscheulichen halten die Seelen in ihren Körpern gebannt, und dort oben müssen andere Seelen warten. Sie müssen warten, denn so viele Körper kann es auf der Welt nicht geben, als Seelen bei den Sefirot. Und der Messias selbst wartet, denn nicht eher steigt er zur Welt herab, als nicht die letzte Seele in einen Körper gedrungen und den Ibur-Gilgal begonnen. Die abscheulichen Seelen, die immer von einem Körper zum andern wandern und die wartenden Seelen nicht hereinlassen, rücken in weite Ferne den Jobel-ha-Gadel, den Tag des Messias, — das große

Freudenfest! Und in eurer Familie gibt es so eine abscheuliche Seele. Zuerst war sie in dem Körper Michaels, des Seniors, dann war sie im Körper des Hersch, und jetzt sitzt sie in deinem Enkel Meir. Ich habe diese hoffärtige und aufrührerische Seele in den Augen und auf dem Gesicht deines Enkels erkannt, und deshalb hat sich mein Herz von ihm abgewandt."

Während Todros dem ihm gegenübersitzenden Greis die Lehre von der Seelenwanderung und deren Folgen ausmalte, vollzog sich in Saul eine auffallende Veränderung. Vorhin hatte er schon sichtlich Mut gefaßt und sogar sein Haupt mit einem gewissen Stolz und Würde erhoben. Jetzt neigte er es wieder tief, und Trauer und Furcht spielten auf seinem gerunzelten Antlitz.

„Rabbi!" begann er demütig, „gesegnet seist du dafür, daß du vor meinen Augen deine heilige Weisheit offenbarst. Deine Worte sind wahr, und deine Augen vermögen die Seelen zu erkennen, die in den Körpern der Menschen wohnen. Ich werde dir, Rabbi, etwas erzählen. Als mein Sohn Rafael den kleinen Meir zu mir brachte, nahm ich das Kind aus seinen Armen und küßte es innig, denn es schien mir, daß er meinem Benjamin, seinem Vater, ähnlich wäre; aber die alte Urgroßmutter nahm ihn mir weg, stellte ihn auf den Boden vor sich hin, schaute ihn lange an und schrie dann mit lauter Stimme: ‚Nicht dem Benjamin, aber meinem Hersch ist er ähnlich!' Tränen flossen aus ihren alten Augen, und ihre Lippen wiederholten: ‚Hersch! Hersch! Mein Hersch!' Und sie drückte das Kind an ihre Brust und sagte: ‚Dies ist mein einziggeliebtes Kindleben! Das ist das Auge in meinem Kopf und der Edelstein in

meiner Krone, welche mir die Enkel und Urenkel schmükken, denn meinem Hersch ist er ähnlich!' Und er war ihr alles, und jetzt kennt sie nur ihn und ruft nur ihn zu sich, weil er ihrem Gatten Hersch ähnlich sieht."

„Die Seele Michaels ging in den Körper des Hersch über, und vom Körper des Hersch in den deines Enkels Meir!" wiederholte der Rabbi. „Eine hoffärtige, eine aufrührerische Seele, keine Demut und keine Ruhe kennt sie!"

Die Demut Sauls schien Todros schon etwas besänftigt zu haben.

„Warum verheiratest du ihn nicht, da sein Kinn und sein Gesicht schon bärtig sind?" fragte er.

„Rabbi! Ich wollte ihn mit der Tochter des frommen Jankel verheiraten, aber das Kind warf sich vor meine Füße und flehte, ihn nicht zu zwingen ..."

„Warum hast du damals nicht deinen Fuß auf seinen Nacken gesetzt und ihn zum Gehorsam gezwungen?"

Saul senkte die Lider und schwieg. Er fühlte sich schuldig. Die Liebe zu seinem verwaisten Enkel führte ihn stets auf den Weg der Sünde.

„Verheirate du ihn so rasch als möglich," begann wiederum Todros, „denn geschrieben steht, wenn bärtig ist ein Jüngling und noch kein Weib hat, dann verfällt seine Seele der Unreinheit ... Die Seele deines Enkels ist schon der Unreinheit verfallen ... Ich habe ihn gestern allein mit einem Mädchen gesehen."

Unruhig schaute Saul auf.

„Ich habe gesehen," fuhr der Rabbi fort, „wie er auf der Wiese mit der Karaitin sprach."

„Mit der Karaitin!“ wiederholte Saul erstaunt und entsetzt.

„Am Rande des Teiches stand er und nahm Blumen aus ihrer Hand, und aus ihren Gesichtern las ich, daß unreines Feuer ihre Seelen umfing . . .“

„Mit der Karaitin!“ wiederholte Saul noch einmal, als wollte er seinen Ohren nicht trauen.

„Mit der Ketzerin!“ sagte der Rabbi.

„Mit der Bettlerin!“ Energisch erhob Saul das Haupt.

„Rabbi!“ sagte er „jetzt werde ich schon anders mit ihm verfahren! Ich mag nicht, daß auf meine alten Tage Scham mir die Augen zerfrißt, weil mein Enkel mit Bettlerinnen unreine Freundschaft hält. Ich werde ihn verheiraten!“

„Strafen sollst du ihn!“ schrie der Rabbi. „Deshalb bin ich hierher gekommen, um dir zu sagen, daß du deinen Fuß auf seinen Nacken setzen sollst und seine Hoffart beugen! Beklage ihn nicht! Denn deine Nachsicht wird zu einer großen Sünde, welche der Herr dir nicht vergeben wird! Und wenn du selbst ihn nicht strafen willst, dann werde ich meine Hand auf seinen Kopf legen, und das wird euch eine große Schande sein und ihm solch ein Unglück, daß er in Staub zerfallen wird wie ein elender Wurm.“

Saul schauerte bei den drohenden Worten. Die verschiedensten Gefühle kämpften in der Brust des Greises: geheimer Haß gegen Todros und tiefe Verehrung für seine Weisheit, Stolz und Furcht, heller Zorn gegen den Enkel und Liebe zu ihm. Die Drohung des Rabbis berührte diese letzte Saite.

„Rabbi!“ rief er, „verzeih ihm! Er ist ja noch ein

Kind. Wenn er heiraten und Geschäfte führen wird, dann wird er anders werden! Als er zur Welt kam, schrieb mir sein Vater: ‚Vater! Welchen Namen wünschest du, daß dein Enkel führe?‘ Und ich antwortete: ‚Sein Name sei Meir, das Licht, auf daß er vor mir und vor ganz Israel hell leuchte!‘“

Er konnte nicht weiter sprechen. Seine Stimme brach vor Rührung, und zwei Tränen rollten über die fahlen, gefurchten Wangen herab.

Der Rabbi erhob sich vom Sofa, hob den Zeigefinger und sprach:

„Denke du stets an meine Befehle! Denn ich befehle dir, daß du deinen Fuß auf seinen Nacken setzest. Und du folge, denn geschrieben steht, ‚die Gelehrten sind das Fundament der Welt‘.“

Nach diesen Worten schritt er zur Tür, vor der ihn Rebe Jankel und Kalman Morejne erwarteten. Wiederum faßten sie ihn unter die Arme und trugen ihn über den Gang.

In dem Empfangsgemach der Ezofowicz saß der alte Saul, das Gesicht in seine Hände vergraben. In der gegenüberliegenden Tür erschien die alte Frejda.

Die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster drangen, entfachten vielfarbige Flammen in den Edelsteinen und dem Gold, das sie bedeckte. Sie ließ ihre zwinkernden, glanzlosen Augen im Raum umherschweifen und fragte mit ihrer flüsternden, klanglosen Stimme:

„Wo is' Meir?“

V.

Meir war während des Besuchs des Rabbis nicht im Hause anwesend. In aller Frühe war er fortgegangen und hatte seine Schritte nach den entlegensten Gassen des Städtchens gerichtet. Hier standen winzige, armselige Behausungen, von denen keine mehr als zwei kleine Fenster hatte. Vor den Schwellen dieser Lehmhütten standen breite, übelriechende Pfützen, und ringsherum lagerte eine erstickende, drückende Luft.

Aus den verrußten Schornsteinen der Hütten stiegen dünne Rauchsäulen auf. Morsche und baufällige Zäune umgaben kleine, mit Unrat angefüllte Höfe. Hier und da sah man dahinter schmale, mit kümmerlichem Gemüse bepflanzte Beete.

Vor den niedrigen Türen standen abgehärmte Frauen, in saphirblaue Kaftans gekleidet, mit dunklen, schmerzverzerrten Gesichtern und schäbigen Perücken auf dem Kopf, und wuschen in großen Trögen graue, grobe Wäsche. Gebückte und greisenhafte Weiber saßen auf Bänken und strickten Strümpfe aus blauer und schwarzer Wolle. Junge, sonnverbrannte Mädchen in schmutziger Kleidung und mit wirrem Haar molken magere Ziegen.

In diesem Teil des Städtchens wohnte die unterste Schicht der Szybówer Bevölkerung, die Armut, das Elend, der Schmutz und die Krankheit.

Die am Marktplatz stehenden Häuser der Ezofowicz, der Kalmans, der Witebskis und der Kamionkers waren Paläste im Vergleich zu diesen menschlichen Wohnstätten.

Dort am Marktplatz wohnten Kaufleute und Gelehrte, die Aristokratie jeder israelitischen Gemeinde also,

hier dagegen nisteten Handwerker und Tagelöhner, arme Leute, die von ihrer Hände Arbeit lebten, und unter denen fast keiner seine Abstammung von irgendeinem alten Geschlecht herleiten, noch sich der Verwandtschaft eines Reichen oder Gelehrten rühmen konnte.

Trotz des frühen Morgens hatte hier überall schon die Tagesarbeit begonnen. Hinter den trüben Scheiben der kleinen Fenster sah man die Arme der Schneider und Schuster sich auf und ab bewegen.

Durch die dünnen Mauern tönte das Klirren der Klempnerwerkzeuge und das Hämmern der Schmiede. Aus der Hütte des Lichtziehers drang ein unerträglicher, erstickender Fettgeruch.

Einige der Bewohner hatten die Fenster geöffnet, um die wenigen Strahlen der aufgehenden Sonne, die in die Gasse fielen, hereinzulassen; man konnte in das Innere der kleinen Stuben mit den schwarzen Wänden und den vielen Menschen blicken, die wie Ameisen sich bewegten und mit ihren Köpfen an die Balken der Decke stießen.

Das Gemurmel von betenden Männerstimmen drang auf die Straße, kreischendes Weibergezänk und noch lauteres Kindergeschrei. Doch nur die kleinen Kinder erfüllten mit ihrem Geschrei die stickige Luft der schwarzen und überfüllten Stuben; die älteren spielten und balgten sich im Freien.

Größere Knaben, nicht mehr in kurzen, ärmellosen Jacken, wie die jüngeren Kinder, sondern in grauen, langen Kleidern, lehnten draußen an den Mauern der Hütten, blaß, abgezehrt, stumpf, mit weit geöffnetem Mund, als wollten sie die wenigen Sonnenstrahlen, die

zu ihnen drangen, und den belebenden Hauch in ihre kalte, kranke Brust einsaugen.

Meir trat an einen von ihnen heran.

„Nu! Leibele!“ sagte er, „ich bin gekommen, nach dir zu sehen! Bist du immer noch so krank und starrst blöd wie eine Eule in die Welt?“

Man sah es Leibele an, daß er krank war. Die Hände in den Ärmeln des schäbigen Kleides versteckt und gegen die Brust gepreßt, zitterte er vor Kälte, trotz des warmen Morgens, und erwiderte nichts auf Meirs Frage, nur den Mund öffnete er noch weiter und die großen, schwarzen, leblosen Augen, mit denen er Meir anstarrte.

Meir legte die Hand auf seinen Kopf.

„Warst du gestern im Cheder?“ fragte er.

Der Knabe begann noch mehr zu zittern, erwiderte aber mit heiserer Stimme:

„Aha!“

Das sollte heißen: Ja.

„Und hat man dich dort wieder geschlagen?“

Tränen füllten die leblosen Augen des Kindes, die unverwandt den Jüngling anstarrten.

„Man hat mich geschlagen!“

Seine Brust seufzte.

„Hast du gefrühstückt?“

Verneinend schüttelte das Kind den Kopf.

Meir nahm von einem ärmlichen Stand eine große Semmel, warf der Verkäuferin eine Kupfermünze zu und gab die Semmel dem Kinde. Leibele ergriff sie mit beiden Händen und begann sie gierig zu verschlingen.

In diesem Augenblick sprang aus der Hütte ein großer, hagerer und gelenkiger Mann, mit einem dichten schwarzen Vollbart und einem blassen, vergrämten Gesicht. Er stürzte sich auf Meir, ergriff seine Hand, führte sie an die Lippen und begann dann, ihm Vorwürfe zu machen.

„Morejne!" rief er, „wozu hast du ihm eine Semmel gegeben? Wende du ab dein Gesicht von ihm! Das is' so ein dummes, abscheuliches Kind! Lernen will er nicht und macht mir nur Schande. Der Melamed — hundert Jahre soll er leben! — plagt sich furchtbar, um seinen Kopf zu erhellen, aber das is' so ein Kopf, der nichts versteht. Der Melamed schlägt ihn, und ich schlage ihn, um ihm etwas in den Schädel reinzubringen, — und was nützt das? Nichts nützt das, er is' äh Lejdiggejer, ein Esel, ein Scheusal!"

Meir blickte den Knaben an, der seine Semmel verschlang.

„Schmul!" sagte er, „Leibele ist kein Faulenzer und kein Esel, er ist krank."

Schmul machte eine verächtliche Handbewegung.

„Wie heißt krank?" schrie er, „er is' dann krank geworden, als er lernen sollte. Vorher war er gesund, lustig und verständig. Ach, was war das für äh schönes und verständiges Kind! Konnt ich so'n Unglück erwarten. Und was is' jetzt aus ihm geworden?"

Meir streichelte mit der Hand das wirre Haar des blassen Knaben, der verblödet vor sich hinstarrte.

Schmul verneigte sich wiederum, küßte ihm die Hand und sagte:

„Moreine! Du bist sehr gut, daß dieses dumme Kind dich erbarmt!“

„Warum nennst du mich Moreine, Schmul?“ fragte Meir.

Schmul erwiderte rasch: „Die Väter deiner Väter waren Moreines; dein Seide und deine Oheime sind Moreines, und du, Meir, wirst bald Moreine werden.“

Mit einem eigentümlichen Lächeln schüttelte Meir den Kopf.

„Nein, Schmul, ich werde nie Moreine sein, mir werden sie diese Ehre nicht antun, und ... ich will es auch nicht!“

Schmul besann sich.

„Ich habe gehört, daß du, Meir, mit unserm großen Rabbi und den Leuten vom Kahal nicht Frieden hältst.“

Meir sah sich um, als ob er das ganze Elend, das ihn hier umgab, mit einem Blick umfassen wollte.

„Wie arm ihr seid!“ sagte er ausweichend.

Diese Worte berührten anscheinend eine sehr empfindliche Seite im Leben Schmuls, denn seine Hände begannen zu zittern und die Augen entflammten.

„Aj! Wie arm wir sind!“ stöhnte er. „Aber der ärmste von allen, die in dieser Gasse wohnen, is' der Chajet Schmul! Eine alte, blinde Mutter und eine Frau und acht Kinder muß ich erhalten, und wovon soll ich sie erhalten? Vermögen hab' ich nicht, außer diesen zwei Händen, die Tag und Nacht nähen, wenn es nur etwas zu nähen gibt...“ Bei diesen Worten streckte er seine Hände vor und zeigte sie Meir; die Hände eines elenden Bettlers: dunkel, schmutzig, mager, von Nadeln ganz zerstochen, und jetzt vor Leid zitternd.

„Morejne!" Er sprach immer leiser und drängte sich immer näher an Meir heran, „schwer is' es für uns zu leben, sehr schwer ... Alles kostet bei uns viel, und was müssen wir alles zahlen, Gewalt über die Welt! Die kaiserlichen Beamten nehmen von uns Steuern, vom koscheren Fleisch müssen wir Abgaben zahlen, und von den Lichtern, die wir am Schabbes brennen, müssen wir zahlen, und der Begräbnisbrüderschaft müssen wir zahlen, und für die Kahalbeamten müssen wir zahlen; und ... was müssen wir nicht alles zahlen? Aj, aj! Aus diesen unseren armen Hütten fließen Ströme von Geld ... Und wo kommt das Geld her? Von unserem Schweiß kommt es her, von unserem Blut und von den Eingeweiden unserer Kinder, die vor Hunger verdorren. Du hast mich neulich gefragt, warum es bei mir in der Hütte so schmutzig is'? Und wie soll es nicht schmutzig sein, wenn wir zu elf in einer kleinen Stube wohnen und im Flur zwei Ziegen stehen, von deren Milch wir uns nähren? Du hast mich gefragt, Morejne, warum meine Frau so mager und alt is', obwohl sie noch nicht viele Jahre zählt, und warum meine Kinder immer so krank sind? Morejne! Das koschere Fleisch is' bei uns sehr teuer, und wir essen es nie ... Brot essen wir mit Zwiebel und trinken Ziegenmilch ... Am Schabbes haben wir nur dann einen Fisch, wenn du, Morejne, zu uns kommst und uns ein Silbergeld gibst. Wir sind arm ... sehr arm, hier in dieser ganzen Gasse; aber der ärmste von allen is' der Chajet Schmul! Mit seiner blinden Mutter, mit seiner mageren Frau und seinen acht Kindern."

Schmerzlich schüttelte Chajet Schmul den Kopf und

blickte auf Meir mit Augen, in denen sich starres Staunen über sein eigenes Elend malte.

Meir horchte, die Hand auf dem Haupte des blassen Kindes, aufmerksam der Rede des Bettlers zu. Mitleid spielte um seine Lippen, und doch malten sich auf seinem Gesicht zugleich Zorn und angestrengtes Sinnen.

„Schmul," sagte er leise, „und warum hast du so oft keine Arbeit?"

Schmul wurde verlegen und rückte an dem Samtkäppchen herum, das seine schwarzen, wirren Haare bedeckte.

„Ich will es dir sagen," fuhr Meir leise fort. „Du kriegst deshalb keine Arbeit, weil du von den Stoffen, aus denen man dich Kleider machen läßt, große Stücke wegschneidest und sie für dich nimmst."

Mit beiden Händen faßte sich Schmul an das Samtkäppchen. „Ai, mein armer Kopf!" stöhnte er. „Morejne! Was hast du da über mich gesagt! Dein Mund hat etwas sehr Häßliches über mich gesagt."

Er sprang auf, neigte sich dann zu Boden, sprang wieder auf und sagte: „Nu, 's is' wahr, Morejne! Ich werde vor dir mein Herz ausschütten. Ich habe Stücke Stoff abgeschnitten und genommen ... und warum hab' ich das getan? Weil meine Kinder nackt waren! Ich hab' sie damit bekleidet! Und als meine blinde Mutter krank war, da hab' ich diese Stücke verkauft und hab' ihr dafür ein Stück Fleisch gekauft ... Morejne! Möge dein Auge nicht im Zorn auf mich blicken! Wenn ich so reich wäre, wie Reb Jankel und Morejne Kalman, wenn ich so viel Geld hätte, wie viel sie für sich von unserer Hände Arbeit und von unserm Schweiß nehmen — da würde ich auch nicht stehlen."

„Und wieso nehmen Reb Jankel und Morejne Kalman euer Geld für sich?“ hub Meir nachdenklich an.

Schmul richtete sich hoch auf.

„Nu, sie haben das Recht. Sie sind die Ältesten über uns, was sie machen, is' heilig. Wer auf sie hört, der hört auf Gott selbst.“

Traurig lächelte Meir und griff mit der Hand in die Tasche.

Aufmerksam und gierig verfolgte Schmul diese Bewegung.

Meir legte auf das Fenster der armseligen Hütte einige Silbermünzen. Schmul stürzte sich auf ihn und küßte ihm die Hände.

„Du bist gut, Morejne! Du hilfst immer allen, du erbarmst dich sogar meines dummen Kindes.“

Als seine Erregung sich etwas gelegt hatte, richtete er sich auf und flüsterte Meir ins Ohr:

„Morejne! Du bist gut und eines reichen Kaufmanns Enkel, und ich nur ein armer, dummer Chajet! Aber du bist wie Honig auf meinen Lippen, und ich werde vor dir mein ganzes Herz ausschütten. Du tust nicht gut, daß du mit unserm Rabbi und mit der Gemeinde keinen Frieden hältst; unser Rabbi is' so ein großer Rabbi, wie es keinen zweiten auf der ganzen Welt gibt! Ihm hat Gott der Herr große Dinge geoffenbart! Er versteht sogar die Kabbala Maßjat! Ihm fliegen alle Vögel nach, wenn er sie ruft, und alle Krankheiten kann er heilen, und alle Menschenherzen öffnen sich vor ihm! Jeder Hauch von seinen Lippen ist heilig, und wenn er betet, dann küßt seine Seele Gott den Herrn selbst! Und du, Morejne, hast sein Herz von dir abgewendet!“

Schmul sprach mit großem Ernst und erhob seine dunklen, zerstochenen Finger mit feierlicher Gebärde in die Höhe:

„Und die Vorsteher des Kahal," fuhr er fort, „das sind sehr fromme und sehr heilige Menschen. Sie muß man ehren und ihnen gehorchen, und selbst wenn sie was Böses tun, muß man die Augen zumachen. Sie können dich vor Gott dem Herrn anklagen und vor den Leuten. Gott der Herr wird erzürnen, wenn er ihre Klage vernimmt, und wird dich strafen; und die Leute werden sagen, daß du widerspenstig bist, und werden ihr Angesicht von dir wenden."

Meir hielt immer noch die Hand auf Leibeles Kopf und blickte in das Gesicht des verblödeten, blassen Kindes, als ob er darin die Verkörperung der großen Schar des israelitischen Volkes sähe, die, von Elend und Krankheit zerfressen, doch den Glauben bewahrte und ihm blind, demütig und angstvoll ergeben war. Dann nickte er freundlich und ging. Schmul lief ihm einige Schritte nach.

„Moreine!" stöhnte er, „zürne mir nicht, daß ich vor dir mein Herz geöffnet. Sei du vernünftig! Mögen die Gelehrten und Reichen keine Klage gegen dich zu Gott dem Herrn erheben. Denn besser ist dem Menschen, der unter der Erde liegt, als dem, auf dessen Kopf sie ihre zornigen Hände legen."

Dann kehrte er in seine Lehmhütte zurück, ohne zu bemerken, daß Leibele nicht mehr an der Mauer lehnte. Sobald sich Meir entfernt hatte, war das Kind ihm gefolgt. Erst am Ende der Gasse blieb es stehen, als hätte es Angst weiter zu gehen, und rief mit heiserer Stimme:

„Moreine!"

Meir sah sich um; ein freundliches Lächeln erhellte sein Gesicht, als er das Kind erblickte, das ihm bis hierher gefolgt war.

Die schwarzen, leblosen Augen des Knaben erhoben sich zu ihm, aus dem schäbigen Ärmel streckte sich ihm eine kleine, magere Hand entgegen.

„Brot!"

Meir sah sich nach einem Verkaufsstand um. Längs der ganzen Straße standen Buden, in denen abgehärmte und in Lumpen gehüllte Frauen steinharte Semmeln verkauften, kleine Zwiebeln und schwarze, abscheuliche Kuchen aus Honig und Mohn. Leibele nahm die Semmel aus Meirs Hand, führte sie mit beiden Händen zum Munde, kehrte um und ging in der Mitte der Straße, langsam, aufrecht und ernst nach Hause.

Meir kehrte zum Marktplatz zurück. Auf dem Hofe der Ezofowicz war es sonnig, heiter und lebendig. Durch ein geöffnetes Fenster beugte sich Lija heraus und rief:

„Meir! Meir! Wo warst du so lang? Der Sejde hat schon einige Mal nach dir gerufen."

Es war noch keine Viertelstunde seit dem Besuche des Rabbis vergangen. Saul stützte noch immer den Kopf in die Hände und sann, halb ärgerlich, halb traurig. Einige Schritte von ihm entfernt saß Frejda am offenen Fenster, ganz in das Sonnengold und die funkelnden Feuer ihrer Edelsteine gebadet.

Ein seltsamer Prozeß spielte sich in Sauls Seele ab. Denn in der Tiefe seines Herzens mochte er Isaak Todros nicht.

Ohne richtiges, tieferes Verständnis für die Bestre=

bungen und die Stellung seines Ahnen Michael und seines Vaters Hersch, wußte er doch, daß sie großen Einfluß unter den Ihrigen hatten und die allgemeine Achtung der mächtigen fremden Leute besaßen. Er war also stolz auf diese Familienerinnerungen, und das unklare Bewußtsein des Unrechts, welches die Ahnen des Isaak Todros diesen Sternen seines Geschlechts angetan, erweckte in ihm einen dumpfen, unbewußten Widerwillen gegen diesen Fanatiker.

Außerdem empfand er, selbst begütert und stolz auf seinen Reichtum, für die Armut und den Schmutz der Todros eine geheime Verachtung. Aber was bedeutete das alles im Vergleich zu der Verehrung, die ihn für die heilige, kluge und tiefe Lehre erfüllte, deren Hauptvertreter der große Rabbi war.

Jetzt standen dieser Abscheu und diese Demut der wirklichen, zärtlichen Liebe zum verwaisten Enkel gegenüber und kämpften miteinander.

„Was wird er davon haben? Wird es ihm irgendeinen Nutzen bringen?" dachte der alte Saul, und sein zorniger Blick traf den eintretenden Enkel.

Mit schüchternen Schritten trat Meir in das Empfangsgemach. Er wußte von dem Besuche des Rabbis und ahnte dessen Zweck. Und er fürchtete den Zorn, aber noch mehr den Schmerz des alten Großvaters.

„Nu," begann der Greis, „komm näher, ich werde dir schöne Sachen erzählen, welche dich mit großer Freude erfüllen werden."

Und als Meir einige Schritte näher trat, heftete er seinen Blick auf ihn und sagte: „Ich werde dich verloben, und in zwei Monaten mußt du verheiratet sein."

Meir erblaßte, schwieg jedoch.

„Ich werde dich mit der Tochter des Jankel Kamionker verloben."

Nach diesen Worten herrschte langes Schweigen. Meir unterbrach es zuerst:

„Sejde!" sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ich werde die Tochter Kamionkers nicht zur Frau nehmen."

„Warum?" Saul dämpfte seinen Zorn.

„Darum, Sejde, weil Kamionker ein schlechter und unredlicher Mensch ist und ich mit ihm in keine Verwandtschaft treten will."

Saul beherrschte sich nicht länger, heftig schalt er den Enkel für die Verwegenheit seiner Urteile und lobte Reb Jankels Frömmigkeit.

„Sejde!" unterbrach ihn Meir, „er saugt die armen Leute aus."

„Und was geht es dich an?" schrie der Großvater.

Jetzt flammten die Augen des Jünglings auf.

„Sejde! In seine Taschen fließen Schweiß und Arbeit dieser Unglücklichen, die dort am Ende des Städtchens wohnen, und er macht sie zu Dieben, wenn ihre Kinder nackt sind, und Reb Jankel baut sich dafür neue Häuser. Und in den Schenken und Brauereien, die er von den Edelleuten in Pacht hält, treibt er häßliche Dinge. Seine Leute machen die Bauern betrunken und betrügen sie dann. Schnaps brennt er mehr als er darf. Sejde! Sieh du nicht darauf, wie er betet, sondern darauf, was er treibt, denn geschrieben steht: Mir frommen nicht eure Gebete, noch eure Opfer. Wer die Armen bedrängt, der versündigt sich am Schöpfer."

Saul war sehr zornig, aber das Zitat des Enkels besänftigte ihn etwas, denn innig wünschte er, ihn gelehrt und in den heiligen Schriften erfahren zu sehen.

„Nu," brummte er „was macht's, daß Rebe Jankel die Bauern trunken macht und mehr Schnaps brennt, als erlaubt ist. Du weißt noch nicht, was Geschäfte sind und wie man sie macht. Wenn du mit der Tochter Reb Jankels verheiratet sein wirst, und er dich ins Geschäft nimmt, wirst du ebenso den Schnaps brennen und verkaufen."

„Sejde!" erwiderte Meir rasch, „ich werde weder Schnaps brennen noch verkaufen, ich habe gar keine Lust dazu."

„Und wozu hast du denn Lust? Zu nichts hast du Lust."

Saul hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als Meir sich verneigte, seine Knie umfaßte, die Lippen an sie drückte und sprach:

„Sejde! Laß mich fort von hier! Laß mich in die weite Welt! Ich will lernen, und hier sehe ich nur Dunkelheit. Schon lange, schon vor zwei Jahren, hab' ich dich darum gebeten, aber du zürntest mir und befahlst zu bleiben. Ich blieb, Sejde, weil ich dich achte, und weil deine Befehle mir heilig sind. Aber jetzt, Sejde, laß mich fort von hier. Wenn ich mit deiner Erlaubnis und deinem Segen in die Welt gehe, dann werde ich als Gelehrter hierher zurückkehren, und dann werde ich dem großen Rabbi gegenübertreten und ihm zu zeigen wissen, wie klein er ist. Jetzt ..."

Saul erlaubte ihm nicht weiterzusprechen.

„Schaa!" rief er laut.

Angst packte ihn bei dem bloßen Gedanken, sein Enkel könnte jemals den Kampf mit dem großen Rabbi aufnehmen.

Aber Meir richtete sich auf und sprach mit glühender Stirn und tränenerfüllten Augen:

„Sejde, erinnere du dich an die Geschichte des Rabbi Elieser. Als er jung war, wollte ihn sein Vater nicht in die Welt fort lassen. Er pflügte das Feld und blickte auf die dunklen Wälder, welche ihm die Welt verfinsterten, und an seinem Herzen nagten Neugier und Sehnsucht, geradeso wie jetzt an meinem Herzen ... Und er konnte den Gram nicht ertragen und floh ... Er floh nach Jerusalem. Als er einige Jahre später dort ankam, ging er zu dem großen Weisen, der damals in der ganzen Welt berühmt war, und sagte zu ihm: ‚Laß mich dein Schüler sein, und du sei mir Meister.‘

„Es geschah, wie er gesagt.

„Und als einige Jahre später sein Vater, welcher Hyrkanos hieß, nach Jerusalem kam, sah er dort einen schönen Jüngling, welcher von einer Erhöhung auf einem weiten Marktplatz sehr weise zum Volke sprach; und das Volk hörte ihm zu; und die Seelen zerflossen wie Honig vor großer Süßigkeit, und alle Häupter neigten sich tief vor dem Jüngling und riefen: dies ist unser Meister! — Hyrkanos wunderte sich sehr über die klugen Worte dessen, der auf der Erhöhung stand, und über die große Liebe, die ihm das ganze Volk entgegenbrachte. Und er fragte einen Mann, der neben ihm stand: ‚Wie heißt jener Jüngling, und wo wohnt sein Vater? Denn ich will hingehen und mich tief vor dem verneigen, der so einen Sohn gezeugt.‘ Und der Mann, den er gefragt, er-

widerte: ‚Dieser Jüngling heißt Elieser. Ein Stern über dem Haupte Israels. Und sein Vater heißt Hyrkanos.‘

„Als Hyrkanos dies vernahm, schrie er mit lauter Stimme, lief auf den Jüngling zu und öffnete vor ihm seine Arme. Und große Freude herrschte im Herzen des Sohnes und des Vaters, und das ganze Volk verneigte sich vor Hyrkanos, weil er einen solchen Sohn gezeugt.“

Saul hörte der Erzählung sehr aufmerksam zu, und sein Gesicht heiterte sich auf.

Die väterlichen Überlieferungen waren ihm teuer, er liebte es, sie aus dem Munde seines liebsten Enkels zu vernehmen. Er zögerte jedoch keinen Augenblick mit der Antwort:

„Wenn jetzt in Jerusalem irgendein großer israelitischer Weiser lehrte, würde ich selbst, ohne deine Bitte, dich zu ihm schicken. Aber auf Jerusalem ruht schwer die rächende Hand des Herrn ... Es ist nicht mehr unser ... Es wird einst wieder unser werden ... Wenn der große Tag des Messias kommt. Aber jetzt kann dort der Israelit nur in Ruhe sterben, lernen kann er jedoch dort nichts. Und in die fremde Welt, um Fremdes zu erlernen, werde ich dich nicht schicken ... das braucht der Israelit nicht. Du hast vom Edomiten so viel gelernt, wie du nötig hast, um in der fremden Welt Geschäfte zu machen. Und schon deshalb hat mir der große Rabbi Vorwürfe gemacht. Und seine Vorwürfe sind für mich eine große Schande und verursachen mir großen Gram ... Denn obgleich er ein großer und kluger Rabbi ist, so schmerzt mich meine Seele, wenn er mein Haus besucht, um mich zu schelten, wie der Melamed die kleinen Kinder im Cheder.“

Saul verfinsterte sich bei diesen Worten und blickte traurig zu Boden. Wie versteinert stand Meir vor ihm, und nur in seinen Blicken malte sich ein Abgrund trauriger und aufrührerischer Gefühle. Endlich sprach er, halb bittend, halb schroff:

„Sejde, so erlaube mir, Handwerker zu werden. Ich werde mit den armen Leuten in einer Gasse wohnen, zusammen mit ihnen arbeiten und ihre Seelen vor Sünden bewahren. Und wenn sie mich nach etwas fragen, dann werde ich ihnen immer antworten, ja oder nein. Und wenn es ihnen an Brot mangeln wird, werde ich alles Brot unter sie verteilen, welches in meinem Hause sein wird."

Wieder erglühte seine Stirn, und Tränen leuchteten in seinen Augen. Starr vor Staunen, erhob Saul seine Blicke zu ihm:

„Wenn du drei Jahre älter sein wirst, dann wirst du erkennen, wie dumm du warst, als du solche Dinge zu mir sprachst. In der Familie der Ezofowicz gab es nie einen Handwerker, und nie, Gott sei es gedankt, wird es einen geben. Kaufleute sind wir, von Vater auf Sohn, und Geld haben wir genug, von Vater auf Sohn immer mehr. Und auch du wirst Kaufmann werden, denn jeder Ezofowicz muß es sein."

Die letzten Worte sprach er mit fester Stimme. Nach einer Weile fügte er sanfter hinzu:

„Ich will dir jedoch eine Gnade erweisen. Wenn du die Tochter Reb Jankels nicht heiraten willst, dann brauchst du es nicht zu tun ... aber ich werde dich mit der Tochter Eli Witebskis verloben, des großen Kaufmanns. Du sehnst dich nach Wissen, nu, so werde ich

dir eine gebildete Frau geben ... Die Eltern erziehen sie in Wilno ... sie spricht Französisch und spielt Klavier. Nu, wenn du so wählerisch bist, so wird dieses Mädchen gerade für dich passen ... Sie ist sechzehn Jahre alt. Der Vater gibt ihr eine große Mitgift und wird dich gleich ins Geschäft nehmen."

Meir schauerte.

„Ich kenne die Tochter Witebskis nicht, nie haben sie meine Augen gesehen."

„Was brauchst du sie zu kennen? Ich gebe sie dir! In einem Monat kommt sie aus Wilno zu ihren Eltern zurück, in zwei Monaten wirst du sie heiraten! Das sage ich dir, und du schweige und gehorche meinen Befehlen! Ich habe dir bis jetzt zu viel erlaubt, von nun ab werde ich anders mit dir verfahren. Isaak Todros hat gesagt, ich soll meinen Fuß auf deinen Nacken setzen."

Glühende Röte stieg Meir ins Gesicht. Seine Augen sprühten Funken.

„Möge Rabbi Isaak selbst seinen Fuß auf den Nacken derer setzen, die wie Hunde seine Füße umschmeicheln! Ich bin ein Israelit, wie er ... Ich bin kein Sklave ... Ich ..."

Die Worte erstarben auf seinen zitternden Lippen, denn hoch aufgerichtet stand Saul vor ihm, mächtig, zornentbrannt, und erhob seine Hand gegen ihn.

Aber in diesem Augenblick erschien zwischen der hageren, aber noch kräftigen Hand des Greises und dem erregten und geröteten Gesicht des Jünglings eine kleine, dürre, runzlige Hand und trennte zitternd die beiden.

Während des ganzen Gesprächs des Großvaters und

des Enkels schien Frejda in der Sonne zu schlummern und nichts zu hören. Als aber der leidenschaftliche Ausbruch Meirs durch das Gemach schallte und Saul sich zornig und drohend erhob, da erhob auch sie sich, schritt aufgerichtet und schweigend einige Schritte vor und schützte mit ihrer alten Hand wie mit einem Schild den Enkel... Sauls Arm fiel herab. Und mit besänftigter Stimme rief er Meir zu: „Weg!" Dann setzte er sich auf die Bank und atmete tief.

Die Urgroßmutter kehrte an ihren sonnigen Platz am Fenster zurück. Meir verließ das Gemach.

Gesenkten Hauptes, die Stirn umwölkt, ging er fort. In diesem Augenblick fühlte er seine ganze Ohnmacht vor der Autorität des Alters und der Würde. Er fühlte die auf ihm lastenden Fesseln des patriarchalischen Familienorganismus.

Und nur bei dem Gedanken an die kleine, dürre, zitternde Frauenhand, die ihn beschützt hatte, umspielte ein zärtliches Lächeln seine Lippen. Ein Lächeln der Hoffnung.

„Wenn ich die Schriften bekommen könnte!" sagte er zu sich und strich sich mit der Hand über die Stirn.

Er dachte an die Schriften Michaels, des Seniors, und daß nur die alte Urgroßmutter wußte, wo sie verborgen waren, und daß er, wenn er sie fände, wohl wüßte, was zu tun und wie zu handeln.

Saul hatte sich wieder auf die Bank gesetzt; er stöhnte leise. In der Tiefe seines Herzens aber war er seiner Mutter dankbar.

„Rafael!" rief er nach einer Weile laut.

Der älteste seiner Söhne betrat das Gemach, ein

ernster, ergrauter Mann. Nach Saul war er der älteste ihrer Familie. Seine Enkel waren schon erwachsen. Er führte große Geschäfte in der Welt. Dem Ruf des Vaters folgte er jedoch sofort.

„Ist Eli Witebski daheim?" fragte Saul.

„Gestern ist er von einer langen Reise zurückgekehrt und ruht jetzt zu Hause," erwiderte der Sohn.

„Es soll sofort jemand zu ihm hingehen und ihm sagen, ich wünsche, daß er hierher komme und mit mir über wichtige Dinge rede."

„Ich werde selbst zu ihm hingehen," sagte Rafael. „Ich weiß, worüber du mit Witebski reden willst, Vater. Die Sache muß man sofort erledigen. Es wird Meir schlecht ergehen, wenn er nicht bald heiratet und sich um Geschäfte kümmert."

Unruhig und forschend blickte Saul den Sohn an.

„Rafael, glaubst du, daß er gleich anders wird, wenn er heiratet."

Rafael nickte bejahend.

„Vater," begann er, „denke an Ber. Er war auf dem gleichen Wege, auf dem jetzt Meir ist, und als er unsere Sarah heiratete und du, Vater, ihn ins Geschäft nahmst, und als seine Kinder zur Welt kamen, eins nach dem andern, sind ihm alle Dummheiten verflogen."

„Geh', rufe Witebski zu mir," schloß Saul die Unterredung.

Rafael ging hinaus und wandte seine Schritte nach einem Hause, das an der Kreuzung der zwei vornehmsten Straßen stand. Ein Haus mit großen Fenstern und einem hohen Gang.

Auf dem Gang saß eine korpulente Frau in einem Seidenkleid, mit einer Mantille, die eine Goldbrosche zusammenhielt, mit großen goldenen Ohrringen und sorgfältig gekämmter Perücke. Sie konnte an die vierzig Jahre alt sein und sah frisch und gesund aus.

Als Rafael die Treppe hinaufschritt, erhob sie sich mit einer vornehmen Verbeugung und streckte dem Eintretenden die Hand zum Gruße entgegen. Keine Frau in ganz Szybów begrüßte auf solche Art einen Mann. Rafael fragte kurz nach ihrem Gatten.

„Er ist zu Hause," erwiderte die Frau lächelnd. „Natürlich, ja, gestern ist er von einer langen Reise zurückgekehrt."

„Ich bin hergekommen, um mit ihm zu sprechen."

„Bitte, bitte," rief die Frau mit gewählter Höflichkeit und öffnete die Türe. „Mein Mann wird hoch erfreut sein über diesen Besuch. Bitte, bitte!"

Auf die weltlichen Höflichkeiten der Frau Hanna Witebska erwiderte Rafael gemessen, mit einem kurzen Kopfnicken, und trat ins Haus. Frau Hanna zwinkerte verächtlich mit den Augen und flüsterte vor sich hin: „Nu, was sind das für Leute hier in Szybów! Wilde Bären!"

Sie seufzte und nickte traurig.

„Muß ich mit solchen Leuten leben! Bei uns in Wilno sind die Menschen höflich und gebildet, nicht wie hier. Pfui!" Sie spuckte aus und seufzte wieder.

Bald erschienen in der Haustür zwei Männer und schritten, in ihr Gespräch vertieft, rasch über den Gang, ohne Frau Hanna zu beachten.

Eli Witebski, der jetzt an der Seite Rafaels über den

Platz ging, war ihm ganz unähnlich. Obwohl Kaufmann, so wie jener, stellte er doch in seiner äußeren Erscheinung einen ganz anderen Typ des jüdischen Kaufmanns dar: er war Weltmann. Sein Gewand war zwar nicht ganz kurz, aber doch mindestens eine halbe Elle kürzer, als das Rafaels, und auch von anderem Schnitt. Auf seiner Atlasweste glänzte eine dicke goldene Kette und am Finger ein großer Brillantring.

Sein Gesicht war heiter, die Augen scharf und durchdringend; er trug einen kurzgestutzten, goldblonden Bart, den er oft mit der brillantengeschmückten Hand langsam und bedächtig glättete.

Rasch schritt er neben Rafael einher und war anscheinend sehr erfreut. Es gab übrigens in ganz Szybów selbst unter den reichsten Kaufleuten und Hausbesitzern keinen einzigen, der nicht in gleicher Weise auf Sauls Wunsch sofort zu ihm geeilt wäre. Seit zehn Jahren hatte Saul nämlich schon aufgehört, auf eigene Hand Geschäfte zu führen, und verließ sein Haus nur, um sich in die Synagoge zu begeben.

Dafür kamen alle zu ihm, welche aus der Quelle seiner großen Erfahrung und seiner Gewandtheit in kaufmännischen Dingen schöpfen wollten.

Der alte Saul erteilte Ratschläge, half, so weit er das ohne Schädigung seiner Kinder tun konnte, entschied Streitigkeiten, versöhnte die Streitenden und trug seine Würde mit Stolz. Wenn er dann in eigenen Angelegenheiten mit den Würdenträgern der Gemeinde sprechen wollte, ließ er sie durch seine Söhne oder Enkel zu sich rufen, und alle eilten gern und willig herbei.

Lächelnd und strahlend betrat Eli Witebski das Emp-

fangsgemach der Czofowicz und begrüßte den Hausherrn:

„Boruch habo!"

Außerhalb der Grenzen Szybóws begrüßte er niemand auf diese feierliche Art. Es war aber seine unverbrüchliche Gewohnheit, sich in allem den Menschen anzupassen, mit denen er zu tun hatte.

Rafael wollte sich entfernen, der Vater hielt ihn aber mit einer befehlenden Gebärde zurück. Sie schlossen die Türen ab und sprachen zu dritt lange und ganz leise. Die neugierige und ausgelassene Lija aber, die Tochter Rafaels, lauschte an der Türe und hörte wiederholt die Namen Meir und Mera, dann ihren eigenen in Verbindung mit einem Neffen von Frau Hanna, den sie Leopold nannten.

Errötend und halb beschämt, halb von einer geheimen Freude erfüllt, sprang sie von der Tür zurück, blickte durchs Fenster und erwartete ungeduldig die Rückkehr ihres Vetters.

Die Sonne ging schon unter, als Witebski das Haus der Czofowicz verließ. Er schien sehr erfreut über die Erledigung eines, oder vielleicht auch zweier Geschäfte.

Fast zur selben Zeit kehrte Meir nach Hause zurück. Lija lief ihm entgegen, warf sich ihm im Hoftor an den Hals und flüsterte: „Weißt du, Meir, große Dinge gehen heut bei uns vor. Unser Sejde und mein Vater haben lange mit Eli Witebski über uns beide gesprochen. Witebski versprach seine Tochter Mera für dich, und mich versprachen Sejde und Vater dem Leopold, dem Neffen der Frau Hanna, der in der weiten Welt lebt und sehr gebildet ist."

Meir löste sich aus der Umarmung und entfernte sich rasch wieder vom Hause.

„Meir!" rief das Mädchen ihm nach. „Wohin gehst du? Wirst du nicht mit uns zu Abend essen?"

Meir antwortete nicht. Erst in diesem Augenblick verstand er, wie völlig unfrei er war. Man verfügte über ihn, ohne sich auch nur irgendwie um seinen Willen zu kümmern; man verfügte über seine Zukunft, und alles mußte geschehen, wie es die Alten befahlen.

Er schauerte bei dem Gedanken, daß es so kommen sollte. Langsam und gebeugt durchschritt er das Städtchen und die öden Felder, die vor dem Karaitenhügel lagen. Unablässig, mechanisch fast, quälte ihn der Gedanke: „Ich bin doch kein Sklave!"

Am Fuße des Karaitenhügels, in der an den sandigen Abhang geschmiegten Hütte, flackerte ein kleines, gelbes Licht. An der niedrigen Wand, auf einem Strohbündel, saß ein gebeugter Greis, in Lumpen gehüllt; er flocht mit zitternden Händen biegsame Weidenzweige. Seine Gestalt zeichnete sich kaum von der dunklen Ecke ab, und die Umrisse des gesenkten Gesichts waren nicht zu erkennen.

In der Nähe des gelben Kerzenlichtes saß auf einem Holzsessel ein schlankes Mädchen. Mit leisem Geräusch drehte sie eine Spindel; über ihrem Haupte erhob sich das Brett des Spinnrockens mit der daran befestigten Wolle.

Von der Wand her klang es zitternd und heiser:

„Inmitten der Wüste, die so groß ist, daß man nirgends ihr Ende sieht, erheben sich zwei Berge, so hoch,

daß ihre Gipfel in den Wolken verschwinden. Diese Berge heißen Horeb und Sinai."

Die heisere Stimme des Greises verstummte, und das Mädchen, das aufmerksam und ernst zuhörte, sagte:

„Sejde! sprich weiter."

In diesem Augenblick ließ sich am offenen Fenster eine gedämpfte Männerstimme vernehmen: „Golda!"

Die Spinnerin erschrak nicht; sie schien beinahe auf die Stimme gewartet zu haben. Ernst, ohne die geringste Erregung, stand sie auf und ging ans Fenster. Nur ihre Augen erglühten und ihre Stimme klang süß und weich:

„Meir, ich wußte, du würdest dein Versprechen halten und kommen."

„Ich bin zu dir gekommen, Golda, weil es vor meinen Augen heute so dunkel ist, und ich wollte dich anschauen, auf daß mir die Welt wieder hell werde."

„Und warum ist es heut dunkel vor deinen Augen?"

„Ich habe großen Kummer. Rabbi Isaak verklagte mich beim Sejde, und der Sejde will mich verheiraten."

Er verstummte und senkte die Augen. Das Mädchen blieb ruhig. Nicht die leiseste Bewegung verriet, wie erregt sie war, bloß ihr gebräuntes Antlitz wurde kreideweiß.

„Mit wem will dich der Sejde verheiraten?" fragte sie. Düster klang ihre Stimme.

„Mit Mera, der Tochter des Kaufmanns Witebski."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kenne sie nicht."

Dann fragte sie: „Wirst du sie heiraten, Meir?"

Er erwiderte nicht, und Golda fragte nicht weiter. Ein

unaussprechliches Glück erstrahlte in ihren Augen, unter den sanften und doch glühenden Blicken Meirs. Sie schwiegen beide, und nur die Stimme des Greises klang zitternd durch die Stille:

„Als Moses vom Berge Sinai herabstieg, verstummten die Donner, erloschen die Blitze, die Winde legten sich, und ganz Israel stand auf wie ein Mann und rief mit lauter Stimme: ‚Moses! Wiederhole uns die Worte des Ewigen.‘“

„Meir,“ sagte Golda ernst, „tritt ein in unser Haus und begrüße meinen Großvater.“

Gleich darauf knarrte die Tür. Der alte Abel erhob sein Haupt und gewahrte in der Dämmerung die Umrisse der Gestalt des Jünglings.

„Wer ist da gekommen?“ fragte er.

„Sejde,“ erwiderte Golda, „Meir Ezofowicz, der Enkel des reichen Saul, ist in unser Haus gekommen, um dich zu begrüßen.“

Beim Klang des Namens schnellte die graue, an der Wand zusammengekauerte Gestalt auf und streckte, mit den Armen sich auf das Strohbündel stützend, den welken, in Lumpen gehüllten Hals vor.

In der gelben Lichtflamme erschien ein Kopf, von dem dichte, leuchtend weiße Haarsträhne bis über die Schultern herabfielen, und ein kleines, gerunzeltes, inmitten des großen Bartes fast unsichtbares Gesicht.

Unter den korallenroten, geschwollenen Lidern blickten verblaßte Augen, erstarrt vor Schrecken; dann blitzte Entrüstung und Haß in ihnen auf.

„Ezofowicz!“ rief der Greis, „weshalb hast du die Schwelle meines Hauses betreten, da du ein Rabbinit

bist ... ein Feind ... ein Verfolger ... Und dein Urgroßvater hat meine Ahnen verflucht und ihren Tempel zerstört! Hebe dich hinweg! Mögen meine alten Augen sich nicht an deinem Anblick vergiften!"

Mit zitternder Hand wies er auf die Tür.

Meir schritt jedoch langsam auf ihn zu und sagte, den Kopf tief verneigend:

„Friede sei mit dir!"

Beim Klang der sanften, tiefen Stimme und der Worte, die den Segen und Bitte um Frieden aussprachen, verstummte der Greis, ließ sich schwer zurückfallen und begann nach einer Weile mit klagender, stöhnender Stimme:

„Wozu bist du zu mir gekommen? Du bist ein Rabbinit und der Urenkel des mächtigen Senior. Dich werden die Deinigen verfluchen, wenn sie erfahren, daß du meine Schwelle betreten, denn ich bin der letzte Karaite, der hier geblieben ist, um die Trümmer unseres Tempels und die Asche unserer Väter zu hüten! Ich, ein Elender, ein Bettler, verflucht von den Deinigen! Ich, der letzte Karaite!"

Schweigend und achtungsvoll hörte Meir zu. Nach einer Weile begann er:

„Rebe, tief neige ich mein Haupt vor dir, denn es ist notwendig, daß Gerechtigkeit auf Erden walte, und daß der Urenkel dessen, der verfluchte, sich vor dem Urenkel des Verfluchten verneige."

Abel Karaim schwieg lange und sann. Endlich flüsterte er: „Friede sei mit dir!"

Golda stand mit über der Brust gekreuzten Armen und schaute auf Meir wie auf ein Heiligenbild. Als sie die

Worte des Friedens von den Lippen des Großvaters vernahm, rückte sie einen von den zwei in der Hütte befindlichen Sesseln heran, nahm einen kleinen, blinkenden Krug und trat in den Flur hinaus.

Meir setzte sich neben den Greis, der sich wieder in seine Arbeit vertiefte und vor sich hin flüsterte. Bald wurde das Flüstern lauter, bis es in eine heisere Erzählung überging:

„An den Ufern Babylons saßen sie und weinten, und der Wind klagte in ihren Harfen, die sie aus der Heimat mitgebracht und in Trauer an den Bäumen aufgehängt hatten.

„Und es kamen zu ihnen ihre Bedrücker und sprachen: ‚Nehmet in eure Hände diese eure Harfen, spielet und singet!' Und sie antworteten: ‚Wie sollen wir spielen und singen im fremden Lande, wenn unsere Zungen verdorret sind vor großer Bitternis, und unsere Herzen nur einen Ruf kennen: Kanaan! Kanaan!'

„Aber ihre Bedrücker sprachen zu ihnen: ‚Nehmet von den Bäumen eure Harfen, spielet und singet!'

„Da sahen die Propheten Israels einander an und fragten: ‚Wer von uns weiß es gewiß, daß er die Qualen aushält und nicht spielen und nicht singen wird im fremden Lande?'

„Und als am anderen Morgen ihre Bedrücker zu ihnen kamen und sprachen: ‚Nehmet von den Bäumen eure Harfen, singet und spielet.'

„Da erhoben die Propheten Israels ihre blutigen Hände und sprachen:

„‚Wie können wir sie herabnehmen, da unsere Hände durchschnitten und ohne Finger sind!'

„Die Wasser Babylons rauschten laut vor großem Erstaunen, und der Wind klagte in den Harfen, die an den Bäumen hingen, denn die Propheten Israels hatten ihre Hände durchschnitten, auf daß niemand sie zwingen könne zu spielen im fremden Lande."

Bei Abels letzten Worten trat Golda in die Stube. In der einen Hand trug sie zwei irdene Becher auf einem Strohgeflecht, und in der zweiten einen blinkenden Krug mit Milch. Sie füllte die Becher mit der schäumenden Milch und reichte sie dem Großvater und dem Gaste.

Leicht und geräuschlos ging sie in der Stube umher, und ein Lächeln umspielte ihre ernsten Lippen. Dann ließ sie sich nieder und begann wieder zu spinnen. Tiefe Stille breitete sich über die Stube.

Der alte Abel begann mit leisem Flüstern eine alte Legende zu erzählen, bald aber verstummten seine Lippen, die Hände fielen auf die Weidenzweige herab, und regungslos lehnte er das Haupt an die Wand.

Nach langem Schweigen begann Meir:

„Golda, die Propheten Israels, die sich die Hände durchschnitten, um nicht Sklaven ihrer Bezwinger zu werden, — sie waren große Männer."

„Sie wollten nichts tun, was ihr Herz ihnen verbot," erwiderte ernst das Mädchen.

Wieder verstummten sie. Immer leiser und immer langsamer schnurrte die Spindel in Goldas Hand. Durch die morschen Bretter der Wände strich der Wind und bewegte die gelbe Flamme der Kerze.

„Golda, fürchtest du dich nicht in der einsamen Hütte, wenn Herbst und Winter lange, dunkle Nächte auf die

Erde herabsenken und starke Winde durch die morschen Wände in die Stube stürzen und heulen?"

„Nein," erwiderte das Mädchen, „ich fürchte mich nicht, denn der Ewige beschützt die armen Hütten, die in der Dunkelheit stehen, und wenn die Winde hier hereinstürzen und heulen, dann lausche ich den Geschichten des Sejde und höre das Heulen nicht."

Meirs Blick ruhte auf dem Antlitz des ernsten Kindes, das mit regungslosen Augen auf ihn schaute.

„Golda, denkst du noch an die Geschichte von Rabbi Akiba?"

„Bis an mein Lebensende werde ich daran denken."

„Golda ... könntest du, so wie die schöne Rahel, vierzehn Jahre lang warten ...?"

„Bis an mein Lebensende würde ich warten."

Sie sprach es ruhig und ernst, die Spindel entfiel ihrer Hand. „Meir," sagte sie so leise, daß das Rauschen des Abendwindes ihre Worte fast übertönte, „gib du mir ein Versprechen: wenn es dir im Hause deines Großvaters Saul nicht behagen wird, und wenn du Kummer in deinem Herzen verspüren wirst, dann komm' in unser Haus. Laß mich von jedem Kummer wissen, und möge der Sejde auch dich mit seinen schönen Legenden trösten."

„Golda," rief Meir mit fester Stimme, „wie die Propheten Israels, so werde auch ich eher meine Hände durchschneiden, als daß ich etwas tue, was mein Herz verbietet."

Er stand auf und nickte dem Mädchen zu.

„Friede sei mit dir!"

„Friede sei mit dir!"

Er verließ die Hütte. Da erhob sich das Mädchen vom Sessel, blies das glimmende Licht aus, hüllte sich in ein altes, graues Tuch und bettete sich auf das Stroh zu Füßen des schlafenden Greises.

Sie ruhte; doch noch lange blickten ihre weit geöffneten Augen auf die Sterne, die durch die Fenster schimmerten.

VI.

Eli Witebski besaß in seinem ganzen Wesen diplomatische Fähigkeiten. Er war nicht in Szybów geboren und aufgewachsen, wie ausnahmslos alle anderen Bewohner des Ortes. Erst vor drei Jahren hatten ihn Geschäfte und verschiedene Familienangelegenheiten hierher geführt.

So war er denn mitten in der ortsansässigen Bevölkerung, die sich von den Urgroßvätern her kannte, fast ein Fremder. Überdies brachte er, da er sein ganzes Leben in einer großen Gouvernementsstadt verbracht hatte, manche Neuerungen mit, welche die ultrakonservativen Bewohner dieses entlegenen, weltentrückten Winkels erstaunen und aufreizen mußten.

Diese Neuerungen waren: die wesentlich andere Kleidung Witebskis und vor allem das fehlende Käppchen, ein Brillantring am Finger, der kurzgestutzte Bart, der völlige Mangel an talmudistischen und kabbalistischen Büchern im Hause, dann aber auch der Besitz einer Gattin, wie es Frau Hanna war, und der Tochter Mera, die in einem Mädchenpensionat erzogen wurde, und außer ihr nur noch zweier Kinder. Diese ungemein wichtigen, unbekannten und unerhörten Neuerungen hät-

ten eigentlich den allgemeinen Unwillen der Bevölkerung von Szybów gegen den vornehmen Kaufmann erwecken müssen. Aber das geschah nicht.

Anfangs flüsterte man freilich hier und da, er wäre ein Misnagdim, ein Fortschrittler und in Glaubenssachen indifferent. Dieser Verdacht zerstreute sich jedoch bald, dank Witebskis ungewöhnlicher Sanftmut, Höflichkeit und Geschmeidigkeit.

Stets freundlich, lächelnd und heiter, stritt er mit niemand, gab jedem Recht und mied streitende Leute, um nicht gezwungen zu sein, Partei zu ergreifen.

Was die religiösen Vorschriften und Gebräuche anlangte, erwies sich Witebski durchaus orthodox. Er heiligte den Sabbat und aß koscher mit peinlichster Genauigkeit. Den großen Rabbi begrüßte er, jedesmal wenn er ihn traf, ehrfurchtsvoll und verstand es sogar — wessen sich sonst niemand in der ganzen Gemeinde rühmen konnte — die düstere Stirn des Weisen zu entwölken und seine sinnenden Augen durch muntere Erzählungen, welche immer eine mystische oder patriotische Note enthielten und deshalb dem Geschmack selbst der strengsten Zuhörer entsprachen, zu erheitern.

Zu Hause weilte er nur selten, denn er war immer in Geschäften auf Reisen; jedesmal aber, wenn er sich in Szybów aufhielt, sah man ihn im Bet-ha-Midrasch, wo er mit der gebührenden Ehrfurcht den weisen Lehren des Rabbi Todros zuhörte und verzückt lächelte, wenn alte und junge Gelehrte der Gemeinde miteinander einen Pilpul führten, das heißt über verschiedene Kommentare und Kommentare zu Kommentaren, aus denen die 2500 gedruckten Bögen der Halacha, der Hagada und

der Gemara bestehen, verhandelten und stritten. Im Bethaus war er immer anwesend, so oft andere da waren, und wenn er sich auch nicht zu denen zählen konnte, die am eifrigsten beteten, also am meisten schrien und am heftigsten sich hin und her wiegten, so waren doch seine Gestalt und sein Gesichtsausdruck voll Würde und Andacht.

Man darf aber nicht daraus schließen, daß Witebski ein Heuchler war. Nein, sondern er liebte aufrichtig Ruhe und Frieden und wollte deshalb sich und anderen jede Aufregung ersparen. Es ging ihm gut im Leben, er fühlte sich glücklich und befriedigt. Er hatte alle Menschen gern, und es war ihm völlig gleichgültig, ob jener, mit dem er gerade zu tun hatte, Talmudist, Kabbalist, Chassidäer, rechtgläubig, abtrünnig oder sogar ein Edomite war, wenn er nur ihm persönlich nicht schadete.

Von den Edomiten hörte er übrigens zum erstenmal in Szybów. In den Kreisen, in denen er bis dahin verkehrt hatte, nannte man die Christen Gojs, und das nur selten, in einer zornigen Aufwallung. Gewöhnlich wurden sie einfach Christen genannt.

Die religiöse Erziehung, die er in der Kindheit erhalten, verwehte mit der Zeit unter dem Einfluß der weltlichen Beschäftigungen und Sorgen.

An Jehova glaubte er und verehrte ihn tief. Von Moses wußte er, wußte auch etwas von der Babylonischen Gefangenschaft und von der neueren Geschichte des jüdischen Volkes. Die tieferen Kenntnisse dieser Dinge waren ihm aber fremd. Im Grunde genommen war es ihm gleichgültig, was irgend ein Tanaite oder ein Rabbi einmal gesagt und befohlen hatte.

Er lehnte sich gegen nichts auf, weder mit Worten, noch mit Taten, nicht einmal in Gedanken. Er tat alles, was allen vorgeschrieben war, und sagte sich: was schadet's? Vielleicht haben sich das so die Leute ausgedacht, vielleicht aber ist es ein Gesetz von Gott selbst, — wozu soll ich Ihn gegen mich aufbringen?

Auf diese Weise diplomatisch mit Gott und den Menschen verkehrend, befürchtete er nichts. Und er hätte sich ganz wohl gefühlt, hätte er nicht die größte und die Bevölkerung von Szybów am meisten verblüffende Neuerung mitgebracht, nämlich seine Frau Hanna. Während er so zu sein trachtete, wie alle anderen im Städtchen waren, war Frau Hanna eifrigst bestrebt, anders zu erscheinen, als alle übrigen.

Frau Hanna schwärmte vor allem für die Zivilisation, welche sich ihr in der Gestalt von schönen Kleidern, dem Tragen eigener Haare, von schön eingerichteten Wohnungen offenbarte, in einem höflichen Benehmen und Kenntnis der französischen Sprache und der Musik. Hinsichtlich der religiösen und der allgemeinen Lebensphilosophie verstand sich Frau Hanna darauf noch weniger, als ihr Mann. Sie glaubte an Gott und fürchtete ihn sogar in der Tiefe ihres Herzens sehr, glaubte an die Teufel und fürchtete sie noch mehr, wie Gott den Herrn. Da sie aber eine tüchtige Hausfrau war, meinte sie im geheimen, es wäre doch besser, wenn die Juden dasselbe Fleisch essen würden wie die Christen, weil es billiger wäre, und wenn man im Haushalt nicht so furchtbar viel Küchengerät nötig hätte, wie es bei jedem Rechtgläubigen vorhanden sein muß, um die Speisen in völlig koscherem Zustande zu erhalten.

Hinsichtlich der Gewebe aus Hanf und Wolle dagegen, verschloß sich Frau Hanna entschieden dem Verbot, sie zu tragen, weil sie so schön und wohlfeil waren.

In Szybów angelangt, war Frau Hanna förmlich entsetzt über den Ort, in den ihr Gatte sie gebracht hatte. Keine Spur von Zivilisation!

Gewalt über die Welt!

Frau Hanna legte sich ins Bett, vergrub sich in die riesigen Federbetten, weinte und jammerte zwei Tage und zwei Nächte lang, sie würde es hier nicht aushalten, sie würde sterben, und die Kinder würden die Mutter verlieren!

Sie starb jedoch nicht, stand sogar wieder auf, um die Möbel auszupacken, die Wirtschaft einzurichten und die Kinder schön anzuziehen, um bei ihrem ersten Ausgang das „gemeine Volk", wie sich Frau Hanna ausdrückte, durch ihre Schönheit und ihre Kleidung in Erstaunen zu setzen. Sie liefen aufgeputzt auf die Straße und verblüfften wirklich die ganze Bevölkerung. Es war dies der erste Trost, welcher der aus der Zivisation Verbannten im Lande der Verbannung widerfuhr.

Dann kam noch manch andere Genugtuung. Frau Hanna verblüffte und imponierte, womit sie nur konnte; und so oft es ihr gelang, fühlte sie sich unaussprechlich glücklich.

Diese große Quelle des Glückes beunruhigte und besorgte aber bald ihren Gatten. Hier und da hörte er ein Murren, er wäre ein Misnagdim! Er erfuhr, daß die Bevölkerung entsetzt war, weil seine Frau Gewebe aus Hanf und Wolle trug, am Sonnabend in ihrem Hause

den Samowar aufstellen ließ und sich laut äußerte: „Szybów liegt nicht auf, sondern unter der Erde!" Er erfuhr es, erbleichte und eröffnete mit seiner Ehehälfte den Kampf: um die Gewebe aus Hanf und Wolle, um den Samowar am Sonnabend und um die über- oder unterirdische Lage von Szybów.

Die Ehehälfte kämpfte lange, der diplomatische Gatte blieb aber zum Schluß doch Sieger in Sachen der Gewebe und des Samowars. Was die Lage Szybóws anlangte, — da unterlag er.

Frau Hanna tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Rückkehr ihrer Tochter aus Wilno für sie ein Triumphtag werden würde.

Eli dagegen beunruhigte sich sehr, weil er Mera gegenüber sich als Vater nicht so benehmen würde, wie alle anderen Szybówer Väter. Frau Hanna konnte sich aber vor Freude nicht fassen, daß sie eine ganz andere Mutter sein würde, wie alle Mütter in Szybów.

Endlich geschah es. Einen Monat nach Elis Unterredung mit Saul befanden sich in Witebskis Empfangszimmer fünf Personen: drei Frauen und zwei Männer.

Ein Sofa mit Sprungfedern, mit grünem Rips bezogen, — das einzige Exemplar dieser Art in Szybów, zierte den Raum, in dem auch einige mit Rips bezogene Fauteuils und ein Klavier standen, auch das einzige im Städtchen. Vor einem Jahre hatte Frau Hanna es kommen lassen, in Erwartung der Rückkehr Meras aus Wilno, — und es rief im Städtchen eine kleine Revolution hervor.

Auf dem grünen Sofa saßen also Frau Hanna und ihre Schwester, eine Kaufmannsfrau aus Wilno,

die Mera hergebracht hatte in Begleitung ihres Sohnes Leopold.

Am Tisch vor dem Sofa saßen der Hausherr und Leopold. Mera, ein schönes Mädchen mit aschblondem Haar und hellem Teint, stand am Klavier, und man merkte ihr den ungeduldigen Wunsch an, das Städtchen mit ihrer geräuschvollen Musik zu erfüllen; sie wagte es aber nicht, weil es Sabbat war.

Am Sabbattage darf kein Instrument gespielt werden. Mera wußte es, hätte sich aber nicht darum gekümmert, wenn nicht der Blick ihres Vaters sie vor Begehung dieser Sünde zurückgehalten hätte.

Auch darf am Sabbattage nicht geraucht werden. Der junge, zwanzigjährige Leopold rauchte aber, nachlässig in einem Fauteuil sitzend, eine Zigarette, deren Rauch zu allem Übel noch in dünnen Wölkchen durch das offene Fenster strömte.

Eli stand auf und schloß das Fenster. Leopolds Lippen umspielte ein höhnisches Lächeln. Mera zuckte die Achseln, und Frau Hanna errötete vor Scham.

Bald darauf brach die ganze Gesellschaft auf und machte sich auf den Weg zu Czofowicz.

In Elis Gesicht malte sich große Besorgnis. Denn es konnte auf der Welt nichts geben, das ketzerischer war, als die Kleidung seines Neffen. Sie bestand aus einem kurzen, modernen Rock, weit ausgeschnittener Weste und einer Mütze mit einem Beamtenstern. Ehe sie das Haus verließen, steckte er sich eine Zigarette an.

Eli konnte nicht umhin, ihn zu warnen.

„Hör' mal, Leopold," sagte er leise und sanft, „wirf die Zigarette weg! Das Volk hier ist sehr dumm,

wozu willst du die Leute gegen dich aufhetzen! ... Und" fügte er noch rasch hinzu, „vielleicht hat Gott der Herr selbst das Rauchen am Sabbat verboten! Kann man's wissen?"

Leopold lachte laut.

„Na, ich fürcht' mich schon nicht!" sagte er und gab Mera den Arm.

Voran gingen also Leopold und Mera, Arm in Arm. Ihnen folgten die beiden aufgeputzten und mit Juwelen behängten Mütter, würdig und vornehm. Eli beschloß den Zug, langsam einherschreitend, mit betrübtem Gesicht und am Rücken gekreuzten Händen.

Im Augenblick versammelte sich eine große Kinderschar um sie herum und lief ihnen anfangs mit leisen Zurufen, dann mit lautem Gekreisch nach.

Bald gesellte sich zu den Kindern die halbwüchsige Jugend, und bald auch Erwachsene. Vornehmere Familien traten vor die Schwelle ihrer Häuser; im Torweg des Schulhofes stand der Melamed und blickte, seinen eigenen, weit geöffneten Augen nicht trauend, auf den über den Platz schreitenden, seltsamen und wunderlichen Zug.

Eli ging wie auf glühenden Kohlen. Frau Hanna schritt wie auf Lorbeeren. Die Kaufmannsfrau aus Wilno blickte mit zwinkernden Augen und stolz erhobenen Hauptes über die gaffende Menge.

„Sieh! Sieh! äh scheene Puritz! äh scheene Panjenkjes!" schrien die Kinder, hüpfend und springend und mit den Fingern auf das junge Paar deutend.

„Wer is' das? Sind das Israeliten?" fragten die

Erwachsenen und zeigten mit den Fingern auf Leopolds Kleidung und die Zigarette.

„Apikores!" schrie plötzlich jemand aus der Menge. Ein kleiner Stein flog dicht an Leopolds Kopf vorbei. Der junge Mann erbleichte und warf die Zigarette, den Gegenstand des allgemeinen Ärgernisses, weg. Eli runzelte die Stirn. Frau Hanna erhob aber den Kopf noch höher und sagte laut zu ihrer Schwester:

„Nu, man muß ihnen verzeihen! Das ist ja so ein dummes Volk!" Doch Leopold vergaß den Steinwurf nicht; man sah es seinen erschreckten Augen und den zusammengepreßten Lippen noch an, als er das Empfangsgemach der Czokowicz betrat.

Dort saß auf dem Ehrenplatz, auf dem Sofa mit der gelben Lehne, der alte Saul, umgeben von seinen Söhnen, seinen Schwiegertöchtern und einigen älteren Enkeln.

An einem der Fenster saß in einem bequemen Sessel, schlummernd und wie immer mit Edelsteinen bedeckt, die Urgroßmutter. An dem andern Fenster stand Meir.

Als die Familie Witebski das geräumige Empfangsgemach betrat, warf Meir nur einen flüchtigen Blick auf Mera, musterte dagegen neugierig, mit scharfen, flammenden Blicken den jungen Leopold. Er sehnte sich, sobald wie möglich jenen Mann, der aus der weiten Welt kam, kennen zu lernen, ihn zu befragen und zu erforschen.

Die lauten Begrüßungen und einleitenden Gespräche währten lange. Saul blieb auf dem Ehrenplatz am Sofa sitzen; seine Tochter Sarah, Bers Frau, bewirtete die Gäste und erging sich in entzückten Rufen über die Schönheit ihrer Hüte und Kleider.

Mera setzte sich graziös auf den Rand eines einfachen hölzernen Schemels. Die schüchterne, schamhafte und zugleich hocherfreute Lija unterhielt sie. Ab und zu warf Mera einen Seitenblick auf den am Fenster stehenden Jüngling, in dem sie ihren Verlobten vermutete. Kein einziges Mal begegnete sie jedoch seinem Blick.

Meir schien ihre Anwesenheit gar nicht zu bemerken; unverwandt blickte er auf Leopold, der schweigend und finster dasaß und nur hin und wieder Mera einige französische Worte zuwarf. Endlich erhob er sich und näherte sich dem Fenster, an dem Meir stand.

Leopold hatte anfangs gar nicht vor, Meir anzureden. Er hatte sich in anderer Absicht von der Gesellschaft entfernt, das verriet sein aus der Tasche hervorgezogenes Zigarettenetui. Sobald aber Meir ihn auf das Fenster zuschreiten sah, ging er ihm entgegen. Sein Gesicht leuchtete auf vor Freude.

„Ich bin Meir, Sauls Enkel," sagte er, dem Gaste die Hand reichend. „Ich möchte dich sehr gerne kennen lernen, um dir viele Dinge zu sagen und vieles von dir zu erfahren . . ."

Leopold machte eine vornehme, zeremonielle Verbeugung und berührte kaum die ihm dargereichte Hand. Die vor Freude strahlenden Augen Meirs überzog ein Schatten von Trauer.

„Du hast keine besondere Lust, mich kennen zu lernen!" begann er wieder. „Und das wundert mich nicht. Du bist gebildet, hast alles gelernt, und ich — bin ein einfacher Jude, der zwar Bibel und Talmud gut kennt, sonst aber nichts. Und doch, höre du mich

an! Ich trage viele Gedanken in meinem Kopfe, nur sind sie noch nicht geordnet. Vielleicht kannst du mir etwas sagen, was mich erhellt."

Leopold hörte dieser erst zitternden und demütigen, bald aber jugendlich begeisterten Rede mit einer Neugier zu, in die sich leichter Spott mischte.

„Bitte, mein Herr, wenn Sie etwas von mir erfahren wollen, dann will ich es Ihnen sagen. Warum auch nicht? Ich kann Ihnen vieles sagen."

„Leopold! nenne mich nicht Herr. Das tut mir weh, weil ich dich sehr lieb habe . . ."

Leopold staunte über diese naive Erklärung.

„Das ist mir sehr angenehm, aber wir sehen uns doch zum erstenmal."

„Das macht nichts!" rief Meir, „ich wollte schon lange einen Israeliten sehen, wie du einer bist . . . und zu ihm sprechen, wie Rabbi Elieser zu dem Weisen von Jerusalem: laß mich dein Schüler sein, und du sei mir Meister!"

Leopolds Staunen wuchs. Und auch sein Hohn wurde deutlicher.

Er verstand nichts von der Rede des Jünglings und glaubte einen halb Wilden vor sich zu sehen.

In seinem Eifer bemerkte Meir gar nicht den Eindruck, den er hervorrief.

„Leopold!" fuhr er fort, „wie lange hast du in der fremden Schule gelernt?"

„In was für einer fremden Schule?" fragte Leopold.

„Nu, in der Schule, in der man verschiedene nicht jüdische Wissenschaften lehrt."

Jetzt erst begriff Leopold. Er kniff die Augen zusammen, verzog die Lippen und erwiderte:

„Nu, ich habe fünf Jahre lang das Gymnasium besucht."

„Fünf Jahre!" rief Meir. „Da bist du sehr gelehrt, wenn du so lange die Schule besucht hast!"

„Nu," sagte Leopold, nachsichtig lächelnd, „es gibt schon noch gelehrtere Menschen wie mich auf der Welt."

Meir trat näher an ihn heran, und seine Augen glänzten immer lebhafter.

„Und was lehrt man dort in der Schule?"

„Verschiedene Dinge."

„Was für verschiedene Dinge?"

Mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen, begann Leopold langsam die Namen der einzelnen Wissenschaften aufzuzählen. Meir unterbrach ihn lebhaft:

„Und du kennst alle diese Wissenschaften?"

„Freilich," erwiderte der Gast.

„Und was fängst du jetzt damit an?"

Diese neugierig gestellte Frage machte Leopold ganz starr.

„Was heißt das, was ich damit anfange?"

„Nu, ich möchte wissen, mit welchen Gedanken diese Lehren deinen Kopf erfüllt haben, und was du mit deinen Gedanken in der Welt anfängst."

„Was heißt das, was ich damit anfange? Ich bin Beamter; ich schreibe in der Kanzlei des Herrn Gouverneurs sehr wichtige Papiere ab."

Meir dachte einen Augenblick nach.

„Das ist es nicht, daß du Papiere in der Kanzlei abschreibst. Nicht das wollte ich wissen. Das machst

du um zu verdienen; jeder Mensch muß verdienen. Ich möchte aber wissen, was du denkst, wenn du manchmal ganz allein bist, und zu welchen Aufgaben dich diese Gedanken drängen."

Leopold öffnete weit die Augen.

„Nu," rief er ungeduldig, „worüber soll ich nachdenken? Also, wenn ich aus dem Bureau komme, dann sitze ich zu Haus und rauche eine Zigarette und denke, wenn ich heirate und eine Mitgift bekomme und der Vater mir das gibt, was ich zu bekommen habe, dann kauf' ich mir ein Haus, richte dort schöne Wohnungen und Läden ein und werde selbst darin wohnen."

Jetzt staunte Meir.

„Und du denkst an nichts anderes, Leopold, nur an das Haus?"

„Nu, und woran soll ich denn sonst denken? Ich habe, Gott sei es gedankt, keine Sorgen. Wohnung und Kost hab' ich bei den Eltern und sonst reicht mir das, was ich in der Kanzlei bekomme."

Meir starrte zu Boden. Seine Stirn verfinsterte sich.

„Hör' mich an, Leopold," sagte er nach einer Weile. „Gibt es bei euch, dort in der großen Stadt, keine armen, in Finsternis lebende Juden?"

„Wo gibt es die nicht? Auch dort gibt es sehr viele!"

„Und was denkst du dir, wenn du sie siehst?" fragte Meir heftig.

„Was soll ich mir denken? Ich denke eben, daß sie sehr dumm sind und — sehr schmutzig."

„Und du denkst an nichts anderes, wenn du sie siehst?"

Leopold öffnete sein Etui und nahm eine Zigarette heraus.

In Gedanken versunken, bemerkte Meir es gar nicht.

„Leopold,“ begann er nach einer Weile mit wiedererwachter Energie. „Kaufe dir das Haus in der großen Stadt nicht!“

„Warum soll ich es nicht kaufen?“

„Das sage ich dir gleich. Dir hat man meine Base versprochen. Sie ist ein gutes, verständiges Mädchen, aber sie hat gar keine Bildung; immer schon hat sie sich Bildung gewünscht, und sie freute sich sehr, als man ihr sagte, sie bekäme einen gebildeten Mann. Wenn du sie geheiratet hast, dann mußt du dich an die großen Beamten wenden, daß sie dir erlauben, in Szybów eine Schule für die Juden zu errichten, eine Schule, in der man nicht nur die Tora und den Talmud lehren würde, sondern auch andere, fremde Wissenschaften ... Du wirst selbst die Leitung der ganzen Schule haben, und mich wirst du lehren, wie ich dir dabei helfen kann ...“

Leopold lachte. Meir bemerkte es aber nicht, denn er strahlte vor Glück über seinen Plan. Er neigte sich zu Leopold herüber und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich will dir etwas sagen, bei uns in Szybów herrscht große Finsternis, und es gibt sehr viele arme Leute, die in großem Elend leben. Aber auch solche Leute gibt es hier — die ganze Jugend — die sehr darüber trauern, daß sie keine andere Welt und keine anderen Wissenschaften kennen. Sie möchten sie so gerne kennen lernen, es gibt aber hier niemand, der ihnen aus dieser Finsternis heraushelfen könnte. Und einen

großen, sehr strengen Rabbi gibt es hier, Isaak Todros, den alle fürchten. Und eine Gemeindevertretung gibt's hier, welche das arme Volk sehr bedrückt ... Wenn du doch herkämest und andere gebildete Leute mit dir brächtest und uns allen aus der Finsternis, dem Elend und der Trauer heraushelfen wolltest!"

Er sprach es mit überschwenglicher Begeisterung, triumphierend und flehend. Leopold hörte ihn mit unbeschreiblichem Staunen und Hohn an.

„Nu," fuhr Meir fort, „was denkst du über all das, was ich dir gesagt habe? Ist das ein guter Vorschlag?"

Leopold erwiderte: „Ich denke mir, daß, wenn ich deinen Vorschlag meiner Familie und meinen Kollegen im Bureau erzählen würde, sie alle darüber sehr lachen würden."

Das Feuer in Meirs Augen erlosch.

„Worüber würden sie lachen?"

Leopold steckte sich die Zigarette an. Eine kleine blaue Wolke verbreitete sich im Gemach und drang bis zu dem Platz, wo die Gesellschaft versammelt saß.

Erstaunt hob Rafael den Kopf und sah sich um. Auch der alte Saul blickte nach dem Fenster und erhob sich ein wenig vom Sofa.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," sagte er höflich, aber entschieden, „ich gestatte nicht, daß man in meinem Hause etwas tut, was unser heiliges Gesetz verbietet."

Dann setzte er sich wieder, sah jedoch Leopold mit zusammengezogenen Brauen fest an.

Leopold errötete, warf die Zigarette weg und zertrat sie, seinen Zorn unterdrückend.

„Nu! das ist eure Höflichkeit!“ sagte er zu Meir.

„Warum rauchst du am Sabbat Zigaretten, Leopold?“

„Rauchst du nicht?“ fragte Leopold ungläubig und ironisch.

„Nein,“ erwiderte Meir entschieden.

„Du willst also die menschlichen Seelen aus der Finsternis führen und glaubst dabei, das heilige Gesetz verbiete das Rauchen am Sabbat?“

„Nein, den Glauben daran habe ich schon längst verloren.“

„Du willst also die Leute gegen den großen Rabbi und die Gemeindebeamten aufhetzen, und gibst selber nach?“

Die Augen Meirs leuchteten auf, diesmal aber vor Zorn und Hohn.

„Wenn es darum ginge,“ begann er, „eine menschliche Seele von der Finsternis oder einen menschlichen Körper vom Elend zu befreien, würde ich nicht nachgeben, denn das sind wichtige Dinge; wenn es aber darum geht, meinen Lippen Freude zu bereiten, — dann gebe ich nach. Denn das ist belanglos. Und wenn ich auch nicht glaube, daß das heilige Gesetz von Gott dem Herrn selbst stammt, so glauben doch die Alten daran, und mir scheint, daß jener, der wegen einer belanglosen Sache den Alten widerspricht, eine große Ungezogenheit begeht.“

Nach diesen Worten wandte sich Leopold von Meir ab und ging zu Mera, die immer noch am Rande ihres Schemels saß. Meir schaute ihm mit einem zornigen und enttäuschten Blick nach, ging dann vom Fenster fort und verließ eilig das Gemach.

Das plötzliche Verschwinden des jungen Mannes

machte tiefen Eindruck auf die Frauen. Die Männer beachteten es nicht weiter. Es erschien ihnen natürlich und auch lobenswert, daß der Verlobte schüchtern und schamhaft den Anblick der ihm von den Alten erwählten Braut mied.

Die Kaufmannsfrau aus Wilno und Frau Hanna nahmen es aber anscheinend übel, und Mera zupfte die Mutter am Kleid und flüsterte:

„Maman! Gehen wir nach Hause!"

Meir eilte zu seinem Freunde Elieser. Als er aber durch das offene Fenster des niedrigen Hauses sah, daß das Stübchen des Kantors leer war, ging er weiter. Er wußte, wo er die Freunde finden konnte, und ging geradenwegs zur Wiese hinter dem Städtchen.

Wie vor einigen Wochen, so war auch heute die stille und frische Wiese ganz in das Licht der untergehenden Sonne gebadet. Kräuter und Blumen erhoben ihre schlanken Kelche und erfüllten die Luft mit einem kräftigen, süßen Duft.

Am Rande des Hains lagerte unter den dicht stehenden Birken eine Gruppe junger Männer. Die einen sprachen halblaut miteinander, die anderen pflückten die rings umher wachsenden Pflanzen und wanden Kränze, und noch andere summten, die Gesichter zu den blauen Wolken erhoben, leise vor sich hin.

Weiter unten, am Teiche, den dichte Vergißmeinnichtbüschel umrahmten und dessen Oberfläche Wasserpflanzen bedeckten, saß regungslos ein schlankes Mädchen. Neben ihr weidete zwischen den Holundersträuchen eine weiße Ziege.

Eiligen Schrittes näherte sich Meir der Gruppe, die ihn ungeduldig zu erwarten schien.

Er trat zu seinen Gefährten, begrüßte sie jedoch mit keinem Wort, schaute sie nicht einmal an; er setzte sich auf einen gefällten Birkenstamm. Die jungen Leute schwiegen und blickten ihn nur erstaunt an.

Eliefer, der im Grase lag und den Arm auf den Baumstamm stützte, auf den sich Meir niederließ, fragte zuerst:

„Nu, also? Hast du ihn gesehen?"

„Hast du ihn gesehen?" wiederholten einige Stimmen im Chor.

„Wie ist er? Ist er sehr gelehrt und klug?"

Meir erhob das Gesicht und erwiderte lächelnd:

„Gelehrt ist er, aber sehr dumm!"

Der Ausruf versetzte die jungen Leute in großes Staunen. Erst nach langem Schweigen sagte Ariel, der Sohn des Morejne Kalman:

„Wie kann das sein? Daß ein Mensch gelehrt und zugleich dumm ist?"

„Wie soll ich das wissen, wie das sein kann?" erwiderte Meir, und seine Augen weiteten sich, als blickte er in einen fürchterlichen Abgrund.

Bald belebte sich das Gespräch. Fragen und Antworten schwirrten hin und her.

„Was hat er dir gesagt?"

„Er hat mir nur dumme und schlechte Dinge gesagt."

„Und was macht er dort in der weiten Welt?"

„Und was denkt er?"

„Er schreibt in der Kanzlei Papiere ab und denkt

an den Kauf eines Hauses, und denkt, daß die Juden dumm und schmutzig sind."

Tiefes Schweigen herrschte, bis auf einmal aus allen Kehlen sich der leidenschaftliche Ruf losrang:

„Ah schlechter Mensch!"

Dann sagte Chaim, der Sohn Abrahams und Meirs Vetter:

„Dann sind doch die Bildung und die Wissenschaft, nach denen wir so verlangen, schlecht, wenn sie die Leute schlecht und dumm machen?"

Mehrere Stimmen erhoben sich: „Meir, erkläre du uns das!"

Meir vergrub sein blasses Gesicht in die Hände und erwiderte:

„Ich weiß jetzt gar nichts mehr."

Wie tiefes, gedämpftes Schluchzen klang die Antwort. Aber im selben Augenblick zog der Kantor die Hände von dem betrübten Gesicht des Freundes und sprach:

„Ergebet eure Herzen nicht dem großen Kummer, ich werde gleich unseren Meister bitten, daß er eure Fragen beantworte."

Bei diesen Worten hob er von der Erde ein großes Buch auf, das sorgfältig in dem Dickicht des Haines verborgen lag, und zeigte seinen Gefährten mit einem triumphierenden Lächeln das erste Blatt. Mit großen Buchstaben war darauf der Name Moses Maimonides gedruckt.

Die jungen Leute umgaben Eliezer im Kreise. Feierliche Aufmerksamkeit ergoß sich über ihre Gesichter, sollte doch der israelitische Weise durch die Lippen ihres geliebten Sängers zu ihnen sprechen! Ein alter Meister

war es, von den einen vergessen, von den anderen verflucht, ihnen jedoch heilig und teuer.

Seit der Geist dieses Meisters in Gestalt einiger dicker Bücher, welche der aus der weiten Welt heimgekehrte Elieser mitgebracht, in ihre Köpfe gedrungen, spürten sie, wie ihre Gedanken sich verwirrten und ihre Gefühle sich plötzlich aufbäumten. Trauer, Sehnsucht und unbändiges Verlangen packten sie. Und doch waren sie ihm für diese Trauer und Sehnsucht dankbar und flüchteten zu ihm, wenn Kummer und Zweifel sie überwältigten.

Leider gab er nicht auf alle Fragen Antwort und nicht Trost auf alle Klagen! Jahrhunderte waren vergangen, die Zeiten hatten sich geändert, eine ganze Reihe anderer Meister, die immer andere, neue Wahrheiten brachten, hatte die Welt durchzogen. Sie aber wußten von keinen anderen und kannten nur den einen.

Als Elieser jetzt das große Buch vor ihnen aufschlug, bereiteten sie sich freudig und feierlich zum Empfang des Odems seiner alten Weisheit vor.

Nicht gleich jedoch begann Elieser zu lesen. Er blätterte in dem Buche und suchte nach einem entsprechenden Kapitel.

Inzwischen erhob sich das am Rande des Haines sitzende Mädchen und schlich langsam und leise an die Gruppe der jungen Leute heran. Ihre großen, schwarzen Augen waren regungslos auf Meir geheftet. Einige Schritte hinter ihm blieb sie stehen. So leise ging sie, daß niemand sie bemerkte. Mit ihrem Arm umfing sie einen dünnen Birkenstamm und lehnte ihr Haupt an einen Zweig, der sich leise hin und herwiegte.

Jetzt rief Eliezer mit klangvoller, kristallklarer Stimme:

„Höre Israel!

„Meine Schüler! Ihr fraget mich, welche Kraft jene leuchtenden himmlischen Wesen emporzieht, die wir Sterne nennen, und warum die einen sich so hoch erheben, daß sie in den weißen Nebeln verschwinden, und die anderen schwer am Himmel fließen und weit hinter ihren Schwestern zurückbleiben?

„Ich werde euch das Geheimnis enthüllen, das zu erfahren ihr begehrt.

„Die Kraft, welche die leuchtenden Himmelskörper emporzieht, ist die Vollkommenheit, welche in den höchsten Höhen weilt und welche in menschlicher Sprache Gott genannt wird.

„Die Sterne, welche von Liebe und Sehnsucht für die Vollkommenheit erfüllt sind, erheben sich immer höher, um ihr näher zu kommen und sich an ihrer Klugheit und Güte zu ergötzen.

„Sie fließen in der Unendlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, und jene von ihnen, die in größter Liebe zur Vollkommenheit entbrannt sind, stehen am höchsten. Und jene, die aus schwererem Stoffe gebildet sind, sie tragen geringeres Verlangen, einen Teil des göttlichen Lichtes in sich aufzunehmen, und bleiben weit hinter ihren Schwestern zurück ... Meine Schüler, durch diese leuchtenden Wesen, welche die stärkste Sehnsucht und das stärkste Verlangen beseelt und welche der Vollkommenheit am nächsten sind, entstehen alle Veränderungen, die auf dieser Welt hier unter dem Monde geschehen. Sie gerade verursachen die Übergänge und

Umwälzungen, aus ihnen entstehen die Formen und Gestalten aller Dinge."

Eliefer schwieg und blickte vom Buche auf. Seine türkisblauen Augen strahlten vor Freude.

Die jungen Leute jedoch sannen lange und bemühten sich, in den soeben vernommenen Worten die Lösung der sie quälenden Zweifel zu finden.

Als erster rief Meir:

„Eliefer, ich habe es verstanden!"

„Erkläre es uns," riefen die Jünglinge im Chor.

Meir begann, ernst und langsam:

„Es gibt Menschen, welche wie die leuchtenden Himmelswesen, von denen der Weise schreibt, ihre Seelen aus Sehnsucht nach der Vollkommenheit emporheben. Sie wissen es, daß die Vollkommenheit vorhanden ist, und sie verlangen darnach, sich an ihrer Klugheit und Güte zu ergötzen. Aber auch solche Menschen gibt es, wie jene aus schwererem Stoff gebildeten Sterne, die die Vollkommenheit nicht lieben und nicht aus Sehnsucht nach ihr emporstreben. Solche Menschen können ihren Geist nicht vom Boden erheben . . ."

Jetzt begriffen es alle. Freude strahlte auf allen Gesichtern. Eines so kleinen Körnchens des Wissens und der Wahrheit bedurfte es, um diese armen, und doch so reichen Geister zu erfreuen!

Meir nahm aus der Hand des Freundes das ihm anscheinend wohlbekannte Buch und las noch auf einer anderen Seite:

„Selbst die Engel sind nicht einander gleich. Sie stehen einer über dem anderen, wie auf den Stufen einer Leiter, der höchste unter ihnen ist der Geist, dem

der Gedanke und die Erkenntnis entspringen. Dieser Geist ist der belebende Verstand, und die Hagada nennt ihn den Fürsten der Welt! Sar—ha—Olam!"

„Der höchste Engel ist der Geist, dem der Gedanke und die Erkenntnis entspringen, und die Hagada nennt ihn den Fürsten der Welt!" wiederholte die Jünglingsschar im Chor.

Ihre Zweifel zerstoben. Die Erkenntnis durchdrang sie, erweckte Sehnsucht in ihren Herzen und erschien vor ihren Augen in der Gestalt des Engels der Engel, der im fürstlichen Purpur über der Welt schwebte, umhüllt mit dem leuchtenden Schleier der ihm entspringenden Gedanken.

Sehnsucht und Schwermut lagen auf den Gesichtern der Jünglinge; still träumte in der Abenddämmerung die blumige Wiese und hinter ihr die goldschimmernde Ebene.

Über die Wiese und die endlosen Felder ergoß sich Eliesers silberhelle, schwermütige Stimme:

„Im Traume schaute ich den Geist meines Volkes!"

„Schaa! Still, man hört euch zu!"

Die Jünglinge hörten jedoch weder den Warnungsruf Goldas, noch das Geräusch der nahenden Schritte. Und weiter klang es im Chor:

„Oh armer, armer Geist meines Volkes!
„Hat von dir gewandt sich des Ewigen Antlitz?
„Wohin ist entschwunden dein gold'ner Thron?
„Sind für immer verblüht die Lilien von Saron?
„Sind für ewig geborsten des Libanons Zedern?
„Wird nie mehr erklingen des Volkes Gesang
„Dem Ewigen zum Dank!"

Noch hallte der letzte Ton des Liedes, als drei Männer aus dem Hain auf die Wiese traten. Sie trugen schwarze, festliche Gewänder und hatten bunte Tücher um die Gürtel geschlungen.

Am Sabbat dürfen Taschentücher nicht in gewöhnlicher Weise getragen werden, so aber, um den Gürtel geschlungen, bilden sie einen Teil der Kleidung und sind zulässig.

In der Mitte schritt Jankel Kamionker, der Vater des Kantors; zu seinen Seiten gingen Abraham Ezofowicz, Chaims Vater, und Morejne Kalman, Ariels Vater.

Trotz der herrschenden Dämmerung erkannten die Väter ihre Söhne und die Söhne ihre Väter. Die Stimmen der Jünglinge erzitterten und verstummten nacheinander. Nur Meir sang unverwandt weiter.

Die ernsten Männer, die über die Wiese kamen, blieben stehen und blickten starr auf die Jünglinge. Da gesellte sich der vereinsamten Männerstimme die helle, laute Stimme Goldas, die sich beim Anblick der erzürnten Männer auf der Wiese dem Gesange Meirs anschloß, als wollte sie ihm beistehen und die drohende Gefahr mit ihm teilen.

„Mögen Posaunenklänge die Auferstehung dir künden!
„Möge von Fesseln befreien deine traurige Seele
„Der Geist der Erkenntnis!“

Und die Würdenträger der Gemeinde wandten sich ab, gingen fort und lenkten in lautem, zornigem Gespräch ihre Schritte nach dem Hause der Ezofowicz.

Sauls Sohn Abraham war seinem älteren Bruder Rafael ganz unähnlich. Rafael war groß, ernst, schweigsam und trotz seiner fünfzig Jahre noch rüstig; Abraham dagegen war klein, gekrümmt, heftig, empfindlich und leidenschaftlich. Beide Brüder waren sehr gelehrt und hatten durch ihre Gelehrsamkeit die in der Gemeinde seit jeher hochgeschätzte Würde der Morejne erworben. Jedoch Rafael beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Talmud und galt als genauer Kenner desselben, Abraham hingegen zog die mystischen Abgründe der Geheimnisse des Sohar vor.

Rafael genoß in weit höherem Grade als sein Bruder die Achtung und das Vertrauen der Andersgläubigen. Abraham dagegen erfreute sich einer größeren Sympathie der Szybówer Bevölkerung, größerer Gnade des Rabbis und engster Freundschaft mit den Würdenträgern der Gemeinde, den Gelehrten und Reichen also.

Innigste Freundschaft verband ihn mit zwei hohen Beamten des Kahal: mit Morejne Kalman und dem frommen Jankel Kamionker. Außerhalb der Grenzen des Städtchens waren die drei Männer Genossen in vielen Handelsangelegenheiten; in Szybów selbst kamen sie an Ruhetagen oft zusammen, zu gemeinsamen frommen Betrachtungen, und unternahmen jeden Sonnabend gemeinsam Spaziergänge außerhalb der Stadt, so weit, als es einem rechtgläubigen Israeliten an diesem Tage gestattet ist, sich von den Mauern seines Hauses zu entfernen.

Nie sah denn auch jemand, daß sie sich von ihren Häusern weiter als zweitausend Schritte entfernten; und nur manchmal, wenn der tiefe Schatten des

Haines sie an sonnendurchglühten Tagen verlockte, dann bückten sie sich an der Stelle, an welcher ihr Fuß zum zweitausendsten Mal den Boden berührte, zur Erde und vergruben dort ein kleines Stückchen hausgebackenes Brot.

Das bedeutete, hier sei ihr Haus selbst, und sie durften jetzt ihren Spaziergang um zweitausend Schritte verlängern.

Ernst einherschreitend, schwiegen sie gewöhnlich, da sie in Gedanken mit peinlichster Genauigkeit ihre Schritte zählten. Bei der Heimkehr jedoch lösten sich die Zungen der drei Würdenträger. Sie brauchten nicht mehr auf jeden Schritt ihrer Füße zu achten und konnten vertrauliche und lebhafte Gespräche führen.

Nie aber hatten die Bewohner der ärmlichen, am Rande des Städtchens gelegenen Gassen die drei ernsten und geachteten Männer so schnell einherschreiten sehen und so laut sprechen hören, als an jenem Abend, da über die grüne Wiese und die braune Ebene das Echo des Gesanges der Jünglinge erklungen war.

Selbst der würdige Kalman ließ sich oft vernehmen, das Lächeln, das sonst seine Lippen stets umspielte, war verschwunden, und eine Hand hatte er sogar aus der Tasche gezogen.

Jankel Kamionker machte beim Gehen so hastige Bewegungen, daß die Schöße seines langen Rockes wie schwarze Flügel nach allen Seiten flatterten.

Abraham Ezofowicz aber löste das Tuch, mit dem er umgürtet war, und trug es in der Hand. Dieses Zeichen einer fast bewußtlosen Erregung bemerkte Kalman und warnte leise den Freund, daß er sich

durch seine Unachtsamkeit versündige. Abraham verstummte plötzlich, denn er erschrak furchtbar über seine eigene Tat, und eiligst schlang er das Tuch wieder um seine breiten Hüften.

Das geschah bereits auf dem Gang des Hauses der Czosowicz.

Die drei Männer betraten das Gemach, in dem der alte Saul auf dem Sofa saß und bei dem Lichte zweier Kerzen, die in alten silbernen Leuchtern brannten, ein großes Buch las.

Mit Staunen blickte Saul auf die eintretenden Gäste; die vorgerückte Zeit war nicht für Besuche geeignet. Er begrüßte sie jedoch mit einem freundschaftlichen Kopfnicken und wies auf die Stühle neben dem Sofa.

Die drei Würdenträger nahmen jedoch die angewiesenen Plätze nicht ein, sondern blieben vor Saul stehen. Obwohl Zorn ihre Gesichter verzerrte, blieben sie doch würdevoll und gemessen. Als erster ergriff Kamionker das Wort.

„Rebe Saul!" sagte er, „mit einer Klage gegen deinen Enkel Meir sind wir zu dir gekommen."

Sauls Gesicht zuckte schmerzlich.

„Was hat er denn Schlechtes getan?" fragte er leise.

Kamionker begann anfangs feierlich, dann aber sich immer mehr erregend und mit den Händen aufgeregt umherfahrend:

„Dein Enkel Meir verdirbt unsere Söhne! Er hetzt ihre Seelen gegen uns und gegen das heilige Gesetz auf; verfluchte Bücher liest er ihnen vor und singt am Sabbat weltliche Lieder! Doch nicht das allein tut er! Unreine Freundschaft hält er mit dem Karaiten-

mädchen, und wir sahen soeben, wie unsere Söhne auf der Wiese zu seinen Füßen wie zu Füßen eines Meisters lagen, und wie das Karaitenmädchen hinter ihm stand und mit ihm zusammen abscheuliche Lieder sang."

Atemlos hielt Reb Jankel plötzlich inne, und Moreine Kalman sagte:

„Mein Sohn Ariel war dort, und ich werde ihn dafür strafen!"

Düster zu Boden blickend, fügte Abraham hinzu:

„Und auch mein Sohn und dein Enkel Chaim war dort, und auch ich werde ihn dafür strafen!"

Dann sprachen alle drei zugleich:

„Strafe du Meir!"

Saul senkte sein tiefbetrübtes Antlitz.

„Herr der Welt!" flüsterte er mit zitternden Lippen, „habe ich es verdient, daß du das Licht meiner Augen in Finsternis wandelst?"

Dann erhob er den Kopf und sagte mit fester Stimme:

„Ich werde ihn strafen!"

Abraham heftete seine funkelnden Augen auf das Antlitz des Vaters.

„Vater, denke du vor allem an das Karaitenmädchen. Die unreine Freundschaft, die sie zusammen halten, ist eine große Schande für unsere ganze Familie. Du weißt, Vater, was bei uns Sitte ist. Kein rechtgläubiger Israelit darf sein ganzes Leben lang eine andere Frau kennen als die, welche ihm seine Eltern zur Frau geben..."

„Er darf nicht!" rief Reb Jankel heftig, und Kalmans Gesicht wurde purpurrot.

Die Reinheit der Sitten dieser Leute war so groß, daß sie trotz ihrer weißen Haare noch vor Scham erröteten bei der Erwähnung einer unreinen Freundschaft zwischen Mann und Frau.

Fast schien es, als ob auch Sauls durchfurchte Stirn eine leichte Röte überzog.

„Ich werde Meir bald verheiraten!" sagte er.

Abraham erwiderte: „So lange er das Karaitenmädchen sehen wird, so lange wird er nicht heiraten wollen."

„Was soll man mit ihr anfangen, damit er sie nicht sieht?" fragte der Greis fast verzweifelt.

Die drei Männer, die vor ihm standen, blickten einander an und sagten einstimmig:

„Es muß etwas mit ihr geschehen!"

Nach langem Schweigen und tiefem Sinnen verneigten sich Jankel und Kalman vor Saul und gingen. Abraham blieb im Gemach.

„Vater," begann er, „wie denkst du ihn zu strafen?"

„Ich werde ihn eine ganze Woche im Bet-ha-Midrasch sitzen und den Talmud lesen lassen..."

„Was kann das nützen?" warf Abraham ungeduldig ein. „Laß du, Vater, ihn lieber verprügeln."

Saul hielt das Haupt noch immer gesenkt.

„Ich werde ihn nicht prügeln lassen!" Und leiser fügte er dann hinzu: „Die Seele Michaels ist in den Körper meines Vaters Hersch übergegangen, und die Seele meines Vaters Hersch lebt im Körper Meirs..."

„Wie kann man das wissen?" fragte Abraham, durch die Worte des Vaters sichtlich berührt.

„Seine Urgroßmutter hat diese Seele zuerst erkannt, und dann hat sie Rabbi Isaak erkannt."

Saul seufzte tief und wiederholte:

„Ich werde ihn im Bet-ha-Midrasch sitzen und den Talmud lesen lassen! Eine ganze Woche lang wird er unter meinem Dache weder essen noch schlafen, und der Schames wird seine Strafe und seine Schande in der ganzen Stadt verkünden!"

VII.

Das Bet-ha-Midrasch war ein geräumiges, helles, ziemlich ansehnliches Gebäude vor dem Hof der Synagoge, dicht neben dem Bethaus. Es diente verschiedenen Zwecken.

Hier versammelte man sich zu weniger feierlichen Gebeten; hier führte man lange und eifrige Gespräche über die verschiedensten Punkte und Erläuterungen des Talmud. Hier befanden sich die Büchersammlungen der Brüderschaften und verschiedenen Vereinigungen, von denen jede israelitische Gemeinde eine große Anzahl besitzt. Hier auch verlebten — freilich nur in Ausnahmefällen und nur wenn besondere Schärfe am Platze war — junge Leute, die sich gegen die Religion oder die guten Sitten vergangen hatten, die Zeit der über sie verhängten, mehr beschämenden als strengen Buße.

Dem Bet-ha-Midrasch gegenüber erhob sich ein anderes, etwas kleineres, jedoch mit gleicher Sorgfalt erbautes und erhaltenes Gebäude. Es war dies das Bet-ha-Kahal, der Ort administrativer Sitzungen und Beratungen der Behörden. Etwas weiter befand sich

in einem einfacheren Gebäude das Hek-Dosch, das Armenhaus, wo alle Hungrigen und Müden Zuflucht und Ruhe fanden.

Dem Bethause gegenüber befand sich in einem engen, niedrigen Häuschen der Cheder, die Schule, wo der gelehrte und hoch geachtete Reb Mosche lehrte.

Der Hofraum mit seiner Umgebung bildete den wirklichen Mittelpunkt dieses kleinen autonomen Reiches. Alles hier, von der Hütte des asketischen Weisen, die dicht am Tempel kauerte, bis zu dem geräumigen und von hohen Bäumen beschatteten Krankenhaus, von dem prachtvollen Bethaus bis zu dem niedrigen Cheder stand im engsten Zusammenhang mit den öffentlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen von Szybów.

Acht Tage waren seit jenem Abend vergangen, an dem der Kreis der jungen Leute auf der Wiese träumte und sang. Jetzt, gegen Sonnenuntergang, trat Meir aus dem Bet-ha-Midrasch und blieb auf dem hohen Gang des Gebäudes stehen. So wie es das Oberhaupt seines Geschlechts befohlen, hatte er die verflossenen acht Tage in Einsamkeit verbracht, mit frommen Betrachtungen und Lesen der Bücher des Talmud; mancher Zweifel gegen sie war wieder in ihm aufgestiegen, aber die Verehrung, die man seit seiner Kindheit ihm für sie eingeimpft hatte, war trotz allem in ihm wach geblieben.

Die Buße, die man ihm auferlegt hatte, war nicht schwer gewesen, hatte ihm nicht die geringsten physischen Beschwerden verursacht, denn zweimal täglich hatte man ihm aus dem elterlichen Hause das Essen gebracht, das die mitleidigen Frauen mit Liebe zube-

reitet. Aber er war doch sehr verändert. Blaß und abgemagert sah er aus und schien doch kräftiger geworden zu sein. In seiner Gestalt und in dem Ausdruck seines Gesichts war keine Spur mehr von jener kindlichen Schüchternheit zu finden, die ihn noch vor einigen Wochen gekennzeichnet hatte.

Sein Verstand hatte sich gegen die Ungerechtigkeit der ihm auferlegten Strafe empört, die Einsamkeit aber, in der er verblieben, und die neuerliche Vertiefung in die uralten Bücher im Bet-ha-Midrasch hatten in seinem Geiste viele neue Gedanken erstehen lassen, die ihn noch mehr empörten.

Seine bleiche, heiße Stirn verriet eine angestrengte Geistesarbeit, und der Glanz seiner flammenden Augen deutete auf die leidenschaftliche, gewaltsam zurückgehaltene Überreizung.

Die auferlegte Buße hatte ihren Zweck verfehlt: statt den ungestümen Jüngling zu beruhigen und zu trösten, hatte sie ihn noch kühner und noch aufrührerischer gemacht.

Als er vom Gang des Bet-ha-Midrasch herniederstieg und langsam durch den Schulhof schritt, sah man, daß zu den anderen Empfindungen in ihm sich noch die Scham gesellte. Beim Anblick einiger Leute, die durch das Hoftor traten, errötete er und senkte den Blick. Beamte des Kahal waren es, welche dem gewohnten Ort ihrer Beratungen zueilten.

Als sie Meir sahen, begannen sie zu lachen und mit den Fingern auf ihn zu weisen. Nur Jankel Kamionker lachte nicht und schien sogar Meir nicht zu bemerken. Er ging rasch, in einer gewissen Entfernung von sei-

nen Gefährten, sein Gesicht war noch verzerrter und sorgenvoller als gewöhnlich.

In der Mitte des Hofes bog er ab, und statt mit seinen Gefährten das Bet-ha-Kahal zu betreten, huschte er an der Wand des Hek-Dosch entlang und wechselte rasch und leise geheimnisvolle Worte mit einem Manne, dessen aufgedunsenes Gesicht sich aus einem geöffneten Fenster herausbeugte.

Meir kannte den Mann und wunderte sich über das vertrauliche Verhältnis dieser beiden.

„Nu," dachte er, „was kann wohl diese Bekanntschaft des frommen und reichen Reb Jankel mit so einem Landstreicher und Dieb, wie dem Fuhrmann Jochel, bedeuten?"

Dann schritt er langsam auf ein kleines Gäßchen zu, das vom Schulhof ins freie Feld führte. Gewiß fühlte er das Bedürfnis, aus der Stadt hinauszukommen in die weite, helle Ebene, die jetzt im Glanz der untergehenden Sonne schimmerte.

Am Ende des Hofes blieb er jedoch stehen. Ein seltsames Gewirr von vielen Kinderstimmen drang an sein Ohr; bald war es fast ein Flüstern, bald ein Gekreisch, bald wieder ein singendes Murmeln.

In diesem lauten und wogenden Gewirr kindlicher Stimmen vernahm man ab und zu kreischendes Stöhnen und Seufzen, das sich aus einer gequälten Brust losrang, und dann eine alles beherrschende grobe Männerstimme.

Über Meirs Lippen flog ein seltsames Lächeln. Schmerz, Zorn und Mitleid lagen darin. Er stand vor dem Cheder, wo der Melamed Reb Mosche lehrte.

Ein eigensinniges Gefühl zog Meir an das geöffnete Fenster des Cheder..

Das Innere war eng, dunkel, dunstig und überfüllt. Zwischen der niederen, geschwärzten Decke, den vier engen, schmutzigen Wänden, dem mit Unrat und Schmutz ganz bedeckten Boden und in der feuchten, muffigen Luft wogte, schrie und murmelte eine graue, dichtgedrängte Schar.

Erst nach längerer Zeit konnte man im Nebel und Staub die Gesichter und Gestalten der Kinder unterscheiden.

Die einen grob, dunkel, krankhaft aufgedunsen, die anderen weiß, zart, mit feinen Zügen; die einen mit blöd geöffnetem Mund und trübem Blick, die anderen mit Augen, in denen gedämpfter Zorn flackerte, und mit nervös zuckenden Lippen; noch andere endlich blaß, aufmerksam, demütig, leidend und geduldig.

Der Raum war so klein, daß die Kindet fast auf einander saßen, auf zu engen und zu hohen, schmutzigen Bänken.

Solche Cheders gab es in Szybów nicht wenige, keiner war aber so zahlreich besucht, wie der, den Reb Mosche leitete. Reich und arm bemühte sich eifrig, hier einen Platz für sein Kind zu gewinnen, denn Reb Mosche war der größte Melamed, der Lieblingsschüler des großen Rabbi, dabei auch ein erfahrener Kabbalist und strenger Asket, ein wahrer Chacham und ausgezeichnet fromm. Seine Zöglinge zählten zehn bis zwölf Jahre, und schon seit sieben Jahren wurden sie mit dem Brot der heiligen Wissenschaft genährt.

In den niederen Cheders hatte man sie hebräisch

lesen gelehrt und ihnen dann den Chumesch (die fünf Bücher Moses) mit vielen Erläuterungen und Kommentaren erklärt; jetzt betraten sie unter Führung Reb Mosches die dritte Stufe der Weisheit, die Talmudlehre mit ihren unzähligen Teilen, Abschnitten, Kapiteln, Paragraphen, Streitpunkten, Erklärungen, Kommentaren, Erläuterungen der Erläuterungen und Kommentaren zu den Kommentaren.

Offenbar war dies schon ein genügend weites Feld zur Entwicklung des Verstandes und des Gedächtnisses dieser Kinder; Reb Mosche jedoch versuchte, noch ihre Phantasie zu wecken, indem er sie in die verzauberten Gefilde der Gleichnisse und Allegorien einführte, mit denen die Hagada angefüllt ist, ja sie sogar von der hohen und mystischen Metaphysik der Kabbala naschen ließ.

Als Meir durch das geöffnete Fenster der Unterweisung zuzuhören begann, lernten die Schüler gerade den für diesen Tag bestimmten Abschnitt des Talmud auswendig, und der Lehrer war in ein auf einem wackligen Tische vor ihm liegendes großes und altes Buch vertieft.

Mit großem Interesse und sichtbarem Eifer las er in dem Buche. Ein seliges Lächeln umspielte seine Lippen, er wiegte sich langsam hin und her, wobei auch der wacklige Tisch in schwankende Bewegung geriet, und ebenso wiegten sich auf ihren Bänken die Schüler, jeder über ein großes Buch gebeugt, bald leise flüsternd, bald die Stimmen erhebend, wie um ein inneres Weh zu betäuben.

Plötzlich hörte die wiegende Bewegung des Melamed

auf, er hob das strahlende Gesicht, ergriff mit beiden Händen das große Buch und schlug damit mit aller Gewalt auf den wackligen Tisch. Das bedeutete den Befehl zum Schweigen.

Sofort verstummten auch die Schüler, hielten ebenfalls inne und erhoben die Augen zum Lehrer. Die einen mit furchtbarer Angst, in der Meinung, jetzt sei die Zeit gekommen, die Aufgaben herzusagen, die anderen mit boshaftem Trotz und verhaltenem Spott.

Der Melamed aber bemerkte nicht die Empfindungen, die sich auf den Gesichtern der Schüler malten. In diesem Augenblick sah er nichts um sich herum, denn sein Geist befand sich im Reiche der Verzückung. Und seiner Pflichten als Lehrer war er sich nur insoweit bewußt, als er bestrebt war, einen Teil seiner Verzückung auf die wirren und betrübten Köpfe seiner Schüler zu ergießen.

Er hob den Zeigefinger, warf das Haupt zurück und begann mit funkelnden Augen laut einen Abschnitt aus dem Schiur-Koma vorzulesen:

„Von dem mächtigen Sitz Jehovas bis zur Höhe ist es hundertachtzehnmal zehntausend Meilen. Seine Größe ist hundertsechsunddreißigmal zehntausend Meilen. Von der rechten Hand Jehovas bis zur linken sind es siebenundsiebzigmal zehntausend Meilen. Das Haupt umfaßt dreimal zehntausend der Länge und der Breite nach. Die Krone auf seinem Haupte hat sechzigmal zehntausend Meilen Umfang. Von den Hüften bis zum Halse sind es vierundzwanzigmal zehntdusend Meilen. Das ist die Größe des Königs über den Königen, des Herren der Welt!“

Nach dem letzten Ausruf blieb Reb Mosche auf seinem Katheder einen Augenblick mit erhobenen Händen und verzückten Blicken unbeweglich wie eine Statue stehen. Seine Schüler saßen ebenfalls unbeweglich und stierten ins Antlitz des Lehrers.

Doch bald erwachte der Melamed aus seiner Ekstase und gebot mit befehlender Geste:

„Gej!“

Auf diesen wohlbekannten Ruf stürzten sich die Knaben wieder über ihre Bücher, begannen sich hin und her zu wiegen und ihre Talmudaufgabe herzusingen.

Trotz des schrecklichen Stimmengewirrs verstand Meir sofort, daß die Knaben jetzt den achten Abschnitt des Traktats Berachot (von den Segnungen) lernten.

Einstimmig, ununterbrochen, unter qualvollem Stöhnen, mit unglaublichem Eifer und einer Anstrengung, welche den Schweiß auf die Stirne trieb, lasen die Kinder und sangen:

„Mischna 1. Das sind die strittigen Punkte zwischen den Schulen des Schamai und des Hillel. Die Schule des Schamai sagt: man segne den Tag des Sabbats und dann den Wein. Die Schule des Hillel behauptet: man segne den Wein und dann den Tag.

„Mischna 2. Die Schule des Schamai sagt: sie waschen die Hände und füllen dann den Becher. Die Schule des Hillel behauptet: sie füllen den Becher und waschen dann die Hände.

„Mischna 3. Die Schule des Schamai sagt: nach dem Abtrocknen der Hände faltet man das Handtuch auf dem Tische. Die Schule des Hillel behauptet: sie falten es auf dem Kissen.

„Mischna 4. Die Schule des Schamai sagt: sie fegen die Stube und waschen dann die Hände. Die Schule des Hillel behauptet: sie waschen die Hände und fegen dann die Stube.“

Und wieder erscholl im Raum zweimaliges Klopfen. Sofort verstummten die Schüler und hielten inne.

Der Melamed ließ seinen Blick über alle Gesichter schweifen, als wäre er ein Opferspender, der unter diesen Kindern sich das richtige Schlachttier aussuchte. Endlich wies er mit dem Finger auf eine der letzten Bänke und rief drohend:

„Leibele!“

Auf diesen Ruf erhob sich ein schmächtiges, blasses Kind und blickte mit weit aufgerissenen, starren Augen auf den Melamed.

„Komm her!“ rief der Meister.

Unter den Schülern entstand eine Bewegung. Der Durchgang durch die Stube war nicht leicht. Endlich arbeitete sich Leibele durch die Menge durch und stand jetzt in dem schmalen freien Raum, der das Katheder von der ersten Bank trennte.

In den mageren Händen hielt er ein großes Buch, unter dessen Last seine Arme sich zu Boden senkten. Den Mund weit geöffnet, blickte er jetzt den Melamed nicht an, die Arme zuckten nervös, und das Gesicht war über die Seiten des Buches gesenkt. Mit einem Schlag unter das Kinn hob ihm Reb Mosche den Kopf.

„Nu,“ schrie er, „was siehst du wie ein Übeltäter immer so zu Boden. Sieh mich an!“

Mit regungslosen Blicken schaute ihn das Kind wieder an. Tränen verschleierten ihm die Augen.

„Nu,“ begann der Melamed, „was sagt die Schule des Schamai und was die Schule des Hillel?“

Langes Schweigen. Endlich begann Leibele, zitternd und kaum hörbar:

„Die Schule des Schamai sagt, man solle den Wein segnen ...“

Im selben Augenblick sauste die Faust des Melamed schwer auf den Arm des Schülers herab, das große Buch fiel zu Boden.

Der Melamed sprang von seinem Stuhle auf und stürzte sich auf den Knaben.

„Ah schlechter, dummer, verscholtener Bube! Du willst die große Lehre nicht lernen, und wenn ich dir eine Aufgabe gegeben habe, dann sagst du, daß die Schule des Schamai den Wein segnen läßt und dann den Tag ... Und wirfst noch die heiligen Bücher auf die Erde ... Und hast du denn nicht gelesen, daß Schamai befiehlt, zuerst den Tag zu segnen und dann den Wein?“

Jetzt erklang hinter dem keifenden und schreienden Melamed eine feste, aber spöttisch klingende Männerstimme:

„Reb Mosche! Dieses arme Kind hat noch nie in seinem Leben Wein gesehen, an jedem Tage seines Lebens aber Hunger gelitten und Prügel bekommen. Deshalb fällt es ihm auch schwer, im Gedächtnis zu behalten, was man zuerst segnen soll, den Wein oder den Tag.“

Aber Reb Mosche hörte diese Rede nicht. Seine festgeballten Fäuste hagelten rasch und heftig auf den Kopf und die Arme des blassen Kindes, und als

der Knabe ohne einen Wehlaut auszustoßen, ohne ein Stöhnen, unter diesen Schlägen auf das am Boden liegende Buch niederfiel, da erhoben sich die Fäuste noch einmal, um auf den mit Lumpen bedeckten Rücken niederzufallen.

Bevor jedoch der Melamed sein Vorhaben ausführen konnte, stieß ihn eine kräftige Hand so heftig zur Seite, so daß er an die Ecke des wackligen Tisches anstieß und selbst zu Boden fiel.

„Reb Mosche!" rief ungestüm die Männerstimme, „Reb Mosche!" wiederholte sie, „ist es denn kein israelitisch Kind, daß du so besinnungslos deinen Zorn an ihm ausläßt? Ist es nicht das arme Kind eines Bettlers? Ist es nicht unser Bruder?"

Bei diesen Worten bückte sich Meir zu dem regungslosen, am Boden kauernden Kinde und nahm es auf seine Arme. Darauf wandte er sich dem Ausgang zu, blickte sich aber noch einmal um und rief: „Reb Mosche, du nimmst aus den Köpfen der israelitischen Kinder den Verstand und reißt aus ihren Herzen das Mitleid. Ich hörte, wie einige Knaben lachten, als du Leibele schlugst, und Tränen füllten mein Herz."

Nach diesen Worten verließ er die Stube, das Kind in den Armen.

Erst jetzt erwachte Reb Mosche aus seiner Erstarrung, raffte sich vom Boden auf und schrie:

„Ah Mörder! Verbrecher! Verscholtener!"

Und sich zur Schule wendend, rief er mit geballten Fäusten:

„Lauft! Fangt! Schlagt! Steinigt!"

Es war jedoch niemand mehr da, der seine Befehle

hätte ausführen können. Die Schule war ganz leer. Kreischend und johlend hatten sich die Schüler durch Fenster und Türen geflüchtet und wie eine Vogelschar, der man den Käfig geöffnet, im Städtchen zerstreut.

Unterdessen war Meir rasch hinweggeeilt; er trug in seinen Armen das Kind, über dessen magere Wangen jetzt Tränen herabflossen. Das Kind starrte Meir an, und ein Lächeln huschte über das tränenüberströmte Gesicht.

„Morejne!" flüsterte endlich Leibele. „Morejne!" wiederholte er leiser, „wie gut du bist!"

An der Ecke des ärmlichen Gäßchens mit den kleinen schwarzen Hütten stellte Meir das Kind auf den Boden.

„Nu!" sagte er, auf die in der Ferne sichtbare Hütte des Schneiders Schmul hindeutend, „geh' jetzt nach Hause..."

Leibele erstarrte wieder, schob die Hände in die Ärmel seines Rockes und stand regungslos da. Meir lächelte gütig und blickte in das Antlitz des Knaben.

„Fürchtest du dich?"

„Ich fürchte mich."

Meir kehrte nicht um, wie er es beabsichtigt hatte, sondern schritt auf Schmuls Hütte zu. Leibele ging Schritt für Schritt hinter ihm her, die Hände in den Ärmeln.

Der Tag ging zur Neige. In dem elenden Gäßchen war die Arbeit des Tages beendet. Die abgehärmten, sonnverbrannten zerlumpten Bewohner strömten aus den Häusern auf die Straße.

Kaum war Meir einige Schritte weiter gegangen,

als er eine eigenartige Veränderung in dem Benehmen der Leute ihm gegenüber bemerkte.

Früher begrüßte man hier den Enkel des reichen Saul mit tiefen Verbeugungen; jene, die ihn besser kannten, näherten sich ihm vertraulich und freundschaftlich, andere begrüßten ihn von den Fenstern her und riefen ihm „Boruch habo!" zu.

Jetzt bemerkte Meir, daß ihm einige unwillige Seitenblicke zugeworfen wurden. Die Frauen betrachteten ihn mit starrer Neugierde und wiesen tuschelnd mit den Fingern auf ihn.

„Was heißt das? Was wollen die von mir? Was hab' ich ihnen angetan?"

Sonderbar erschien es ihm auch, daß der Schneider Schmul ihm nicht wie gewöhnlich entgegenlief, seine Hände ergriff und ihn mit Danksagungen, Schmeicheleien und Gejammer überschüttete. Er trat jedoch in das kleine Haus, und Leibele blieb vor der Schwelle stehen und drückte sich verschüchtert an die Mauer.

Der Jüngling mußte sich bücken, um in den dunklen Flur zu gelangen, in dem in der Dämmerung in einer Ecke zwei weiße Ziegen zu erkennen waren, und dann in eine dumpfe, mit schlechter Luft erfüllte Stube einzutreten.

An der Schwelle ging eine magere, abgehärmte Frau an ihm vorbei; es war Leibeles Mutter, die dem vor dem Hause kauernden Kinde ein Stück schwarzen, trockenen Brotes reichte, — das Abendessen, welches Leibele gewöhnlich nach seiner Heimkehr aus dem Cheder bekam.

Bei Meirs Eintritt verzehrte Schmuls ganze Familie das gleiche Abendessen, nur mit dem Unterschiede, daß die drei erwachsenen Mädchen, die zwei kleinen Knaben, Schmul selbst und seine alte Mutter kleine Zwiebelstückchen aufs Brot legten.

Außer den zwei Knaben, die bedeutend jünger als Leibele waren und in einer Ecke auf dem Boden hockend eifrig das trockene, harte Brot kauten, kroch noch ein zweijähriges Kind am Boden, und in einer Wiege, die mit Schnüren an den Deckenbalken befestigt war und von einem erwachsenen Mädchen bewegt wurde, schlief ein wenige Monate altes Kind.

Das zweite Mädchen machte sich an den Ziegen im dunklen Flur zu schaffen, während das dritte Brot in kleine Bissen teilte, mit Zwiebel bestreute und es in die zitternden Hände der blinden Großmutter legte. Die Alte saß auf dem einzigen Bett, das sich in der Stube befand; die anderen Familienmitglieder schliefen auf den schmalen, harten Bänken oder auf dem Boden.

Nur die alte Mutter besaß ein ordentlich bezogenes Bett. Auch das über ihrer Brust gekreuzte Tuch war rein und ohne Löcher, und die große Haube aus schwarzem Atlas, die den Kopf bedeckte, war reich verziert.

Die schmutzige, ungekämmte Enkelin, die der Großmutter das Brot in die Hand legte, tat es mit solchem Ernst, als verrichtete sie etwas äußerst Wichtiges.

Ab und zu streichelte sie mit ihrer groben, fast schwarzen Hand die runzlige, zitternde Hand der Großmutter.

Wie in dem behaglichen Hause des reichen Saul, so nahm auch in der überfüllten, schmutzigen und

dunklen Stube des armen Schmul die älteste Frau der Familie den bequemsten Platz ein und war Gegenstand der allgemeinen Sorgfalt und Verehrung.

„Wie die Äste vom Stamme, so nehmen wir alle von ihr unseren Ursprung!" pflegte das Haupt der Familie der Ezofowicz von Frejda zu sagen.

Der Chajet Schmul konnte seine Gefühle nicht so gewählt ausdrücken, wie der Kaufmann Saul, — doch als seine Mutter erblindete, da raufte er sich vor großem Schmerz das Haar und fastete mit der ganzen Familie drei Tage lang, um für das ersparte Geld der Mutter ein altes, zerfallendes Bett zu kaufen; er hämmerte es zusammen und besserte es so weit aus, daß es an der Wand stehen konnte; und als er von Sarah, Bers Frau, ein schwarzes Atlaskleid zu nähen bekam, da schnitt er ein Stück des kostbaren Stoffes weg und nähte daraus eine wattierte Haube für seine Mutter.

Als Schmul jetzt den eintretenden Meir erblickte, sprang er vom Stuhl auf und stürzte sich dem Gast entgegen. Er verneigte sich in der gewohnten Art tief vor ihm, küßte ihm aber nicht die Hand, wie sonst, und rief nicht freudig: „Aj! Welch ein Gast! Welch ein Gast!"

„Morejne!" begann er, „ich weiß schon, was du heute getan hast. Die Jungen liefen aus dem Cheder hier vorbei und schrien mir zu, daß du meinen Leibele den kräftigen Händen Reb Mosches entrissen und ihn selbst weggestoßen und hingeworfen hast! Du hast es aus gutem Herzen getan, aber das ist schlimm,

Morejne! Sehr schlimm! Du hast dadurch eine große Sünde begangen und mich in große Not gebracht. Jetzt wird Reb Mosche — hundert Jahre soll er leben! weder meinen Leibele, noch meine jüngeren Söhne in seinen Cheder aufnehmen wollen, und sie werden nie gelehrt werden. Aj waj! Morejne! Was hast du mit deinem guten Herzen dir und mir angetan!"

„Jammere nicht um mich, Schmul, mag mit mir geschehen, was will," erwiderte Meir lebhaft. „Du aber habe Mitleid mit deinem eigenen Kinde und schlage es wenigstens zu Hause nicht. Es leidet schon genug im Cheder."

„Nu, wie heißt, es leidet? Was macht's, wenn es leidet!" rief Schmul. „Die Urgroßväter und die Großväter und meine Väter gingen in den Cheder und litten! Und ich ging und litt ebenfalls. Was kann man machen, wenn es sein muß?"

„Und hast du nie daran gedacht, Schmul, daß es vielleicht anders sein könnte?" fragte Meir etwas sanfter.

Schmuls Augen erglänzten.

„Morejne!" rief er, „sprich du in meiner Hütte keine sündhaften Worte aus! Meine Hütte ist sehr arm, aber hier beachten alle, Gott sei es gedankt, die heiligen Gesetze und folgen den Befehlen der Älteren. Der Chajet Schmul ist sehr arm und erhält von seiner Hände Arbeit seine Frau, seine acht Kinder und die alte blinde Mutter. Aber er ist rein vor Gott und vor den Menschen, weil er treu die heiligen Gesetze hält. Der Chajet Schmul heiligt den Sabbat, lebt koscher, verrichtet alle vorgeschriebenen Gebete und Tefillin, zu Gott dem Herrn schreiend und jammernd, nie hat

er Chasar[1]) mit seinen Augen gesehen und nie Freundschaft mit dem Gojim gehalten, weil er weiß, daß Jehova einzig und allein die Israeliten liebt und beschützt, und daß nur die Israeliten eine Seele in der Brust haben. Das tut der arme Chajet Schmul, weil Gott es so befohlen hat, und weil seine Urahnen und Ahnen es so getan haben."

Meir fragte sanft: „Und waren denn deine Ahnen und Urahnen glücklich? Und bist du selbst, Schmul, glücklich?"

Bei dieser Frage erwachte in Schmul wiederum das ganze Elend, das er zu tragen hatte.

„Aj! Aj!" rief er, „so ein Glück sollen nicht einmal die Feinde haben! Die Haut ist an meinen Knochen vertrocknet, und in meinem Herzen bohrt der Schmerz."

Hier mischte sich in die jammernden Worte des Schneiders ein tiefer Seufzer, der aus der dunkelsten Ecke der Stube drang. Meir blickte sich um, und als er in der Dämmerung zwischen dem mächtigen Ofen und der Wand eine große, kräftige Gestalt bemerkte, fragte er:

„Wer ist das?"

Schmul nickte wehmütig und sagte: „Ach ja, das ist der Fuhrmann Jochel, der bei mir eingekehrt ist. Wir kennen uns schon lange!"

Die Gestalt bewegte sich und näherte sich den Sprechenden. Der Fuhrmann Jochel war ein Mann von mächtigem Körperbau, sah aber trotzdem elend und niedergeschlagen aus. In Lumpen gehüllt, mit bloßen

[1]) Schweinefleisch.

und wunden Füßen, das üppige, rote Haar zerzaust, der Mund aufgedunsen, mit trotzigem und doch wehmütigem Blick. Er trat an den Tisch heran, nahm ein Stückchen Zwiebel vom Teller und legte es auf den Bissen schwarzen Brotes, das er in der Hand hielt.

„Meir," sagte er, dem Jüngling ins Gesicht blickend, „du bist mir ein alter Bekannter. Ich habe deinen Onkel Rafael gefahren, als er dich, den kleinen verwaisten Knaben, abholte, und dann habe ich ihn und dich nach Szybów gebracht."

„Ich habe dich, Jochel, auch später gesehen. Du warst ein anständiger Fuhrmann... hattest vier Pferde..."

Der jetzige Bewohner des Heg-Dosch lächelte.

„Nu," sagte er, „es ist wahr. Aber dann hat mich ein Unglück betroffen. Ich wollte ein großes Geschäft machen... und dieses Geschäft hat mich zugrunde gerichtet. Und dann kam noch ein Unglück..."

„Das zweite Unglück, Jochel, das war deine Sünde," sagte Meir. „Wozu hast du nachts die Pferde aus dem Stalle des Puritz herausgeführt?"

Der Befragte lächelte zynisch.

„Wie heißt, wozu? Ich wollte sie verkaufen und viel verdienen."

Schmul nickte mitleidig und seufzte.

„Oj! Oj! Jochel ist ein armer, ein sehr armer Mensch. Er hat drei Jahre seiner Strafe abgesessen, und als er herauskam, da konnte er keinen Verdienst finden, und jetzt muß er im Heg-Dosch sitzen."

Jochel seufzte wieder schwer auf, dann aber erhob er energisch sein Haupt und sagte:

„Nu, was soll man machen? Vielleicht werde auch ich bald einen guten Verdienst finden."

Diese Worte des elenden Landstreichers erinnerten Meir an das kurze, geheimnisvolle Gespräch, das Jochel vor einer Stunde durch das Fenster des Heg-Dosch mit dem reichen Jankel Kamionker geführt hatte. Zugleich bemerkte er die Veränderung, welche die letzten Worte auf Schmuls Gesicht hervorriefen. Es zuckte plötzlich nervös, und seine Augen funkelten, und die Hände zitterten.

„Nu," rief Schmul, „was kann man wissen, was morgen mit dem Menschen geschehen wird? Ist er heute sehr arm, kann er morgen sehr reich werden. Kann man's wissen? Vielleicht baut sich auch Schmul einmal ein schönes Haus am Marktplatz und macht ein großes Geschäft auf."

Meir lächelte traurig. Die grundlosen Hoffnungen der beiden weckten Mitleid in ihm.

„Du wirst gewiß nie ein großes Haus am Marktplatze haben, Schmul, und auch Jochel wird hier keinen Verdienst finden. Der Grund ist klar: ihr seid eurer so viele in diesem Ort, daß keiner einen guten Verdienst haben kann. Ich aber denke: wenn ihr euch nicht alle in diesem kleinen, schmutzigen Gäßchen zusammendrängen, sondern über die weite Welt zerstreuen würdet, und wenn ihr, ohne auf großen Verdienst zu rechnen, den Boden bebauen wolltet, wie die christlichen Bauern, so wäre euch vielleicht besser auf Erden."

Bei diesen Worten sprang der Chajet Schmul furchtbar erregt zweimal vom Boden auf und zerrte an seinem Käppchen.

„Moreïne!“ stöhnte er, „welch häßliche Worte kommen aus deinem Munde! Moreïne! Willst du denn alles in Israel auf den Kopf stellen?“

„Schmul!“ rief Meir lebhaft, „es ist wahr. Wenn ich euer Elend und das Leid eurer Kinder sehe, und wenn ich in mein eigenes Herz blicke, dann möchte ich viele Dinge in Israel auf den Kopf stellen.“

„Gewalt über die Welt!“ schrie aufbrausend Schmul und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf. „Ich wollte es nicht glauben! Ich habe den Leuten, die das erzählten, ins Gesicht gespuckt. Jetzt seh' ich aber selbst, daß du, Moreïne ein schlechter Israelit bist, und daß dir unsere heiligen Gesetze und die Sitten unserer Ahnen nicht genehm sind!“

Meir zuckte zusammen und richtete sich hoch auf.

„Wer hat es gesagt, daß ich ein schlechter Israelit bin?“ fragte er mit flammenden Augen.

Schmul beherrschte seine Erregung und näherte sich sachte dem Jüngling. Dann sprach er ganz leise zu ihm und mit solchem Entsetzen im Gesicht, als läge ein furchtbares Geheimnis in seinen Worten verborgen.

„Moreïne, du sollst nicht unnütz fragen, wer es gesagt hat. Wie die Blätter der Bäume rauschen, so flüstern die Lippen der Menschen, und niemand kann es erraten, welches Blatt sich zuerst bewegte und welche Lippen sprachen. Von dir hat das ganze Volk Schlechtes zu sprechen begonnen! Man sagt, daß du den Sabbat nicht heiligst, daß du verfluchte Bücher liest, abscheuliche Lieder singst, die Jünglinge Israels gegen die heiligen Gesetze aufhetzt, die Gelehrten und Reichen nicht achtest und...“ Hier unterbrach er sich und fügte

dann schamhaft, mit kaum vernehmbarem Flüstern, hinzu: „und daß du mit dem Karaitenmädchen unreine Freundschaft hältst."

Meir stand wie versteinert. Er erblaßte, und seine Augen erglühten tiefer.

„Wer sagt das alles?" wiederholte er, mit vor Erregung dumpfer Stimme.

„Morejne," erwiderte Schmul, in großer Verzweiflung die Arme ausbreitend, „du mußtest zur Strafe eine ganze Woche im Bet-ha-Midrasch sitzen, und wir armen Leute alle, in dieser Gasse hier, schrien Gewalt, als wir es erfuhren! Und solche gab es, die zu deinem Großvater gehen wollten und zum Rabbi selbst und sie bitten, sie möchten die große Schmach von dir nehmen. Der Fuhrmann Baruch wollte hingehen und andere — nu, und auch der Schneider Schmul wollte hingehen. Dann begann aber unter den Leuten ein Gerede, und als wir erfuhren, wofür du bestraft wurdest, da wurde es still bei uns. Wir sagten uns: gut ist er, und mitleidig, und nie war er gegen uns arme, elende Leute stolz und hat uns oft geholfen. Aber wenn er das heilige Gesetz nicht achtet, so soll geschehen, was sein Sejde, der reiche Saul, befohlen, so soll er bestraft werden!"

Von der langen, schnellen Rede ermüdet, verstummte Schmul.

„Und wenn die Reichen und Gelehrten mich zu steinigen befohlen hätten, hättet ihr da auch gesagt: so soll es geschehen?"

Entsetzt sprang Schmul zurück.

„Gewalt!" rief er, „wie kann man sich so schreck-

liche Dinge in den Sinn kommen lassen!" Dann fügte er ruhiger hinzu: „Nu, Morejne, wenn du unser heiliges Gesetz nicht achtest..."

Er konnte nicht enden, denn Meir unterbrach ihn mit aufbrausender Stimme:

„Nu! Wißt ihr denn alle, was unser heiliges Gesetz ist? Was in ihm göttliches Gebot und was menschliche Bestimmungen?"

„Schaa!" zischte Schmul, „es hört uns jemand zu. Ich möchte nicht, Morejne, daß dir in meiner Hütte eine Unannehmlichkeit begegnet."

Meir warf einen Blick durchs Fenster und sah, daß wirklich einige gereifte Männer sich auf der schmalen Bank am Hause niedergelassen hatten.

Die Leute horchten zwar nicht, schienen aber die letzten Ausrufe Schmuls und Meirs gehört zu haben, denn sie blickten verwundert und unwillig nach dem offenen Fenster. Meir zuckte ungeduldig die Achseln und schritt, ohne sich zu verabschieden, dem Ausgang zu. Als er beinahe schon auf der Schwelle stand, sprang Schmul ihm nach und küßte ihm, sich tief verneigend, die Hand.

„Morejne," flüsterte er, „du tust mir sehr leid. Besinne dich! Dein Herz ist gut, aber dein Kopf sehr schlecht. In ihm brennt ein Feuer, aj waj! Was hast du heute mit dem Melamed angerichtet, Morejne! Besinn' du dich und gib Israel kein Ärgernis."

Immer noch Meirs Hand festhaltend, erhob er zu ihm sein Gesicht, das wiederum nervös zuckte, und fügte rasch hinzu: „Morejne! Wenn du nicht unter einer so schrecklichen Anklage stündest, so würde ich

heute vor dir mein Herz ausschütten. Denn großen Kummer hat heute der Chajet Schmul. Nu, er weiß selbst nicht, was er tun soll. Er kann sein ganzes Leben so arm bleiben, wie er ist, er kann aber auch reich werden. Er kann sehr glücklich werden, und sehr unglücklich, denn ein großes Glück kommt jetzt zu ihm, aber er fürchtet sich, es anzupacken, denn aussehen tut es wie ein Unglück."

Erstaunt blickte Meir den Armseligen an, der ihm so rätselhafte Dinge anvertraute. Aber in diesem Augenblick ließ sich hinter dem Ofen Jochels grobe, heisere Stimme vernehmen:

„Nu, wirst du wohl schweigen! Komm her!"

Schmul sprang von Meir zurück, fast bewußtlos, mit zuckendem Gesicht. In Gedanken versunken, trat Meir auf die Straße hinaus.

Bei seinem Anblick verfinsterten sich die Gesichter der Männer, die auf der Bank an der Hütte saßen. Zwei von ihnen begrüßten ihn kurz und gleichgültig. Einer erhob sich wie gewöhnlich, keiner trat jedoch an ihn heran.

Nur das an der Mauer des Hauses kauernde Kind erhob sich und folgte ihm, als er sich einige Schritte entfernte. So hinter einander herschreitend, durchmaßen Meir und Leibele das lange, schmale Gäßchen und befanden sich bald auf den brachen Feldern, welche die letzten Häuser des Städtchens von dem Karaitenhügel trennten.

Es herrschte schon völlige Dunkelheit. Aber in Abel Karaims Hütte brannte noch nicht das gelbe Licht der kleinen Kerze. Als Meir an das offene Fenster trat, erschien an ihm Goldas schlanke Gestalt.

Mit einem stummen Kopfnicken begrüßten sie sich.

„Golda!" sagte Meir leise und hastig, „ist dir nichts Unangenehmes widerfahren? Hat dir keiner ein Leid angetan?"

Das Mädchen schwieg einen Augenblick und antwortete dann mit einer Frage:

„Warum fragst du darnach, Meir?"

„Weil ich fürchte, daß man dir etwas antut. Die Leute reden über dich."

Golda zuckte verächtlich die Achseln.

„Ich mache mir nichts aus den Leiden. Ich bin mit dem Leid zusammen aufgewachsen, es ist meine Schwester."

Meir schien immer noch beunruhigt.

„Warum ist es heute in eurer Hütte dunkel?"

„Ich habe keine Wolle zum Spinnen, und der Sejde betet im Finstern."

„Warum hast du keine Wolle?"

„Ich habe der Hanna Witebska und der Sarah alles gebracht, was ich für sie gesponnen, und sie haben mir keine neue Arbeit gegeben."

„Haben sie dir etwas Schlechtes gesagt?"

Golda schwieg erst, dann sagte sie:

„Menschliche Augen reden oft schlimmere Dinge als menschliche Lippen."

Sie wollte sich offenbar nicht beklagen und auch niemand beschuldigen.

Endlich sagte sie:

„Meir, du hast in diesen Tagen große Unannehmlichkeiten gehabt."

Der Jüngling ließ sich auf der kleinen, schmalen

Bank unter dem offenen Fenster nieder, stützte den Kopf mit der Hand und seufzte tief.

„Den größten Kummer hatte ich heute. Mein Volk hat sein Antlitz von mir gewandt und mich für seinen Feind erklärt ... Wo ich vorübergehe, sehe ich jetzt an Stelle der Freundschaft Feindschaft, und jene, die sonst ihr Herz vor mir ausschütteten, mißtrauen mir heute ... Ich weiß jetzt nicht mehr, was tun und wie handeln. Große Zweifel haben meine Seele erfüllt. Wenn ich nach meinem Herzen reden und handeln werde, so wird mich mein Volk hassen, und Unglück wird auf mich fallen. Und werde ich gegen mein Herz reden und handeln, so werde ich mich selbst verachten müssen, und kein Glück wird mich freuen ... Als ich im Bet-ha-Midrasch saß, da dachte ich mir, Frieden mit allen zu halten, bei dummen und schlechten Dingen die Augen zu schließen und ruhig zu leben ... aber als ich aus dem Bet-ha-Midrasch herauskam, da konnte ich mich nicht mehr beherrschen und beleidigte den Melamed wegen eines armen Kindes, und im Melamed beleidigte ich alle Ältesten und das ganze Volk. Und jetzt denke ich: wozu das alles? Wird der Melamed nicht trotzdem den armen Kindern auch weiter den Verstand in den Köpfen vernichten und die Gesundheit in den Körpern? Was kann ich tun? Ich allein ... So jung, Frau und Kinder habe ich nicht und führe keine großen Geschäfte. Alle vermögen alles über mich, und ich vermag nichts. Meine Freunde werden deshalb verfolgt, weil sie Freundschaft mit mir halten ... sie werden erschrecken und mich verlassen ... Dich beginnt man schon zu verfolgen, weil du dein Herz mit

meinem Herzen verbunden und deine Stimme meiner Stimme gesellt hast. Und ich werde dich verlieren... Vielleicht ist es besser, Augen und Mund zu schließen... dem Schmerz und der Sehnsucht zu gebieten, daß sie das Herz verlassen... Und so zu leben, wie die anderen alle."

Immer leiser sprach Meir. Aus seiner Stimme klang der bittere Schmerz des Zweifels und der Ungewißheit.

Sie schwiegen lange. Da ertönten hinter dem Hügel ganz leise seltsame Laute. Wie ein schwaches Knarren von Rädern klang es, die sacht über sandigen Grund rollen. Dann wurden leise Gespräche und gedämpfte Fußtritte hörbar.

Bald wurden diese Geräusche deutlicher, kamen immer näher und klangen in der tiefen Stille, welche an diesem Orte herrschte, geheimnisvoll und drohend.

„Was ist das?" sagte Meir und stand auf.

„Was ist das?" wiederholte ruhiger Golda.

„Mir scheint es, als ob an der anderen Seite des Hügels viele Wagen heranfahren und halten."

„Und mir scheint es, daß es im Inneren des Hügels dröhnt und klopft."

Angst malte sich auf Meirs Zügen. Er blickte tief in Goldas Augen.

„Schließe das Fenster, verriegle die Tür. Ich will hingehen und sehen, was da los ist."

Man sah es ihm an, daß er um sie besorgt war. Das Mädchen jedoch zuckte die Achseln und erwiderte:

„Wozu soll ich Tür und Fenster schließen? Sie sind ganz verfallen, und jeder, der sie mit kräftiger Hand anfaßt, kann sie leicht aufbringen."

Meir umschritt den Hügel und befand sich bald auf der anderen Seite. Der Anblick, der sich ihm bot, machte ihn staunen. Auf den sandigen Äckern standen ein- und zweispännige Fuhrwerke im Halbkreis, mit Holzfässern in verschiedenen Größen beladen. Um die Wagen bewegte sich eine Schar von Menschen: christliche Bauern und Israeliten. Die Bauern hoben die Fässer von den Fuhrwerken und rollten einige von ihnen in eine tiefe Höhle im Hügel. Die Israeliten bewegten sich zwischen den Wagen, betrachteten die Fässer, beklopften sie leicht mit den Fingern, versammelten sich dann um einen Mann, der am Hügel lehnte, und sprachen mit ihm, leise und sehr lebhaft.

Unter den Israeliten bemerkte Meir einige ihm von Sehen bekannte Schankwirte der Umgegend, in dem Mann, der am Hügel lehnte, erkannte er Jankel Kamionker.

Die Bauern, welche die Fässer herübertrugen oder regungslos an den Wagen standen, schwiegen düster. Ein kräftiger, berauschender Alkoholgeruch schwebte über der Ebene und durchtränkte die laue Abendluft.

Meirs Staunen dauerte nicht lange. Offenbar wurde ihm die Bedeutung dieser Szene klar, und er schien einen Entschluß zu fassen. Er trat einige Schritte vor, als wollte er sich Kamionker nähern. Da löste sich plötzlich vom Hügel eine große, kräftige Männergestalt, mit bloßen Füßen und wirrem Haar, und vertrat ihm den Weg.

„Was willst du hier, Meir?“ fragte gedämpft flüsternd der Mann.

„Und warum vertrittst du, Jochel, mir den Weg?“

erwiderte Meir und wollte an ihm vorbeigehen. Jochel hielt ihn jedoch am Rockärmel fest.

„Willst du denn auf dieser Welt nicht mehr leben? Du tust mir leid, denn du bist gut, und ich sage dir: geh' fort von hier!"

„Und wenn ich neugierig wäre, zu erfahren, was denn Reb Jankel hier mit seinen Schankwirten und mit den Fässern macht?"

„Was geht's dich an," flüsterte Jochel. „Mögen deine Augen nicht sehen und deine Ohren nicht hören, was Reb Jankel hier macht. Große Geschäfte macht er hier, und du kannst ihn noch stören... Wozu sollst du das? Wirst du davon Nutzen haben? Kannst du gegen ihn aufkommen?"

Meir stand einen Augenblick wie gebannt. Dann wandte er sich um und schritt langsam nach der entgegengesetzten Seite.

„Ob ich etwas vermag?" er sprach es mit zitternden Lippen.

Als er an Abel Karaims Hütte vorbeischritt, nickte er Golda, die noch am Fenster stand, zu und sagte:

„Friede mit dir!"

Sie rief jedoch:

„Meir, hier sitzt ein Kind und schläft."

Meir trat heran und sah am Ende der Bank, wo er vorhin gesessen, die zusammengekauerte Gestalt eines Kindes.

„Leibele!" rief er erstaunt.

Er hatte nicht bemerkt, daß der Knabe ihm bis hierher gefolgt war. Jetzt schlief das Kind fest, die Arme auf die hochgezogenen Knie gestützt.

„Leibele!" wiederholte Meir und legte die Hand auf sein Haupt. Das Kind erwachte und lächelte mit schlaftrunkenen Augen den Jüngling an.

„Warum bist du denn hergekommen, Leibele?"

Das Kind besann sich einen Augenblick und erwiderte dann:

„Dir nach..."

„Vater und Mutter werden nicht wissen, wo du bist."

„Der Vater schläft schon und die Mutter auch..." Leibele lächelte glückselig. „Und auch die Ziegen schlafen schon."

Das flüchtige Lächeln war von Meirs Gesicht verschwunden. Er richtete sich auf, seufzte, senkte den Kopf und sprach zu sich:

„Was soll ich jetzt wohl tun?"

Golda blickte traurig in den sternenbesäten Himmel. Dann flüsterte sie leise und schüchtern:

„Ich werde den Sejde fragen. Der Sejde ist sehr gelehrt..."

„Frage ihn," erwiderte Meir.

Das Mädchen wandte sich dem dunklen Raum der Hütte zu und rief:

„Sejde, was befiehlt Jehova dem Menschen zu tun, von dem das Volk sein Antlitz abwendet, weil er nicht gegen sein Herz reden und handeln will?"

Bei dieser Frage unterbrach Abel sein halblautes Gebet. Die alte, zitternde Stimme sagte:

„Jehova sprach: ‚Ich habe dich, Prophet, zum Wächter Israels gemacht. Höre auf meine Rede und wiederhole sie deinem Volke. Wenn du das tust, dann werde ich dich meinen treuen Diener nennen, wenn du

aber schweigst, dann falle auf dein Haupt das Unglück Israels."

Mit erhobenem bleichem Antlitz und flammenden Augen hörte Meir zu und sagte dann:

„Das ist die Wahrheit. Aus seinem Munde sprach der alte Glaube des Moses. Unser wahres, heiliges Gesetz."

Dann ging er.

Golda blieb am offenen Fenster stehen. Tränen rollten über ihre dunklen Wangen.

„Dem Propheten Osias hat man den Kopf abgeschlagen... Den Propheten Jeremias hat man aus Judäa verbannt..." flüsterte sie.

Als Meir sich einige Schritte von der Hütte entfernt hatte, erhob er das blasse Gesicht zum Himmel und sprach:

„Rabbi Akiba hat für seine Wahrheit unter großen Qualen den Tod erdulden müssen."

Immer noch blickte Golda ihm nach, dann faltete sie die Hände, und die tränenbenetzten Lippen flüsterten:

„Wie Ruth zu ihrer Schwiegermutter Noemi, so laß mich zu dir, Licht meiner Seele, sprechen: dein Gott ist mein Gott, dein Volk ist mein Volk; meine Trauer soll der Gefährte deiner Trauer sein, und meine Seele werde ich zusammen mit deiner Seele aushauchen!"

VIII.

Der Tag graute. Im Hause Jankel Kamionkers schlief außer den kleinen Kindern niemand mehr, denn der anbrechende Tag sollte wichtige Dinge für den Besitzer

der Herberge bringen. Es war nämlich einer der Hauptmarkttage des Jahres, an dem fast die ganze Bevölkerung der Umgegend, alle Stände und Klassen, im Städtchen zusammenströmten.

Jankels zwei Töchter und sein vierzehnjähriger Sohn Mendel, dessen blödes und boshaftes Gesicht die Spuren langjähriger Studien in Reb Mosches Cheder trug, waren eifrig an der Arbeit. Sie räumten die beiden Paradezimmer, die für die vornehmsten Gäste bestimmt waren, oberflächlich auf. Uralte, gelbe, wacklige Möbel standen hier, schmutzige Vorhänge hingen an den Fenstern, und in irdenen Töpfen wuchsen verkümmerte Pflanzen.

Neben diesen Paradegemächern befand sich die große Schankstube, in der bei solchen Veranlassungen die Bauern tranken und tanzten. Hier versuchte eine Dienstmagd Ordnung zu schaffen, die stets schmutzigen, langen, schmalen Tische und die Bänke an den Wänden zu scheuern und spärliches Feuer in dem riesigen Ofen zu schüren. Dumpfe, modrige Luft erfüllte die niedrige Schankstube.

In dem zweifenstrigen Zimmer am Eingang, Jankels Wohnstube, standen er und seine Frau Jenta. Mit den Gesichtern den Fenstern zugewandt, verrichteten beide die langen Morgengebete.

Jankel trug sein gewöhnliches Alltagskleid, einen langen, schäbigen Kaftan; ein grobes, schwarzes Tuch war um seinen Hals geschlungen. Er betete laut:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, daß ich nicht als Heide geboren bin! Gelobt seist Du, daß

ich kein Sklave bin! Gelobt seist Du, daß ich kein Weib bin!"

Bei diesen hastigen, mit inbrünstig zitternden Lippen gesprochenen Worten wiegte er sich eifrig hin und her.

Zu gleicher Zeit machte Jenta, mit einem saphirblauen, ärmellosen Kaftan und einem kurzen Rock bekleidet, vor dem Fenster kurze, hastige Verbeugungen und betete, bedeutend leiser:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, daß Du mich nach Deinem Willen erschaffen."

Jankel warf sich über Brust und Rücken ein leichtes Leinentuch, an dessen vier Enden weiße Schnürchen hingen, und sprach:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, der Du uns durch Deine Gebote erleuchtet hast und uns die Zizes anbefahlst."

Jenta flüsterte, mit einer kurzen Verbeugung, jetzt etwas lauter:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, der Du die Gefangenen befreist und diejenigen aufrichtest, die unter dem Joche gebeugt sind."

Jankel ließ durch seine Finger die Fäden des vor ihm auf einem Stuhle ausgebreiteten Talis gleiten.

„Groß bist Du, Gott, Herr der Welt! Sehr groß! Wie ein Mantel umhüllen Dich Größe und Licht!"

Jenta seufzte schwer:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, der Du Kraft dem Müden gibst, den Schlaf aus meinen Augen nimmst und die Schwere von meinen Lidern vertreibst!"

Endlich nahm Jankel seinen Talis vom Stuhl, hüllte sich in diesen weißen, mit Trauerborten ver-

brämten Mantel aus weichem Stoff, erhob das Antlitz und rief:

„Gelobt seist Du, Gott, Herr der Welt, daß Du uns durch Deine Gebote erleuchtet und uns befohlen hast, uns in den Talis zu hüllen!"

Dann legte er, immer noch sich hin und herwiegend und die Lippen bewegend, einen Riemen mit einem ziemlich dicken Knopf um die Stirn und einen ähnlichen um seinen Finger und sprach:

„Ich verlobe mich dir auf ewig! Ich verlobe mich dir in Wahrheit, Liebe und Gnade! Ich verlobe mich dir im Glauben, durch den du den Herrn erkennen wirst!"

So vertieft waren beide in ihre Gebete, daß sie die schweren und eiligen Schritte hinter ihnen nicht vernahmen.

Meir Ezofowicz durchmaß rasch die Stube, schritt durch das kleine, mit Betten und Truhen angefüllte Nebenzimmer und öffnete leise eine schmale Tür, die zum Stübchen des Kantors führte.

Noch war die graue Dämmerung nicht aus dem Stübchen gewichen. Mit dem Gesicht dem Fenster zugewandt, stand Elieser und betete. Er hörte den eintretenden Freund, unterbrach jedoch sein Gebet nicht. Im Gegenteil, er hob die Hände in die Höhe und sprach lauter, als wollte er den Freund zum gemeinsamen Gebet auffordern:

„Gott Israels! Lösche Deinen flammenden Zorn und nimm das Elend vom Haupte Deines Volkes."

Meir stand einige Schritte hinter dem Betenden und erwiderte mit den Worten, mit denen gewöhnlich das

Volk dem die Gebete anstimmenden Kantor zu erwidern pflegt:

„Blicke vom Himmel und siehe, wie wir zum Gespött und zur Verachtung unter den Völkern geworden sind! Wie das Lamm führte man uns zu Qualen, Schande und Verderben!"

„Doch haben wir Deinen Namen nicht vergessen, vergiß auch Du uns nicht!"

So sprachen die jungen Leute gemeinsam eines der schönsten Gebete, die je aus schmerzerfüllten Menschenherzen zum Himmel aufstiegen.

Jedes Wort ist eine Träne, jeder Vers ein Akkord, der die tragischen Geschicke des großen Volkes besingt.

„Oh! Laß ab von Deiner Rache und laß Gnade walten," sprach der Kantor.

„Beschütze uns, Herr, und überliefere uns nicht den Händen der Feinde! Denn warum sollen die Leute sagen: wo ist ihr Gott?"

„Höre unser Flehen und überliefere uns nicht den Händen der Feinde, die unseren Namen erniedrigen wollen! Gedenke, was Du unseren Vorfahren geschworen: ‚Ich werde Eure Nachkommenschaft vermehren wie die Sterne.' Und jetzt sind unserer von der großen Menge nur noch so wenige!"

„Doch haben wir Deinen Namen nicht vergessen. Vergiß auch Du uns nicht!"

„Oh Israels Wächter! Beschütze die Reste Israels, auf daß das Volk nicht zugrunde gehe, das an Deinen einzigen Namen glaubt und da spricht: Unser Herr, einziger Gott!"

Beide Freunde beteten aus ganzem Herzen, mit dem tiefen Glauben, daß der einzige Gott ihre Stimmen höre. Erst zum Schlusse des Gebets trennten sich ihre Seelen. Elieser stimmte das Gebet für die Gelehrten und Weisen Israels an.

„Beschütze Du, unser himmlischer Vater, die Weisen Israels, ihre Weiber, Kinder und Schüler. Wo immer sie auch weilen mögen! Rufet: Amen!"

Meir sagte nicht: Amen! Er schwieg einen Augenblick und sprach dann mit erhobener Stimme und zitternden Lippen:

„Führe unsere Brüder aus dem Hause Israel, die der Armut und der Sünde verfallen sind, wo immer sie auch weilen, aus den Fesseln zur Freiheit, aus der Finsternis zum Licht! Rufet: Amen!"

„Amen!" rief Elieser und wandte sich zum Freunde. Sie streckten sich die Hände entgegen und umarmten sich.

„Ich habe in dieser Woche viel gelitten!" flüsterte der Kantor.

Meir klagte nicht.

„Elieser!" sagte er, „gib mir den More Nebuchim. Ich bin heute so früh zu dir gekommen, um das Buch zu holen. Ich brauche es jetzt sehr."

Elieser senkte das Haupt.

„Ich habe das Buch nicht mehr."

„Wo ist es?"

„Dieses Buch, Meir, aus dem unser Geist Erleuchtung schöpfte und unser Herz Hoffnung, ist auf der ganzen Welt nicht mehr zu finden. Das Feuer hat es verzehrt, und seine Asche ist zerstreut..."

„Eliefer! Du bist erschrocken und hast das Buch dem Feuer überliefert?"

„Meine Hände hätten einen solchen Mord nicht vollführen können. Selbst wenn mein Mund es ihnen befohlen hätte, sie hätten nicht auf ihn gehört. Aber vor einer Woche kam mein Vater hierher und befahl mir in großem Zorne, daß ich ihm das verfluchte Buch übergebe, in dem wir am Sabbat auf der Wiese zusammen lasen. Ich schwieg. Er schrie: ‚Hast du das Buch? Wo ist es?' Ich schwieg. Er hätte mich geschlagen. Doch beim Gedanken an mein Amt in der Synagoge und an die große Liebe, die das Volk meiner Stimme entgegenbringt, fürchtete er, meinen Körper zu berühren. Er durchwühlte jedoch meine Stube, und als er das Bett aufwarf, da fand er das Buch. Er wollte es zum Rabbi tragen. Da fiel ich ihm aber zu Füßen und bat ihn, dies nicht zu tun, denn man würde mir dann nicht mehr gestatten, vor dem Herrn zu singen, und ich würde die Liebe des Volkes verlieren. Der Vater selbst erschrak, denn er ist stolz auf seinen Sohn und glaubt, daß ihm der Herr in seinen Geschäften beistehen und ihm seine Sünden vergeben werde, weil sein Sohn vor Jehova singt und die Gebete vor dem Volke anstimmt. Er trug das Buch nicht zum Rabbi, warf es aber selbst ins Feuer und lachte und sprang vor Freude, als es brannte."

„Und du, Eliefer, hast dem zugeschaut und hast nichts getan?" fragte Meir mit zitternder Stimme.

„Was hätte ich tun sollen?"

„Ich hätte das Buch an meine Brust gedrückt... Ich hätte es mit meinen Armen umklammert... Ich

hätte dem Vater gesagt, willst du es ins Feuer werfen, so wirf auch mich hinein!"

Traurig und beschämt stand Elieser da.

„Ich konnte es nicht," flüsterte er. „Ich fürchtete, man würde mich von dem Altar des Herrn verstoßen und vor dem Volke für gottlos erklären... Doch sieh mich an, Meir, und siehe, ob ich das Buch des Meisters nicht geliebt habe wie meine eigene Seele... Seitdem ich es verloren habe, ist mein Antlitz erblaßt und meine Lider sind gerötet von Tränen..."

„Oh über diese Tränen, über deine Tränen!" rief Meir. Er ließ sich heftig auf einen Stuhl fallen und stützte den Kopf in seine Hände. „Oh, über diese Tränen, über deine Tränen, Elieser! In alle Ewigkeit können sie fließen und werden weder dir, noch mir, noch dem Volke Israel Gutes erweisen. Elieser! Ich liebe dich wie einen Bruder. Du bist mein Augapfel. Aber deine Tränen sind mir nicht lieb, und deine geröteten Lider kann ich nicht ansehen. Elieser! Laß mich nie deine Tränen sehen, zeige mir nur ein einziges Mal Feuer in deinen Augen und Kraft in deiner Stimme, der das Volk solche Liebe entgegenbringt, daß es ihr gehorchen würde wie das Kind der Mutter."

So die Tränen des Freundes verwünschend, standen doch Meirs Augen selbst voller Tränen. Er sprach weiter:

„Aj, aj, aj! Elieser! Was hast du getan, da du dieses Buch deinem Vater überließest! Wo werden wir jetzt eine neue Quelle der Weisheit finden, wo werden wir jetzt die Stimme unseres einzigen Meisters

hören? Das Feuer verschlang die Seele unserer Seelen, und die Asche ist verstreut... Die Winde tragen sie nach allen Richtungen. Und wenn die Seele unseres Meisters es sehen wird, dann wird sie traurig sein und wird in großem Zorne sagen: ‚So haben mich also die Menschen zum zweiten Male verflucht!'"

Plötzlich hörte er auf zu klagen und zu weinen und versank in tiefes, schwermütiges Sinnen.

Eliezer öffnete das Fenster.

Auf dem sandigen Boden des Marktplatzes spielten die ersten Sonnenstrahlen.

Ein großer, kräftiger, barfüßiger Mann schritt auf die Herberge zu. Bald waren seine schweren Tritte vor dem Fenster zu vernehmen, an dem die beiden jungen Leute saßen.

Meir erkannte in dem Vorbeigehenden den Fuhrmann Jochel.

Einige Minuten später schritten hastig zwei schwarzgekleidete Männer an dem geöffneten Fenster vorbei. Der eine war groß, ernst und lächelte selig, der andere klein, lebhaft, mit tief gefurchter Stirn unter dem ergrauenden Haar. Moreſne Kalman war es und Abraham Ezofowicz.

Sie kamen offenbar nicht von dem Marktplatz her, auf dem man sie früher nicht gesehen hatte, sondern von einem hinter Mauern und Höfen verborgenen Seitenweg um die Ecke der niedrigen Herberge. Sie verschwanden in dem noch ganz dunklen Flur, der als Stall diente. Dort war auch Jochel eingetreten.

Eliezer hob seinen Blick von dem frommen Buche, in dem er zu lesen begonnen, blickte zu Meir auf und rief:

„Warum ist dein Gesicht so düster geworden? Noch nie habe ich dich so gesehen."

Ohne auf Elieser zu achten, flüsterte Meir, die Augen zu Boden gesenkt, zu sich selbst:

„Mein Oheim Abraham! Mein Oheim Abraham! Wehe unserm Hause. Schande und Schmach im Hause der Ezofowicz!"

In der angrenzenden Stube, die nur die schmale Tür von Eliesers Stübchen trennte, wurden jetzt laute Geräusche vernehmbar.

Zuerst schrie Jankel seine Frau an. Dann hörte man hinter der Wand die Tritte der Kinder, ein hastiges Umherschieben von Holzstühlen und endlich das gedämpfte, doch immerhin noch ziemlich laute und heftige Geflüster einer Unterredung.

Meir erhob sich plötzlich von seinem Sitze.

„Elieser, laß uns fort von hier!"

„Warum sollen wir fort?" fragte der Kantor, von seinem Buche aufblickend.

„Weil diese Wand dünn ist..." begann Meir.

Er sprach den Satz nicht zu Ende, sondern schwieg plötzlich, denn hinter der Wand wurde der heftige Ausruf seines Oheims Abraham hörbar:

„Davon wußte ich nichts! Davpn hast du uns nichts gesagt, Jankel!"

Gleichzeitig erscholl das gallige, unangenehme Lachen Jankels.

„Weil ich Verstand im Kopfe habe," rief er. „Ich wußte, daß bei diesem Geschäft die Einigung mit dir schwierig sein würde. Aber wenn ich selbst das Geschäft erledige..."

„Schaa!" zischte Kalman. Und die beiden Stimmen begannen wieder zu flüstern.

„Eliezer! Geh' fort von hier!" rief Meir.

Der Kantor verstand es nicht.

„Eliezer! Willst du deinen Vater ehren, wie es geboten ward auf dem Berge Sinai?"

Kamionkers Sohn seufzte.

„In Tränen flehe ich zu Jehova, daß ich meinen Vater stets ehren kann."

Meir ergriff seine Hand.

„Nu, so komm fort von hier, schnell fort, denn wenn du noch eine Weile hierbleibst, dann wirst du nie... nie mehr deinen Vater ehren können."

Der junge Mann sprach es mit solcher Erregung, daß Eliezer blaß wurde und bestürzt aufschaute.

„Wie kann ich fort von hier? Wenn sie von großen Geheimnissen reden..."

Da erklang hinter der Wand wieder Jankels Stimme:

„Der Chajet Schmul, der Bettler, und der Fuhrmann Jochel, der Dieb... Sie werden beide viel Geld nehmen."

„Und die Bauern, die den Schnaps gefahren?" rief Abraham.

Jankel lachte. „Meine Schankwirte haben sie mit Leib und Seele und mit ihrem ganzen Hab und Gut in der Tasche..."

„Schaa!" zischte wiederum der phlegmatische und vorsichtigere Kalman.

Jetzt schauderte Eliezer. Ein Schimmer des Verständnisses flackerte in seinem Geiste auf.

„Meir, Meir!“ flüsterte er mit ungewohnter Heftigkeit, „ich will fort von hier. Doch nicht dort, an ihnen vorbei, das fürchte ich... denn sie werden ahnen, daß ich etwas von ihrem Geheimnis erfahren habe...“

Meir drängte den Freund zum offenen Fenster.

Im Nu war Eliezer aus dem Stübchen verschwunden.

Meir richtete sich auf und sprach zu sich selbst:

„Jetzt werde ich mich ihnen zeigen. Sie sollen es wissen, daß hier jemand war, der sie hat hören können.“

Dann öffnete er die kleine Tür und trat in den angrenzenden Raum. Hier saßen auf drei nah aneinander gerückten Stühlen drei Männer an der Wand. Ein schmaler Tisch stand zwischen ihnen.

Jankel und Abraham stützten die Ellbogen auf und steckten die Köpfe zusammen. Kalman saß aufrecht, würdig und majestätisch. Jankels Gesicht glühte fieberhaft, Abraham war bleich.

Als Meir die Tür öffnete, hörte er noch, wie Abraham sagte:

„Und wenn der ganze Hof, die Vorratskammer und die Speicher abbrennen?“

„Aj, aj, aj!“ flüsterte spöttisch Kamionker. „Is' schon äh großes Unglück! Ein Edomite mehr wird zum Bettler...“

Beim letzten Wort verstummte er und erzitterte am ganzen Körper, vor Angst, oder vor Zorn. Er sah die Tür aufgehen und Meir eintreten. Kalmans lächelnder Mund öffnete sich weit, Abrahams Stirn verfinsterte sich düster.

Meir bemerkte den Eindruck, den er hervorrief. Er blieb einen Augenblick stehen und heftete den Blick auf

seinen Oheim. Durchdringend und mutig, und doch zugleich demütig, schmerzlich und flehend, so daß Abrahams Augen, die den seinen begegneten, unruhig blinzelten und den Blick zu Boden senkten. Auch das graue Haupt senkte sich, die Hände fielen auf die Knie herab und begannen zu zittern.

Langsam durchschritt Meir den Raum. In der nächsten Stube war nur Jochel anwesend.

Hinter dem Fortgehenden schrie Jankel:

„Ah Verscholtener!"

Abraham und Kalman schwiegen lange.

„Warum hast du uns, Jankel, an einen so unsicheren Ort gebracht?" fragte endlich Kalman phlegmatisch.

„Warum hast du uns nicht gewarnt, daß man uns hinter dieser Tür hören kann," flüsterte Abraham heftig.

Jankel entschuldigte sich; diese Tür führe nach der Stube seines Sohnes, der von Geschäften nichts verstehe und, stets in Gebete vertieft, nicht höre, was um ihn herum vor sich gehe.

„Wie konnte ich wissen, daß dieser verfluchte Jüngling dort drinnen war? Wie ist er nur hereingekommen? Gewiß durchs Fenster, wie ein Dieb. Nu," fuhr er nach einer Weile fort, „was schadet's übrigens, wenn er es gehört hat? Ein Israelit ist er, einer der Unsrigen, er wird nicht wagen, etwas über uns auszuschwatzen."

„Er könnte es wagen," bemerkte Kalman. „Aber wir werden ein wachsames Auge auf ihn haben. Und wenn auch nur ein Wort seinen Lippen entschlüpft, werden wir ihn schon zu Boden zwingen."

Abraham erhob sich.

„Macht was ihr wollt. Ich mach' bei dem Geschäft nicht mit..."

Jankel warf ihm einen boshaften Blick zu.

„Nu," sagte er, „sehr schön. Für Kalman und für mich wird der Gewinn um so größer sein... Wer das Risiko trägt, muß auch den Gewinn haben..."

Abraham setzte sich wieder. Ein schwerer Kampf malte sich in seinem nervösen, von Leidenschaften durchwühlten Gesicht.

Jankel begann mit einem Stück Kreide auf einer kleinen, schwarzen Tafel zu schreiben.

„8000 Eimer," sagte er. „Der Eimer zu 4 Rubel, 32000 Rubel. 3 in 32000... 10666 Rubel und $66^1/_3$ Kopeken... 600 Rubel kriegt von jedem Jochel und Schmul, nu... bleibt für uns 10066 Rubel und $66^1/_3$ Kopeke pro Kopf."

Abraham erhob sich wiederum, sprach aber kein Wort, blickte zu Boden und hielt sein Tuch mit beiden Händen. Nach einer Weile sagte er, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Und wann soll das geschehen?"

„Das wird sehr bald geschehen," erwiderte Jankel.

Schweigend und eiligen Schrittes verließ Abraham die Stube.

Auf dem weiten Marktplatz war schon alles in Bewegung. Stimmengewirr und Gepolter der zum Jahrmarkt anfahrenden Wagen und der zusammenströmenden Menschen. Die ganze Bevölkerung des Städtchens war schon auf den Beinen, um an diesem Tage gute Geschäfte zu machen.

Auch in dem Hause der Czoſowicz schlief niemand mehr, auch hier war man früher aufgestanden, als gewöhnlich. In dem Teile des Hauses, den Rafael und Ber mit ihren Familien bewohnten, hörte man mehrere Männerstimmen laut und fröhlich sprechen. Verschiedene Handelsgegenstände wurden genannt und jedem Ziffernreihen angefügt.

Hier spürte man die Befriedigung eifrig für den Wohlstand der Familie arbeitender Menschen, die sich durch gegenseitiges Vertrauen und Freundschaft über die täglichen Sorgen hinweghalfen.

In dem geräumigen, hellen Empfangsgemach duftete es nach Tannenreisig, mit dem der Boden bestreut war. Auf dem alten, gelben Sofa saß Saul im Feiertagsstaat von glänzender Seide, das Samtkäppchen auf dem Silberhaar, und schlürfte mit einem schwersilbernen Löffel langsam den duftenden, köstlichen Tee. Der aufgestellte Samowar, der wie Gold glänzte, das flammende Feuer in der Küche, das geschäftige Umherhuschen der Frauen und der Dienerschaft und auch Sauls festtägliche Kleidung deuteten darauf hin, daß heute im Hause der reichen Kaufmannsfamilie zahlreiche Gäste erwartet wurden.

Jetzt, am frühen Morgen, saß Saul noch ganz allein. Es war dies einer der übrigens nicht seltenen Augenblicke, welche dem ernsten Patriarchen des alten Geschlechts alle Gnaden und Würden vollauf fühlen ließen, mit denen Jehova sein seliges Alter reichlich beschenkte.

Sobald jedoch die Flurtür aufging und Meir ins Gemach trat, wich die Glückseligkeit aus den Augen des Greises.

Auf Meirs Gesicht malten sich Sorgen und Unruhe. Mutig und rasch trat er ein, als er aber dem Blick seines Großvaters begegnete, senkte er das Haupt und verlangsamte den Schritt. Früher näherte er sich seinem Wohltäter mit der Vertraulichkeit und Zärtlichkeit des geliebten Kindes. Jetzt aber fühlte er, daß sich zwischen ihm und diesem Greise, der seine Kindheit und seine Jugend beschützt hatte, eine immer tiefere Kluft aufgetan hatte. Mit traurig zu Boden gesenkten Augen näherte er sich dem Großvater, blieb schüchtern vor ihm stehen und sagte demütig:

„Sejde, ich möchte mit dir über eine sehr wichtige Sache sprechen.“

Als er diese Schüchternheit sah, wurde der Großvater zwar sanfter, aber auch trauriger gestimmt.

„Sprich,“ erwiderte er mild.

„Sejde, erlaubst du, daß ich Türen und Fenster schließe, damit niemand unsere Unterredung höre?“

„Schließe sie.“

Meir trat dicht an den Großvater heran und sagte:

„Sejde, ich weiß, daß ich dir mit meinen Worten Kummer und Sorgen bereiten werde. An wen soll ich mich aber wenden? Du warst mir Vater und Wohltäter, zu dir zieht mich mein Herz in jeder Bedrängnis.“

Man sah es Meir an, daß tiefe Zärtlichkeit sein Herz erfüllte und ihn zu den Knien des Greises niederzwang und ihn in dessen Arme zog.

Sichtlich gerührt, erwiderte Saul:

„Sage mir alles! Obwohl ich Grund habe, dir zu zürnen, weil du nicht so bist, wie meine Seele dich sehen möchte, werde ich doch nie vergessen, daß du der

Sohn meines Sohnes bist, der nur allzurasch meinen Augen entschwunden ... Wenn du einen Kummer hast, so will ich ihn von deinem Haupte nehmen, und wenn jemand dir ein Leid angetan, so werde ich deinem Bedrücker entgegentreten und ihn dafür strafen ..."

Diese Worte ermutigten Meir.

„Sejde," begann er, „auf meinem Haupte ruht, dir sei es gedankt, kein Kummer, und niemand hat mir ein Leid angetan. Aber ich habe ein furchtbares Geheimnis erfahren und weiß nicht, was ich tun soll. In mir verbergen kann ich es nicht, und so dachte ich denn, dir, Sejde, das Geheimnis anzuvertrauen, damit du mit deinem weißen Haar und deiner Würde dich der Sünde und Schande entgegenstellest."

Saul blickte jetzt den Enkel halb neugierig, halb unwillig an.

„Nu, besser ist es für die Menschen, wenn sie den furchtbaren Geheimnissen nicht nachgehen und nie davon sprechen. Ich fürchte aber, daß wenn du dein Herz nicht vor mir ausschüttest, du es vor anderen Leuten tust und es dann wiederum Unannehmlichkeiten gibt. Sprich also, was ist das schreckliche Geheimnis?"

Meir erwiderte:

„Jankel Kamionker hat die große Brennerei des Gutsbesitzers Kamionski in Pacht ... Er hat dort 6000 Eimer Schnaps gebrannt, aber den ganzen Sommer hindurch nichts verkauft, weil der Preis niedrig war. Jetzt ist der Preis gestiegen, und er will

ihn verkaufen, will aber die Steuer an den Staat nicht zahlen ...“

„Sprich leiser.“ Sauls Gesicht wurde unruhig.

„Um die Steuer zu hinterziehen, hat Kamionker den Schnaps vom Gutshof weggebracht und in der verflossenen Nacht hinter dem Karaitenhügel verborgen, wo die Schankwirte aus der Umgegend um ihn feilschten und ihn kauften ... Er dachte aber bei sich: ‚und was wird geschehen, wenn der Steuerbeamte die Vorratskammer revidiert und den Schnaps nicht findet? Da wird es eine große Verantwortung geben, und das Gericht ...‘ Als er sich das überlegt hatte, da ist er hingegangen und hat zwei Männer gedungen ... Sejde! Er hat zwei Bettler mit Geld bestochen.“

„Schaa!“ flüsterte Saul. „Schweig und laß kein Wort mehr über deine Lippen kommen. Ich weiß genug.“

Die Hände des Greises zitterten, seine weißen Brauen zogen sich krampfhaft zusammen. Nach langem Schweigen sagte er endlich, ohne die Augen aufzuschlagen, unsicher:

„Dein Mund hat gelogen. Das kann nicht sein.“

„Sejde,“ flüsterte Meir, „das ist Wahrheit, so wie es wahr ist, daß jetzt die Sonne am Himmel scheint. Und warum sollte das nicht wahr sein? Hast du, Sejde, denn nicht gehört, daß solche Dinge schon im vorvorigen und im vorigen Jahre an verschiedenen Orten sich zugetragen haben? ... Solche Dinge kommen immer öfter vor, und jedem rechtgläubigen Israeliten krampft sich das Herz zusammen vor Schmerz, und die Stirn errötet vor Scham.“

„Woher kannst du das alles wissen? Woher kannst du das alles so gut verstehen? Ich glaube dir nicht."

„Woher ich das alles wissen und verstehen kann? Sejde? Ich bin in deinem Hause aufgewachsen. Stets kamen viele Leute in dein Haus: Juden und Christen, Kaufleute und Herrn, Reiche und Arme. Sie haben noch über ganz andere Sachen gesprochen, und ich habe zugehört und habe verstanden. Warum sollte ich jetzt nicht verstehen?"

Saul schwieg wieder. Die verschiedenartigsten Gefühle malten sich auf seinem beunruhigten Antlitz. Plötzlich wallte Zorn in ihm auf.

„Du verstehst zu viel, du bist zu neugierig! Deine unruhige Seele sät überall Unruhe, du vergiftest die Ruhe meines Alters. Ich war glücklich heute, bis dich meine Augen erblickten. Mit dir trat auch der Kummer ein."

Meir senkte das Haupt.

„Sejde, warum schiltst du mich? Ich bin nicht meinetwegen zu dir gekommen."

„Wozu mischst du dich in fremde Geschäfte?" Saul schwankte.

„Das ist kein fremdes Geschäft," erwiderte Meir lebhaft. „Kamionker ist ein Israelit . . . einer der Unsrigen. Warum befleckt er mit seinem häßlichen Atem die Seele Israels und beschmutzt seine Ehre vor der Welt? Sejde! Auch für dich ist das Geschäft nicht fremd! Dein Sohn Abraham beteiligt sich daran."

Saul erhob sich plötzlich vom Sofa und fiel gleich wieder zurück.

„Mein Sohn Abraham!" rief er.

Dann richtete er einen scharfen, durchbohrenden Blick auf den Enkel.

„Du lügst nicht?"

„Ich habe es gesehen und gehört."

Saul besann sich längere Zeit.

„Nu," sprach er langsam, „du hast ein Recht, dich bei mir über deinen Oheim zu beklagen. Er ist der Bruder deines Vaters, und von seiner Tat kann großes Unglück und große Schande über dich und unser ganzes Geschlecht kommen... In der Familie der Ezofowicz sind so abscheuliche Dinge niemals vorgekommen, und ich werde meinem Sohne verbieten, sich an dem Geschäft zu beteiligen..."

„Sejde, sage auch Kamionker und Kalman, daß sie es nicht tun dürfen."

„Du bist dumm. Sind denn Kamionker und Kalman meine Söhne? Oder die Männer meiner Töchter? Sie werden mir nicht gehorchen."

„Wenn sie dir nicht gehorchen, so klage sie beim Gutsbesitzer Kamionski an... Oder beim Gericht."

Sauls Augen funkelten.

„Deine Ratschläge sind dumm," brach er los. „Dein Herz ist mit Galle und Wermut erfüllt gegen dein eigenes Volk. Was? Du willst aus deinem Großvater einen Angeber machen? Du willst, daß dein Großvater seine Brüder, Israeliten, Gefahren aussetzt?"

Er wollte noch weiter sprechen, aber in diesem Augenblick ging die Tür auf, und einige Israeliten traten ein, die aus der Nachbarschaft zum Markt gekommen waren. Ernste, vermögende Kaufleute und Pächter von den Nachbargütern.

Saul erhob sich zu ihrer Begrüßung. Sie traten rasch an ihn heran, drückten ihm die Hand und erklärten unter höflichen Begrüßungen, nicht Geschäfte allein brächten sie nach Szybów, vielmehr der Wunsch, den klugen und hochverehrten Reb Saul zu besuchen. Mit ernster Gebärde wies Saul ihnen Sitze an und klatschte dann in die Hände.

Eine junge Magd brachte auf einem silbernen Tablett einige Gläser Tee herein und setzte sie den Gästen vor.

Für die Gastfreundschaft höflichst dankend, kosteten sie mit Wohlbehagen den stark duftenden Tee und begannen bald, lebhaft von Geschäften und Familienangelegenheiten zu sprechen.

Meir sah ein, daß er jetzt vergeblich auf eine weitere Unterredung mit dem Großvater warten würde. Er zog sich in die große Küchenstube zurück, in der es wie in einem Bienenstock summte. Auch hier waren Gäste anwesend, aber ganz andere, als in dem Empfangsgemach.

Auf den Bänken rings an den Wänden saßen Männer in armen, schäbigen Kleidern, und Sauls Tochter Sarah und seine Schwiegertochter, Rafaels Frau, unterhielten sich höflich mit ihnen, bewirteten sie mit Met, mit großen weißen Broten und mit dampfender Graupensuppe.

Die Leute auf den Bänken antworteten den liebenswürdigen Wirtinnen heiter, doch etwas schüchtern, und dankten demütig für die Speisen.

Es waren dies nämlich arme, kleine Pächter, Schankwirte, Faktoren und kleine Handelsleute. Ihre dunklen

Gesichter, die abgemagerten Körper und die groben Hände deuteten auf Armut, Kummer und schweren Kampf ums Dasein hin. An den Markttagen in Szybów eilten sie geradenwegs in das Haus der Czokowicz, dessen Tore jederzeit für sie gastlich offen standen, nach jahrhundertelang geübter Sitte.

Aber auch vor dem Fenster sah man dichte Menschenscharen und ausgestreckte Hände. Hier waren die ganz Armen versammelt, die nicht des Handels und Verdienstes wegen zum Markte kamen, sondern um die Mildtätigkeit der glücklicheren Mitbürger anzurufen.

An den Lumpen, die sie bedeckten, erkannte man die Bettler, die verschiedene Lebensschicksale in tiefste Armut gestürzt und für die der öffentliche Gemeinsinn und die allgemeine Mildtätigkeit nicht ausreichten, obwohl sie in Szybów in großem Maße geübt wurden.

Diesen Leuten reichten Dienstmägde Brot durchs geöffnete Fenster, sauere Milch und Kupfermünzen.

Das Stimmengewirr ihrer Danksagungen und ihrer Segnungen drang in die Stube und fand in den Herzen der beiden Wirtinnen freudigen Widerhall.

An der anderen Seite der Küchenstube drängte sich die Schar der Kinder des Hauses, Knaben und Mädchen. Lachend und kreischend, in festtäglichen Kleidern, verzehrten sie die schmackhaften Leckerbissen.

Vor dieser Gruppe von Ururenkeln saß auf einer Bank die Urgroßmutter Frejda. Tage wie der heutige erweckten mit ihrem Geräusch und der Menge fremder Gesichter ihren schlummernden Geist und riefen ferne Erinnerungen in ihr wach.

Früher wie gewöhnlich hatten sie heute die Enkelinnen geweckt, aus dem Bett gehoben und mit ihrem kostbarsten Gewande geschmückt; jetzt vervollkommneten sie ihre Kleidung, bevor sie sie in das Empfangsgemach führten.

Die schwarzäugige Lija befestigte auf dem Kopf der Urgroßmutter das turbanartige Tuch mit einem Diamantenstern; eine ihrer jüngeren Schwestern steckte ihr die riesigen Ohrgehänge an, eine zweite umschlang ihren Hals mit den Perlenschnüren und befestigte an der Brust die schwere goldene Kette, die sich in schönen Mustern von der blendend weißen Schürze abhob.

Die anwesenden Pächter und die armen kleinen Handelsleute blickten bewundernd auf diese Gruppe und wiegten entzückt und ehrerbietig ihre Köpfe hin und her.

Der andere Teil des Hauses, wo vor kurzem noch die erwachsenen Familienmitglieder lebhafte Gespräche geführt hatten, war jetzt leer und still.

Meir durchschritt den schmalen Flur und betrat die Wohnung seines Oheims Rafael. Auf der Schwelle begegnete er seinem eben hinauseilenden Vetter und Freund Chaim. Das fast noch kindliche Antlitz Chaims war freudig erregt.

„Wo ist mein Oheim Rafael?"

„Wo soll er sein? Er ist mit Ber auf den Markt gegangen, Ochsen kaufen."

„Und du, Chaim, wo gehst du hin?"

Der Jüngling hörte die Frage nicht mehr. Ungeduldig hatte er Meir zur Seite geschoben und war davongeeilt.

Meir trat auf den Gang und blickte über den wei-

ten Platz. Der Markt hatte kaum begonnen. Zwischen den vielen Wagen, die in der Mitte standen, bemerkte er Ber, der mit einer Gruppe von Bauern eifrig sprach und um einige Ochsen feilschte. Auch Rafael sah er. Rafael stand mit einigen ernsten Kaufleuten aus der Umgegend auf dem Gang eines Hauses am Marktplatz und führte mit ihnen ein lebhaftes Gespräch.

Diese ganze bunte, bewegliche Welt um ihn herum sah Meir wie durch einen Nebel oder wie im Traume. Seltsam erschien es ihm, daß keiner von diesen Leuten an das dachte, was seinen Geist ohne Unterlaß beschäftigte.

„Was geht es mich an?" dachte er. „Was kann ich tun?"

Aber in der Tiefe seines Herzens kochte und gärte es. Er konnte sich keine Rechenschaft über seine Gefühle geben, wußte aber, daß es ihm nicht möglich sein würde, stillschweigend den Augenblick zu erwarten, wo in dem Städtchen alles wieder ruhig und still wurde, aber dort hinten die flammende Feuerslohe zum Himmel emporsteigen sollte.

„Was hat dieser Mann gegen uns verschuldet?" Er dachte an den Gutsbesitzer Kaminski.

Sein unruhiger, zweifelnder Blick irrte über den Marktplatz und fiel auf das Haus Witebskis. Dort, am Gang, stand der Besitzer, in einem offenen, halblangen Rock, mit einer glänzenden Kette über der Atlasweste. Er rauchte eine Zigarre und blickte auf das beginnende Treiben am Marktplatz, mit der ruhigen Miene eines Mannes, welcher daran in keiner Weise Anteil nehmen wollte.

Meir sprang rasch die Treppen hinab und eilte zu Witebski, der bei seinem Anblick höflich lächelte und ihm freundlich die Hand entgegenstreckte.

„Aj, aj!" rief er, „ein seltener Gast! Ein willkommener Gast! Nu, ich weiß, daß du bis jetzt nicht kommen konntest, um dich vor den Eltern deiner Braut zu verneigen. Der strenge Sejde ließ dich im Bet-ha-Midrasch sitzen und den Talmud lesen. Nu, das macht nichts. Der Sejde ist gut und lieb. Nicht aus bösem Herzen hat er dich bestraft. Und auch du hast nicht aus bösem Herzen gesündigt. Wie eben die Jungen so sind... Etwas übermütig... Nu, komm' in unseren Salon, ich werde gleich meiner Frau sagen, daß sie dich wie einen lieben Schwiegersohn empfange."

Witebski führte Meir in den Salon. Dort blieb er vor dem grünen Ripssofa stehen, blickte ihm scherzhaft in die Augen und fügte hinzu:

„Meir, daß du bescheiden bist und dich vor deiner Braut schämst, das ist gut. Das liebe ich. Ich war selbst so, und unsere Jugend soll so sein. Aber meine Tochter ist gebildet und hat in der großen Welt gelebt, wo andere Sitten herrschen. Sie wundert sich sehr und weint, weil sie ihren Bräutigam nicht kennt, obwohl doch die Hochzeit schon in einem Monat stattfinden soll. Nu, ich werde sie herbringen. Die Fenster werde ich schließen, damit keiner sieht, daß ihr hier zusammen seid. Sprecht euch ein wenig aus... lernt euch kennen..."

Nach diesen Worten wollte er gehen, doch Meir hielt ihn am Rockärmel fest.

„Reb Eli,“ sagte er, „ich habe jetzt weder die Braut noch die Hochzeit im Kopf. Ich bin in einer ganz anderen Sache zu dir gekommen.“

Witebski blickte ihn scharf an; sein Gesicht verfinsterte sich.

„Nicht in einer eigenen Angelegenheit, komm' ich zu dir, Reb Eli...“

Witebski unterbrach ihn:

„Wenn es weder deine noch meine Angelegenheit ist, wozu sollen wir darüber reden?“

„Es gibt Dinge auf der Welt,“ erwiderte der Jüngling, „die allen gemeinsam sind, und alle müssen darüber reden und daran denken. Ich habe heute ein furchtbares Geheimnis erfahren.“

Witebski sprang vom Sessel auf.

„Ich will von keinem furchtbaren Geheimnis wissen. Wozu brauchst du mir davon zu erzählen? Ich bin nicht neugierig.“

„Deshalb, Reb Eli, damit du es vereitelst.“

„Wozu soll ich das tun? Was geht es mich an? Und warum kommst du zu mir mit diesem Gerede?“

„Weil du reich bist, Reb Eli, und schön zu reden verstehst und mit der ganzen Welt in Frieden lebst, selbst mit dem großen Rabbi, der sogar lächelt, wenn er dich sieht. Dein Wort vermag viel, und wenn du nur wolltest...“

„Ich will nicht,“ unterbrach ihn Witebski entschieden. Seine Stirn umwölkte sich. „Ich bin reich und halte Frieden mit allen, das ist wahr. Dir, Meir, will ich aber etwas sagen.“

Mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu:

„Wenn ich mich in die Geheimnisse der Menschen drängen und fremde Geschäfte vereiteln wollte, so wäre ich weder reich, noch würde ich mit allen in Frieden leben können, und es ginge mir nicht so gut auf der Welt... wie es mir jetzt geht..."

„Rebe," begann Meir nachdenklich, „es freut mich sehr, zu hören, daß es dir auf der Welt gut geht. Ich möchte mir aber mein Glück nicht durch Unrecht an anderen Menschen erkaufen."

„Nu, wer spricht von Unrecht!" Eli lächelte. „Ich tue niemandem ein Unrecht an. Ich bin ehrlich, und alle, mit denen ich handle, sind mit mir zufrieden und bringen mir Freundschaft entgegen. Ich kann allen Leuten, Gott sei es gedankt, frei in die Augen schauen. Und auf dem Vermögen, das ich für meine Kinder sammle, ruhen keine Tränen und liegt kein Unrecht."

Ehrerbietig verneigte Meir sein Haupt.

„Ich weiß, Reb Eli, daß es so ist, wie du sagst. Du führst redliche Geschäfte und bringst Ehre dem Hause Israel. Ich glaube aber, daß ein ehrlicher Mensch auch bei der Nichtswürdigkeit anderer nicht gleichgültig bleiben darf. Denn wenn er ein Unrecht verhindern kann und es nicht tut, dann ist es so, als hätte er das Unrecht selbst getan. Ich habe erfahren, daß einem unschuldigen Menschen von einem unserer Brüder großes Unrecht angetan werden soll. Allein kann ich nichts dagegen tun. Deshalb suche ich nach Leuten, die den Unschuldigen vor dem Unglück bewahren können."

Hier unterbrach ihn ganz unverhofft Witebskis lautes Lachen, der von seinem Sessel aufstand und dem Gast scherzhaft auf die Schultern klopfte.

„Nu, nu! Ich sehe ja, daß du, Meir, ein Hitzkopf bist. Du willst aus deinem Kopf eine Sorge herausnehmen und sie in meinen Kopf stecken. Nu, ich danke dir sehr schön für das Geschenk, aber ich nehme es von dir nicht an. Laß es gut sein, warum sollen wir uns das Leben vergiften, wo doch der heutige Tag für uns sehr heiter werden kann. Da, setz' dich in diesen Fauteuil, und ich werde dir deine Braut holen. Du hast ihr Klavierspiel noch gar nicht gehört! . . . Aj, aj, wie die spielt! Heute ist nicht Sabbat, da darf sie spielen, und du wirst zuhören."

Nach diesen scherzhaften Worten wollte er sich wieder entfernen, Meir hielt ihn aber auch diesmal am Rockärmel fest.

„Reb Eli, so höre mich doch wenigstens an."

Witebski wurde ungeduldig, erwiderte jedoch lächelnd:

„Aj, aj, Meir, was bist du eigensinnig! Du willst ältere Leute mit Gewalt zu etwas zwingen, was sie nicht tun wollen. Nu, ich verzeihe dir dennoch und gehe deine Braut rufen."

Meir vertrat ihm den Weg.

„Reb Eli, ich laß dich nicht, bis du mich nicht angehört hast. An wen soll ich mich denn sonst wenden? Heut sind alle mit ihren Gästen und ihren Geschäften beschäftigt, du allein, Reb Eli, tust nichts und hast Zeit . . ."

Er schwieg. Witebski hörte nämlich auf zu lächeln. Seine sonst immer heitere Stirn verfinsterte sich. Mit

einer ernsten Gebärde legte er Meir die Hand auf die Schulter.

„Höre, Meir, ich will dir etwas sagen. Du bist auf einen schlechten Weg geraten. Alle sprechen laut darüber, und es gibt auch solche, die es dir sehr übel nehmen. Aber ich sehe es dir nach, weil ich ja selbst nicht immer so denke, wie alle, und weil ich weiß, daß nicht alle Dinge bei uns in Israel so sind, wie sie sein sollten. Nu, ja, das denke ich. Ich sage es aber niemand und lasse es mir auch nicht anmerken. Wozu denn auch? Was kann ich dagegen tun? Wenn Gott der Herr selbst solche Dinge zuläßt, so würde ich, wenn ich mich ihm entgegen stellte, ihn doch gegen mich erzürnen. Und ist es Menschenwerk und sind es Fehler, dann werden sich auch ohne mich Leute finden, die das ändern. Meine Sache ist es, mich um meine Familie und meine Geschäfte zu kümmern. Bin ich denn ein Richter? Ich bin auch kein Rabbi! Am besten schweige ich also, mache es Gott dem Herrn und den Menschen recht, komme niemandem in den Weg. Ja, so handle ich, und ich wünschte, Meir, daß auch du so handeltest. Ich würde dir ja keine Ratschläge erteilen und dich treiben lassen, was du magst, aber wenn du der Mann meiner Tochter werden sollst, so muß ich ein wachsames Auge auf dich haben."

„Reb Eli," unterbrach ihn Meir, und Tränen der Aufregung schimmerten in seinen Augen, „sei mir nicht böse für das kühne Wort, daß ich jetzt aussprechen werde. Ich werde deine Tochter nicht zur Frau nehmen und werde nie ihr Mann werden."

Witebski war starr.

„Nu," rief er nach einer Weile, „was höre ich da wieder Neues? Hat denn dein Großvater nicht alles wegen Mera mit mir besprochen? Hat er denn nicht in deinem Namen Brautgeschenke geschickt?"

„Mein Großvater hat es getan, aber gegen meinen Willen."

„Nu!" rief Witebski in größter Verwunderung, „und weshalb? Hast du an meiner Tochter etwas auszusetzen?"

„Ich habe nichts auszusetzen, Reb Eli, aber mein Herz zieht mich nicht zu ihr. Und auch sie will mich nicht... Als ich eines Tages an euren Fenstern vorbeiging, hörte ich, wie sie weinte und klagte, weil man sie an einen einfachen, ungebildeten Juden verheiraten wolle. Nu, das ist wahr, ich bin ein einfacher, ungebildeter Jude... Aber auch ihre Bildung ist nicht nach meinem Geschmack... Wozu soll man ihr und mir Fesseln anlegen? Wir sind keine Kinder mehr und wissen, wonach unsere Seele verlangt und wonach sie nicht verlangt..."

Mit starren Augen blickte Witebski ihn an. Dann faßte er sich mit beiden Händen an den Kopf und rief:

„Haben meine Ohren richtig gehört? Hat mein Verstand deine Worte richtig verstanden? Du willst meine Tochter nicht, du willst nicht meine schöne und gebildete Mera?"

Zornesröte trat ihm auf die Stirn. Aus dem sanften, diplomatischen Weltmann wurde ein beleidigter und erzürnter Vater.

Doch in diesem Augenblick öffnete sich krachend die

Tür, und über die Schwelle trat Hanna, mit glühendem Gesicht und flammenden Augen.

„Ich habe alles gehört.“

Sie konnte vor Erregung nicht weiter sprechen. Ihre Brust atmete tief, die Augen sprühten Funken. Endlich sprang sie auf Meir zu, breitete die Arme aus und schrie:

„Was? Du willst meine Tochter nicht? Du, ein einfacher, ungebildeter Jude aus Szybów, du weigerst dich, ein so schönes und so hochgebildetes Fräulein zur Frau zu nehmen? Pfui, Dummkopf! Mischugener! Lüstling!“

Witebski versuchte, die Erregung seiner Frau zu dämpfen:

„Schaa! Hanna! Schaa!“ Doch alle Vornehmheit, Feinheit und Selbstbeherrschung hatte Frau Hanna in diesem Augenblick verlassen. Sie hob drohend die Fäuste gegen Meir und schrie:

„Du willst Mera nicht? Du willst meine Tochter nicht? Aj, aj, was für ein Unglück! Der Gram bringt uns um. Sie findet keinen Mann mehr und weint sich die Augen aus. Aj, was für ein Unglück, daß der dumme, finstere Jude aus Szybów sie nicht zur Frau nehmen will! Ich werde sie nach Wilno bringen und an einen General verheiraten, an einen Grafen, an einen leibhaften Prinzen! Pfui! Was glaubst du eigentlich? Weil dein Großvater ein reicher Kaufmann ist und weil du selbst ein großes Vermögen besitzt, dann bist du gleich ein großer Puritz, und du kannst dir alles erlauben! Ich werde deinem Groß-

vater und deiner ganzen Familie zeigen, daß uns an euch gerade so viel liegt, wie an einem alten Pantoffel."

Sorgfältig machte Eli Türen und Fenster zu. Frau Hanna stürzte jetzt an die Kommode aus Eschenholz, riß die Schublade auf und begann verschiedene Schmuckkästen herauszuholen.

„Da," schrie sie und warf die Kästchen auf den Boden, „da hast du deine Geschenke! Bring' sie dem Karaitenmädel, mit der du ein Verhältnis hast! Das wird gerade die richtige Frau für dich sein!"

„Schaa!" zischte verzweifelt Witebski und begann die Kästchen und den Schmuck aufzuheben. Frau Hanna entriß sie ihm jedoch.

„Ich werde das selbst deinem Großvater zurückbringen und die Verlobung auflösen."

„Hanna!" versuchte Witebski sie zu beruhigen. „Mach' doch keine Dummheiten... Ich werde selbst mit Saul sprechen."

Aber Frau Hanna beachtete die Worte ihres Mannes nicht.

„Pfui!" schrie sie, „dieser Dummkopf, dieser Idiot! Dieser Lüstling will meine Tochter nicht haben! Das Karaitenmädchen zieht er meiner Tochter vor! Nu! Gott sei dank, daß wir ihn los werden! Ich werde Mera nach Wilno bringen und sie an einen großen Baron verheiraten!"

Es war schon gegen Mittag, als Meir Witebskis Haus verließ, verfolgt von Frau Hannas Beschimpfungen und von Elis leisen Vorwürfen.

Auf dem Marktplatze war schon alles in Bewegung. Der weite Raum war mit Wagen, Menschen, Pferden und Vieh angefüllt. Die dichtgedrängte, bunte Menge schrie mit tausend Stimmen, laut brüllte das Vieh.

Nur an einer Seite des Platzes war das Gedränge weniger groß. Dort erhob sich eine ziemlich hohe getünchte Mauer, und daran lehnte, auf der Erde sitzend, ein Greis in einem langen grauen, zerrissenen Gewand und einem groben roten Tuch um den Hals. Um ihn herum standen Körbe und Körbchen aus Weidenzweigen und allerlei Flechtwerk. Es war Abel Karaim.

Obwohl der Tag warm und sonnig war, bedeckte eine große Fuchsfellmütze sein Haupt, unter der lange, dichte, weiße Haarsträhne auf seine Schultern herabfielen. Der gelbweiße Bart breitete sich wie ein Fächer über seine Brust.

Neben dem Alten stand Golda, ernst wie gewöhnlich; das Korallenhalsband hing über ihr grobes Hemd herab, das rabenschwarze Haar bedeckte ihre Schultern.

Einige Schritte von den beiden entfernt standen in langen Reihen Wagen mit Korn, Holz und allerhand landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Zwischen den Wagen brüllten Ochsen und Kühe, blökten Kälber, wieherten Pferde; die Unterhändler, Vermittler und Verkäufer feilschten schreiend und kreischend mit den Bauern.

In das unentwirrbare Stimmengebraus mischte sich Abels heisere Stimme, der unermüdlich seine alten israelitischen Erzählungen vor sich hinsprach.

„Und als Moses vom Berge Sinai niederstieg, da strahlte von seinem Antlitz ein solches Licht, daß das Volk zu Boden fiel und wie ein Mann ausrief: ‚Moses,

wiederhole uns die Worte des Ewigen!' Und eine große Stille brach ein über Himmel und Erde. Der Donner verstummte, die Blitze erloschen, und die Stürme legten sich, und Moses rief siebzig israelitische Greise zu sich, und als sie ihn umringt hatten wie die Sterne den Mond, begann er dem Volke die Worte des Ewigen zu wiederholen..."

Einige ärmlich aussehende Männer lösten sich von der kreischenden Menge los und gingen an Abel vorbei. Als sie den Namen Moses hörten, blieben sie stehen und blickten auf.

„Was erzählt er denn?"

„Die Geschichte und die Lehre des israelitischen Volkes," erwiderte gemessen Golda.

Bald umringte Abel eine ganze Schar und hörte aufmerksam zu.

Wenige Schritte hinter dieser regungslosen Gruppe wurde eifrig gefeilscht, gezankt, geschrien und gehandelt. Juden und Christen, Frauen und Männer und halbwüchsige Kinder. Hier aber, an der hohen, weißen Mauer, schwiegen die von der schwirrenden Menge losgelösten Menschen, nachdenklich, mit lächelnden Gesichtern, seufzend und stöhnend, und fühlten sich unwillkürlich in eine andere Welt versetzt, in die Welt des Geistes, wo vergessene Bilder auftauchten und Stimmen der uralten, heiligen Vergangenheit erschallten. Abel schien die Verzückung und die Aufmerksamkeit der ihn umgebenden Leute zu fühlen. Die vielen Augen, die auf ihn geheftet waren, erwärmten sein Herz und erhellten sein Gedächtnis.

Unter den roten, zwinkernden Lidern erstrahlten die

Augen, die Fuchsfellmütze verschob sich auf der gefurchten Stirn, und als er das Haupt erhob, da breitete sich der weiße Bart noch weiter aus, fast bis zu den Achseln.

Wie ein alter, halbblinder Sänger sah er aus, der mit seinen Gesängen die Seele des Volkes erfreut und läutert. Mit schleppender, singender Stimme erzählte er verzückt weiter.

Plötzlich starrte Golda unverwandt auf eine Stelle. Eine tiefe Röte überzog ihre Stirn und ihr Gesicht, und auf den ernsten Lippen erblühte ein fast noch kindliches, aber doch bereits leidenschaftliches Lächeln.

Meir trat aus der Menge heraus und ging rasch auf die Gruppe zu. Er sah Golda jedoch nicht. Seine Augen, in denen sich Eile und Unruhe spiegelten, blickten gerade vor sich hin. Er ging an Abel und Golda vorbei, ohne sie zu bemerken, und trat in das Tor des Synagogenhofes.

Auch in dem Hofe drängten sich heute dichte Menschenscharen. Meir eilte auf die dunkle Hütte des Rabbi Todros zu. Dahin drängte auch die Menge der Menschen verschiedenen Alters und verschiedenen Aussehens. Je näher man an die Hütte herankam, um so größer wurde das Gedränge, und in diesem Andrang wurde weniger und leiser gesprochen und man trat behutsam auf.

Hier war kein Lärm, wie auf dem Marktplatz, kein Zanken und Lachen und Herumstoßen. Man sah auch keine leidenschaftlich glühenden Gesichter, keine fiebernden Augen, keine Sucht nach Gewinn. In feierlichem Schweigen, das nur hier und da ein zaghaftes Flüstern

unterbrach, strömte die dichte Menge zu der niederen Lehmhütte.

Einwohner von Szybów sah man hier nicht, oder nur ganz vereinzelt. Die konnten ja jeden Tag sich an der Lehre und am Anblick des Rabbi erfreuen.

Das Volk, das jetzt den Hof belagerte, setzte sich aus den Bewohnern der näheren und ferneren Umgebung Szybóws zusammen.

Wohlhabende Kaufleute und reich gekleidete Männer waren nur in sehr geringer Anzahl vertreten. Die große Mehrzahl bildeten abgehärmte, blasse Gesichter, auf denen man den schweren Kampf ums Dasein, Schmerz und Geduld lesen konnte. Ihre Kleidung war ärmlich und abgetragen.

Dicht vor der Hütte blieb Meir einen Augenblick stehen.

„Wozu soll ich eigentlich zu ihm gehen? Er wird mich doch nicht anhören wollen. Nu," fügte er gleich hinzu, „zu wem sonst aber soll ich hingehen?"

Nach kurzer Überlegung gesellte er sich wieder zu der Menge und trat in die weit geöffnete Tür der schwarzen Lehmhütte. In dem engen Flur hinter der Tür bildeten die Menschen eine feste Mauer, und tiefstes Schweigen herrschte hier, das nur die schweren Atemzüge unterbrachen.

Meir bahnte sich einen Weg durch diese Mauer. Die armen und demütigen Gäste, die vor kurzem in der Küche der Ezofowicz bewirtet worden waren, begrüßten ihn und traten vor ihm zurück. Sie taten es jedoch eilig und zerstreut, denn ihre Blicke starrten regungslos ins Innere der Hütte.

Um zu sehen und zu vernehmen, was dort vorging, stellten sie sich auf die Fußspitzen, reckten die Hälse und öffneten weit die strahlenden, verwunderten, neugierigen und begehrlichen und doch zaghaften Augen. So oft ein Laut der dort geführten Reden zu ihren Ohren drang, erblühte auf ihren welken und blassen Lippen ein glückseliges Lächeln, als wären schon die Worte und sogar der Klang der Stimme des geliebten Meisters duftender Balsam, der alle Wunden ihres Lebens heilen könnte.

In der Tiefe der Hütte saß Isaak Todros auf einer Bank. Nichts an ihm verriet den festlichen Tag. Er trug das alltägliche lange, abgenützte, zerrissene Gewand; seinen Kopf bedeckte eine ausgewetzte Mütze, die derart nach rückwärts geschoben war, daß die gelbe, von dichtem, rabenschwarzem, nur leicht ergrauendem Haar umrahmte Stirn ganz hervortrat.

Er saß regungslos, wie gewöhnlich, und ließ nur seine schwarzen Augen über die Gesichter und die Gestalten der menschlichen Wesen schweifen, die an die gegenüberliegende Wand geschmiegt ihre frommen, furchtsamen, flehenden Blicke zu ihm erhoben.

Zwischen dem gebeugten, regungslosen Rabbi und den Menschen, denen es schon vergönnt war, vor sein Antlitz zu treten, war ein Zwischenraum von einigen Schritten, den niemand ohne ausdrücklichen Befehl zu überschreiten gewagt hätte...

Am Herde saß auf dem schmutzigen Boden der treue Schüler und Diener des Rabbi, der Melamed über allen Melameds, der fromme und kluge Reb Mosche.

In seinem groben Hemde, das eine Schnur umgürtete, kauerte er auf den bloßen Fersen, legte immer neue Holzscheite ins Feuer und schüttete getrocknete Kräuter in Gefäße mit kochendem Wasser.

Wer seiner Meinung und seinem Willen nach an der Reihe war, sich dem Meister zu nähern, den rief er auf. Jetzt wies er mit seinem dicken, schwarzen Finger auf die an der Wand zusammengedrängten Menschen hin und rief mit heiserer Stimme:

„Schimschel, der Pächter!"

Ein kleiner, magerer, rothaariger Mann trat aus der Menge in die Mitte der Stube und neigte sein weißes, sommersprossiges Gesicht fast bis zum Boden.

„Den Weisen begrüßend, begrüßen wir die Herrlichkeit des Ewigen!"

Nicht nur seine Stimme zitterte, sondern auch seine Hände, und die Schultern zuckten, und als er sein Antlitz erhob, da irrten seine Augen unruhig und wirr, dem Wahnsinn nahe, in der Stube umher.

Isaak Todros saß wie versteinert. Nur seine Augen durchbohrten den vor ihm stehenden erregten und tiefergriffenen Menschen. Der Mann konnte keine Worte finden und schwieg, bis der Weise mit rauher, schleppender Stimme brummte:

„Nun!"

Schimschel zog den Kopf zwischen die Schultern.

„Nassi! möge dein Licht meine Finsternis erleuchten! Rabbi! Ich habe eine große Sünde begangen, und mein Herz zittert vor Schreck, da mein Mund vor dir die Sünde aussprechen soll! Nassi, ich bin ein unglücklicher Mensch... Meine Frau Rifka hat

meine Seele für ewig verloren, und nur du, Rabbi, kannst mich lehren, wie ich sie von dieser großen Sünde reinwaschen soll."

Hier stotterte der demütige Büßer und schöpfte erst nach einem Augenblick wieder Mut und Kraft.

„Rassi! Ich und meine Frau Rifka und unsere Kinder setzten uns vorigen Freitag zum Sabbatmahle nieder. Auf einem Tische stand die Schüssel mit Fleisch, auf dem andern ein Topf mit Milch, die mein Weib für die kleinsten Kinder bereitet hatte. Mein Weib Rifka schöpfte die Milch aus dem Topfe und goß sie mit dem Löffel den kleinsten Kindern in die Schüsseln. Und als sie dies tat, da erzitterte ihre Hand, und ein Tropfen Milch fiel vom Löffel auf das Fleisch in der Schüssel... Aj, waj! So ein dummes Weib! Was hat sie getan? Sie hat das Fleisch trefe, sie hat es unrein gemacht."

Wieder stockte der zaghafte Simson in seiner Rede, und ohne die leiseste Regung, ohne mit der Wimper zu zucken, fragte der Weise: „Nu, und was hast du mit dem Fleische gemacht?"

Tief senkte der Befragte sein Haupt.

„Rabbi, ich habe davon gegessen, und meine Frau und auch meine Kinder haben davon gegessen."

Die Augen des Rabbis sprühten Funken.

„Warum hast du diese Unreinheit nicht auf den Mist geworfen?" schrie er. „Warum hast du mit dieser Abscheulichkeit deinen Mund und deine Kinder beschmutzt?"

Nach kurzem Schweigen erwiderte Simson demütig:

„Rassi, ich bin sehr arm, ich habe eine ärmliche

Schenke in Pacht und wenig Verdienst. Und dabei, Nassi, sechs Kinder und einen alten Vater, der bei mir wohnt. Und zwei verwaiste Enkelkinder! Rabbi, es wird mir schwer, mich und meine Familie zu ernähren, und nur einmal in der Woche, am heiligen Sabbatabend, essen wir Fleisch. Das koschere Fleisch ist teuer... so kaufe ich jeden Freitag drei Pfund, und von diesen drei Pfund essen wir elf und stärken unsere Kräfte. Rabbi! Ich wußte, daß wir die ganze Woche nur Brot, Zwiebel und Gurken verzehren würden... Da tat es mir leid um das Fleisch, und ich aß es, obwohl ein Tropfen Milch darauf gefallen war, und gestattete es auch meiner Familie..."

So jammerte er und klagte sich selbst an, und der Meister hörte ihm zu, mit finsterem und drohendem Gesicht.

Dann begann er zu sprechen, zornig und entsetzt, doch seine Gestalt blieb steif und unbeweglich. Nur den Hals streckte er vor und durchbohrte mit feurigen und drohenden Blicken den Büßer.

„Deine Sünde ist ungeheuer vor dem Antlitz des Herrn! Du hast um deiner Gier willen das Bündnis gebrochen, das Jehova mit seinem erwählten Volke geschlossen, du hast eines der 613 Gebote übertreten, welche jeder rechtgläubige Israelit befolgen muß, und hast verdient, daß dich der Fluch treffe, den Eliseas gegen die ihn verfolgenden Knaben geschleudert, den Josua Nawi auf die Stadt Jericho geschleudert! Weil aber nur dein Körper gesündigt hat, deine Seele jedoch dem Glauben an die Heiligkeit des Verbots, Fleisch mit Milch zu genießen, treu geblieben

und du in großem Leid zu mir gekommen bist und dich vor mir gedemütigt hast, so verzeihe ich dir deine ungeheure Sünde und befehle nur, daß du und deine Frau und deine Kinder vier Wochen lang weder Fleisch noch Milch genießet, und das Geld, das ihr dafür ausgeben würdet, an die Armen verteilt. Und wenn die vier Wochen vergangen sein werden, dann werden eure Seelen gereinigt sein von dem großen Schmutz, der sie jetzt bedeckt, und ihr werdet unter euren israelitischen Brüdern in Frieden und Frömmigkeit weiter leben. Rufet: So soll es geschehen!"

„So soll es geschehen!" ertönten im Chor die Stimmen der in der Hütte Anwesenden und der draußen Weilenden.

Von der furchtbaren Last der Gewissensbisse befreit, obwohl andererseits das Fastengebot ihn hart traf, kehrte der kleine, rothaarige Simson mit Freudentränen in den Augen und dankbarem Flüstern auf den Lippen in den Flur zurück und verschwand.

Darauf rief Reb Mosche:

„Reb Gerson, der Melamed!"

Auf diesen Ruf trat ein gebeugter, untersetzter Mann mit finsterem, nachdenklichem Gesicht aus der Menge vor. Ein Kollege Reb Mosches, der geistige Führer der israelitischen Kinder eines benachbarten Städtchens.

Ein dickes, aufgeschlagenes Buch in beiden Händen, blieb er in der Mitte der Stube stehen und begrüßte den Meister in üblicher Weise. Dann begann er:

„Rabbi, meine Seele war vor zwei Tagen in großer Bedrängnis. Meine Schüler haben in dem heiligen Buche gelesen, daß die Abendgebete bis zum Ende der

ersten Wache zu verrichten seien. ‚Nu,‘ fragten mich meine Schüler, ‚was ist denn die erste Wache? Wer wacht vor wem und wo?‘ Als sie mich dies fragten, verstummten meine Lippen. Und warum wohl? Weil ich nicht wußte, was ich antworten sollte. Zu dir, Rabbi, komme ich jetzt, daß du in meinen schwachen Verstand einen Lichtstrahl deiner Weisheit gießest. Sage mir, Rabbi, welches sind die Wachen, nach denen jeder Israelit die Länge seiner Gebete bemessen soll? Wo und vor wem stehen sie, und was soll ich hierüber meinen Schülern sagen?"

Der Mann schwieg. Die Versammelten hefteten mit außerordentlicher Neugier ihre Augen auf den Weisen.

Isaak Todros erwiderte:

„Und was können das wohl für Wachen sein, nach denen du mich fragst? Engelswachen sind es. Und wo halten die Engel Wacht? Im Himmel. Und vor wem halten sie die Wachen? Vor dem Throne des Ewigen. Wenn der Tag zur Neige geht und die Dämmerung einbricht, teilen sich die Engel in drei große Chöre. Der erste Chor tritt vor den Thron des Ewigen und hält Wache bis zur Mitternacht; das ist die Zeit der Verrichtung der Abendgebete. Der zweite Chor kommt um Mitternacht und hält Wacht bis zum Morgengrauen. Und beim Morgengrauen, wenn man die weiße Farbe von der hellblauen unterscheiden kann, kommt der dritte Chor; das ist die Zeit der Morgengebete."

Der Weise schwieg. Die Versammelten brachen in Laute des Entzückens aus.

Der Melamed Gerson rührte sich jedoch nicht und

begann, den Blick auf das geöffnete Buch gerichtet, abermals:

„Rabbi, laß noch einen Strahl deiner Weisheit in meinen schwachen Verstand fallen und zerstreue die Zweifel, die meine Seele umgarnen. In der Nähe des Städtchens, in dem ich wohne, steht das Haus eines reichen Herrn. Dorthin gehen manchmal einige meiner Schüler und hören dort verschiedene Dinge. Einmal erzählte einer im Städtchen, er hätte gehört, wie man in jenem Hause davon gesprochen, woher der Donner komme. Man sagte, daß der Donner vom Himmel herabfalle, wenn zwei Wolken einander begegnen und eine Kraft aus sich entströmen lassen, welche Elektrizität heißt. Ich habe von solcher Kraft nie gehört und weiß nicht, ob es wahr ist..."

Während Gersons Rede machte der bis jetzt regungslose Rabbi einige unwillige Gebärden, und über seine schmalen, strengen Lippen flog ein spöttisches Lächeln.

„Das ist nicht wahr. So eine Kraft gibt es nicht auf der Welt, und nicht aus ihr entsteht der Donner. Als der römische Kaiser den Tempel zerstörte und das israelitische Volk sich über die ganze Erde zerstreute, da rollte der Donner über die Welt. Und woher kam er? Aus der Brust Gottes selbst kam er, der über die Trümmer seines Tempels und über das Elend seines Volkes laut weinte. Und jetzt weint Gott der Herr oft um die Herrlichkeit seines Tempels und um das entschwundene Glück seines Volkes. Und wenn er weint, dann dringt sein Schluchzen als großer Donner über die ganze Welt, und seine Tränen fallen ins Meer und sind so groß, daß das Meer von ihnen

anschwillt und die Erde erschüttert, aus der zitternd Feuer losbrechen.

„Jetzt habe ich es dir gesagt, woher der Donner kommt und die großen Erschütterungen der Erde. Gehe in Frieden und lehre deine Schüler die Worte, die du von mir gehört."

Mit demütiger Verbeugung und dankbaren Worten entfernte sich der Melamed.

Reb Mosche rief:

„Chaim, der Pächter aus Kamionka und sein Weib Malka..."

Ein Mann und ein Weib traten vor. Die Frau hielt in den Armen ein blasses, abgezehrtes Kind. Sie warfen sich dem Rabbi zu Füßen, streckten ihm das in Lumpen gehüllte, leise wimmernde Kind entgegen und flehten ihn an, das Kind von seiner schweren Krankheit zu heilen.

Todros neigte sich über das kleine, blasse Gesicht und blickte es scharf und aufmerksam an.

Reb Mosche saß am Herde, rührte die kochenden Kräuter und wartete auf die Befehle des Meisters.

So traten die Anwesenden der Reihe nach vor den geliebten Lehrer, Weisen, Arzt und Propheten und richteten an ihn die verschiedensten Fragen und Bitten.

Da war ein betrübter Ehemann, der seine junge, blühende Frau mitgebracht hatte und den großen Rabbi bat, an ihr die „Gottesprobe" vorzunehmen, durch Vermittlung des „Wassers der Eifersucht". Wenn sie schuldig war, mußte die der ehelichen Untreue verdächtige Frau nach dem Trinken sofort sterben, und

wenn sie zu unrecht verdächtigt wurde, erblühte sie in doppelter Schönheit und Gesundheit.

Ein anderer fragte, was zu tun sei, wenn die Stunde des Gebets den Menschen auf der Reise treffe und er sein Antlitz nicht nach Sonnenaufgang wenden könne, wie es geboten ist, weil von jener Seite der Wind eine große Staubwolke ihm in die Augen wirble.

Andere fragten, über ihre Not und ihr Elend jammernd und klagend, wann denn endlich der freudige Tag des Messias kommen werde, der Tag der Erlösung, der Ruhe und der Befriedigung.

Die Mehrzahl der hier versammelten Leute verlangten jedoch nichts und nur deshalb drängten sie sich hier, um dieselbe Luft atmen zu können, wie der angebetete Weise, um sich an seiner Stimme zu berauschen und ihre Augen an dem Lichte zu ergötzen, das von ihm ausströmte.

Rabbi Isaak Todros wies niemanden von sich und verrichtete seine Aufgabe ernst, eifrig und geduldig. Er tadelte, erklärte, erzählte, bestimmte die Buße und verordnete Arzeneien.

Er liebte das Volk, dessen schmerzliche Klagen und Bitten seine ernsten Augen mit Tränen füllten. Manchmal rann ihm der Schweiß von der bleichen Stirne, und die ermüdete Brust atmete tief und schwer.

Er arbeitete hart, er arbeitete mit den Gedanken, dem Gedächtnis, der Phantasie und dem ganzen Körper, mit tiefem Pflichtgefühl, mit inbrünstigem Glauben an die Heiligkeit und die Wirksamkeit seiner Mühe, mit der größten Uneigennützigkeit des Menschen, der für sich nichts weiter brauchte, als die schwarze, von

den Ahnen ererbte Lehmhütte, die dürftige tägliche Nahrung, die ihm treue Hände reichten, und dieses abgetragene, schmutzige Gewand, das seit Jahrzehnten seinen mageren Körper bedeckte.

Über den Synagogenhof lief jetzt eilig Ber, Sauls Schwiegersohn. Offenbar suchte er jemand in der Menge, denn er musterte aufmerksam die Leute und drängte sich dann in den überfüllten Flur. Als er auf der Schwelle Meir erblickte, zerrte er ihn am Rockärmel. „Komm von hier fort!" flüsterte er ihm ins Ohr.

„Ich kann nicht. Ich habe ein wichtiges Anliegen an den Rabbi und werde warten, bis die Leute auseinander gehen, um dann mit ihm zu sprechen."

„Komm," wiederholte Ber und erfaßte Meir am Arm. „Komm, wenn du willst, kannst du ja später zurückkehren, sobald die Leute fort sind... ich weiß aber, du wirst es nicht wollen."

Sie traten aus der überfüllten Hütte. Eilig und schweigend führte Ber seinen Gefährten nach einer entlegenen Stelle des Hofes, wo es ganz leer war. Hier waren sie durch die Mauer des Bet-ha-Midrasch von dem feilschenden Gewühl auf dem Marktplatz und von der Menge an der Hütte des Rabbis getrennt und konnten sicher sein, daß niemand sie belauschte.

Meir lehnte sich an die Mauer des Gebäudes. Ber stand vor ihm und betrachtete ihn schweigend.

Entschwundene und übermächtig gedämpfte Sehnsucht und tiefes, unerfülltes Verlangen zeichneten sich auf Bers schmalen Lippen, die ein Gepräge steinerner Resignation trugen.

„Meir," begann er endlich, „dein Großvater Saul

hatte vor einer Stunde eine lange Unterredung mit seinem Sohne Abraham. Er verließ seine Gäste, um mit ihm zu sprechen, und hieß mich der Unterredung beiwohnen. Er wollte, daß seine Worte und das Gewissen seines Sohnes an mir einen Zeugen hätten. Sei ganz beruhigt, Meir, dein Oheim wird keinen Anteil an der großen Sünde und der Schande haben, die bald kommen werden..."

„Die kommen werden," unterbrach ihn Meir erregt. „Sie werden nicht kommen! Ich werde es verhindern!"

Ein trauriges Lächeln überflog Vers Lippen.

„Du wirst es verhindern? Wie willst du das machen? Ich dachte mir, daß du es dem Rabbi erzählen wolltest, und suchte dich, um dich zu warnen und das Unglück von dir fern zu halten. Du meinst, wenn du dem Rabbi die ganze Angelegenheit erzählst, dann wird er gleich aufspringen und schreien und diese häßlichen Dinge verbieten. Wenn er es täte, dann würden ihm wohl alle gehorchen, das ist wahr — er wird es aber nicht tun."

„Warum nicht?" rief Meir.

„Weil er von solchen Dingen nichts versteht ... Wenn du ihm von Brennereien, von Abgaben und Steuern, von Herrschaftsgütern und den Absichten schlechter Leute gegen Hab und Gut der Besitzer zu erzählen anfängst, so wird er dich mit großen Augen anstarren und wird dich anhören wie ein Tauber, weil er nichts von alledem versteht, weil für ihn außerhalb der Bücher, aus denen er seine Weisheit schöpft, die ganze Welt wie eine unerforschte, dunkle Wüste ist."

Meir senkte sein Haupt.

„Ich fühle, daß du die Wahrheit sagst; und doch, wenn ich ihn fragen würde, ob es erlaubt sei, um eigenen Vorteils willen einem unschuldigen Menschen Unrecht anzutun?"

Ber erwiderte:

„Er würde dich fragen: ‚Wer ist dieser unschuldige Mensch? Ein Israelit, oder ein Edomite?'"

„Ein Edomite!" klang es wie ein Echo von Meirs Lippen.

Er besann sich und zuckte die Achseln, wie wenn er sich innerlich über etwas wunderte.

„Ber! Hassest du die Edomiten?"

Ber schüttelte verneinend den Kopf.

„Der Haß tut den Herzen weh... Ja, einst... als ich jung war... wollte ich sogar zu ihnen hingehen und ihnen zurufen: Rettung! Jetzt bin ich froh, daß ich es nicht getan habe und bei den meinigen geblieben bin. Aber ich trage keinen Haß gegen sie im Herzen."

„Auch ich nicht," bestätigte lebhaft Meir. „Glaubst du, daß Kamionker sie haßt?"

„Nein, er schröpft sie bloß und verachtet sie, weil sie ihre Geschäfte nicht überwachen und zulassen, daß er sie betrügt."

„Und Todros, haßt er sie?"

„Ja," bestätigte energisch Ber. „Todros haßt sie. Und warum haßt er sie? Weil er nicht in derselben Zeit lebt, wie wir alle... er lebt immer noch in jenen Zeiten, wo der römische Kaiser den Tempel von Jerusalem zerstörte und das Volk Israel aus Palästina

vertrieb. Und die Juden auf Scheiterhaufen verbrannt und über die ganze Erde zerstreut wurden. Er atmet, ißt und lebt jetzt, aber er denkt und fühlt, wie vor zweitausend und tausend Jahren. Er weiß nichts davon, daß seit dem Tode seines Ahnen Todros, der aus Spanien hierhergekommen, viele, viele Jahre dahingeflossen sind wie ein breiter, reißender Strom, und daß kluge und gute Leute diesen Strom hinabgeschwommen sind, die der Welt kluge und gute Dinge brachten, daß seit jener fernen Zeit die Welt sich geändert hat und die Menschen, die sich gegenseitig haßten und verfolgten, sich die Hände zur Versöhnung gereicht haben... Er weiß gar nichts davon, was auf der Welt vorgeht... Nu, wie soll er's wissen? Seit seiner Geburt ist er nie aus Szybów herausgekommen, und seine Augen haben nie andere Bücher gesehen, als die von Großvätern und Urgroßvätern ererbten, und keine Menschen eines anderen Stammes, als des Volkes Israel."

„Dann hat es wohl keinen Zweck, zu ihm hinzugehen..." erwiderte Meir nach langem Sinnen.

„Um dir das zu sagen, suchte ich dich... Und wenn du Kamionker vor ihm anklagen würdest, dann würde dieser ihn zur Rache gegen dich drängen, wie schon jetzt Reb Mosche es tut. Meir! Sei du vorsichtig! Dein Verderben ist nah'. Fliehe davor."

Meir erwiderte nichts auf diese Warnung, sondern sagte: „Ich wundere mich zwar darüber, glaube aber doch, daß in diesem dummen, schlechten und rachsüchtigen Menschen eine große Seele wohnt... Er ist sehr geduldig. Tag und Nacht sitzt er über seinen Büchern...

Er ist mitleidig, seine Augen füllen sich mit Tränen, wenn arme Leute vor ihm klagen und weinen... Alle läßt er vor sein Antlitz treten, belehrt und tröstet jeden... Für sich verlangt er nichts und glaubt so fest... Ber, so fest..."

Ber lächelte.

„So sprichst du, Meir, vom Rabbi, — aber was denkst du von dem armen Volke, dessen Körper vor Hunger verdorrt, dessen Kopf tief gebeugt ist vor schmerzlichen Sorgen und der Verachtung, die seit zweitausend Jahren auf ihm lastet, und das wie der Durstige zur Quelle zum Strome der Weisheit eilt, um daraus zu trinken? Frage nicht darnach, ob diese Weisheit wahr oder falsch ist, sondern siehe, wie das Volk in Armut, Elend und Not lebend nach dieser Weisheit schmachtet... Und wie es seine Meister verehrt und treu festhält an dem, was ihm heiliges Gesetz ist. Glaubst du nicht, daß dieses dumme, habgierige und schmutzige Volk eine große Seele in sich trägt?"

Meir erhob das Haupt. Tiefe Röte bedeckte seine Stirn.

„Israel trägt eine große Seele in sich, und ich liebe es mehr als meinen Frieden, mehr als mein Glück, und mehr als mein Leben... Nu!..."

Er zögerte, erfaßte dann mit heftiger Bewegung Bers Arm und fragte:

„Ich weiß, was dem Todros fehlt, um mit seiner großen Seele auch ein großer Mensch zu sein, und was dem Volke Israel fehlt, um seine Größe vor der Welt zu zeigen... Ihre Gedanken und ihr Gedächtnis müssen sich von den vergangenen Zeiten los-

machen, in denen sie stets verweilen, und sich dem Geist der neuen Zeit zuwenden, der jetzt über die Welt gekommen; und Sar-ha-Olam, der Engel der Erkenntnis, welcher der Fürst der Welt ist, muß ihre Häupter mit seinen Flügeln berühren."

Meirs Augen brannten, und das Gesicht war blaß. Bers Stirn faltete sich in tiefe Runzeln, seine Lippen zitterten.

„Komm' nach Hause, Meir, dein Großvater Saul wird sich bald mit seinen Gästen an den Tisch setzen und wird böse sein, wenn er dich nicht sieht. Schon hängt ein schweres Gewitter über deinem Haupte. Hanna Witebska hat die Verlobungsgeschenke zurückgebracht, hat dem Sejde vor seinen Gästen viele unangenehme Dinge gesagt und die Verlobung gelöst."

Gleichgültig wehrte Meir ab.

„Ich habe es so gewollt. Den Großvater werde ich um Verzeihung bitten... Mein Kopf kennt jetzt nur den einen Gedanken, — zu wem ich jetzt noch gehen soll..."

„Wie bist du doch eigensinnig," bemerkte Ber.

Sie schritten jetzt dem Hoftor zu.

Ber blieb plötzlich stehen.

„Meir, geh' du nur nicht zu den Beamten."

Meir strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich würde zu ihnen hingehen, aber Angst packt mich. Wenn sie die Wahrheit entdecken, dann werden sie Kamionker schwer strafen, und auch die Unglücklichen, die er bestochen hat. Arme, törichte Leute. Sie tun mir leid..."

Er schwieg plötzlich und starrte auf eine Stelle.

Über den schon halb leeren Marktplatz fuhr ein leichter Wagen, mit vier rassigen Pferden bespannt. Ein junger, vornehm gekleideter Mann lenkte das Gefährt.

Der Wagen hielt vor Kamionkers Behausung.

„Ber! siehst du? der Gutsbesitzer Kamionski!"

Schon neigte sich die Sonne gegen Westen, als eine lebhaft und heiter plaudernde Männergruppe auf den Gang des Hauses der Ezofowicz trat.

Es waren Sauls Gäste, die er an seiner Tafel reich bewirtet hatte und die sich jetzt bei ihm für diese Gnade bedankten und sich von ihm verabschiedeten. Dann bestiegen sie die bereitstehenden Wagen und blickten noch lange nach dem freundlichen Wirt des Hauses zurück.

Das Treiben auf dem Marktplatz nahte schon seinem Ende. Dagegen füllten sich die drei Herbergen am Platz mit lärmenden, schreienden Menschen. Die dunklen Einfahrten waren mit Wagen und Pferden überfüllt. Die Bauern tranken und tanzten und zankten in den großen Schankstuben.

Am geräuschvollsten und am lustigsten ging es in Kamionkers Schenke zu. Hier strömten die meisten Menschen zusammen. Der gewandte Kaufmann hatte nämlich einige benachbarte Brennereien und viele Schenken der Umgegend in Pacht, und eine ganze Armee von Schankwirten war ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Das Schicksal Hunderter von Bauern, Tausender von Bauernfamilien hielt Kamionker durch sie in der

Hand, wobei ihn die Kreide seiner Unterpächter und Schankwirte unterstützte, die von ihm eine Aufbesserung erhofften oder die Vernichtung ihres elenden, mühseligen Daseins fürchteten.

Kamionker selbst zeigte sich der bei ihm versammelten Menge nicht.

Die Bewirtung besorgte seine Frau Jenta; sie stellte Krüge, Flaschen und Becher auf die Tische. Die zwei häßlichen, kräftigen Töchter halfen ihr, indem sie an einem Ende des Tisches Kuchen, Semmeln und Heringe feil hielten.

Reb Jankel, dem man den großen Unternehmer und Besitzer großer Kapitalien nicht angesehen hätte, stand in seinem schäbigen, bis zum Boden reichenden Kaftan an der Schwelle des einen Gastzimmers.

Sein Gast, der Gutsbesitzer Kamionski, saß dort auf einem gelben Sessel, rauchte eine Zigarre und betrachtete ihn halb scherzhaft und halb nachdenklich.

Es fiel ihm nicht ein, den sommersprossigen, rothaarigen Juden aufzufordern, daß er näher trete und sich in seiner Gegenwart setze. Auch Reb Jankel dachte nicht daran, sich in Gegenwart des Edelmanns zu setzen oder an ihn heranzutreten.

Er dachte nicht daran, denn die demütige Haltung vor großen Herren war ihm eine von Großvätern und Vätern vererbte Gewohnheit. Gleichwohl zuckten seine Augen unwillig und boshaft, so oft der Gutsbesitzer seine Blicke wegwandte.

Ohne sich richtig Rechenschaft darüber abzulegen, fühlte er doch, wie zu seinem im täglichen Leben so stolzen Herzen ätzender Geifer drang, er empfand die

Verachtung, mit der man ihm begegnete, und sie erzeugte in seinem schlechten Herzen Haß und Rache.

„Du langweilst mich, mein lieber Jankel, mit deinem ewigen Feilschen und deinen Verträgen," sagte nachlässig der Gutsbesitzer Kamionski. „Ich bin bei dir für einen Augenblick abgestiegen, um die Pferde rasten zu lassen, und gleich hast du mich eingefangen..."

Reb Jankel verneigte sich rasch.

„Ich bitte den gnädigen Herrn vielmals um Entschuldigung," sagte er lächelnd. „Aber die herrschaftliche Brennerei wird in einem Monat eröffnet, und ich wollte mir das Vorrecht sichern..."

„Gut, gut," erwiderte Kamionski. „Warum sollte ich dir das Vorrecht nicht geben, da du seit drei Jahren meine Brennerei in Pacht hast... Aber wozu diese Eile?... Wir haben ja noch einen Monat Zeit."

„Was schadet's, bei Zeiten ans Geschäft zu denken? Ich kaufe schon die Ochsen zusammen. Bei der Brennerei des gnädigen Herrn kann man hundert Ochsen aufstellen. Hundert Ochsen! Das ist kein Spaß. Ich kann so viel Geld nicht anlegen, ohne die Sicherheit vom gnädigen Herrn zu haben. Wenn der gnädige Herr gestatten, komme ich morgen aufs Gut, und wir setzen den Vertrag auf..."

Der junge Mann erhob sich.

„Gut, komm' nur..."

Er wollte noch etwas hinzufügen, als hinter Reb Jankels Rücken langsam und mit zaghafter Hand die Türe geöffnet wurde; Meir trat ins Zimmer, verwirrt, die Augen in Flammen.

Bei seinem Anblick sprang Reb Jankel instinktiv

einige Schritte zurück. In seinem weißen, sommersprossigen Gesicht zuckte Überraschung und Angst.

„Was willst du hier? ..." Die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken.

Der Gutsbesitzer dagegen blickte den Eintretenden gleichgültig an und fragte:

„Was willst du denn, mein Lieber? Hast du ein Anliegen an mich?"

„Ja, an den gnädigen Herrn," kam es flüsternd zurück.

Meir trat einige Schritte vor. Jankel vertrat ihm jedoch den Weg.

„Erlauben ihm der gnädige Herr nicht zu sprechen," schrie er. „Gestatten ihm der gnädige Herr nicht, den Mund aufzutun. Das ist ein sehr schlechter Mensch... Er mischt sich in alles..."

Der Gutsbesitzer schob den fieberhaft gestikulierenden Jankel beiseite.

„Laß ihn doch reden. Wenn er ein Anliegen an mich hat, warum soll er es nicht vorbringen?"

Bei diesen Worten blickte der Gutsbesitzer Meir aufmerksam an. Sein Gesicht und seine Gestalt schienen ihn zu interessieren.

„Der gnädige Herr kennen mich nicht, aber ich kenne den gnädigen Herrn..." begann Meir mit leiser, tiefer Stimme.

„Weshalb sollte der gnädige Herr auch so einen Lumpen wie dich kennen?" versuchte Jankel wieder, ihm in die Rede zu fallen.

Der Gutsbesitzer machte eine Bewegung, die ihm Schweigen gebot.

„Ich habe den gnädigen Herrn oft bei meinem Groß-vater, Saul Ezofowicz, gesehen, dessen Sohn Rafael bei dem gnädigen Herrn immer das Getreide kauft."

„Du bist also ein Enkel des alten Saul?"

„Jawohl."

Meir sprach in gebrochenem, aber ganz verständ-lichem Polnisch. Im Hause des Großvaters hörte er oft die Gutsbesitzer der Umgegend in dieser Sprache reden, und auch der alte Edomite, zu dem er in die Lehre gegangen war, hatte Polnisch gesprochen.

„Hat dich Rafael zu mir geschickt?"

„Nein, ich bin von selbst gekommen."

Er schwieg einen Augenblick, wie um Kraft und Mut zu sammeln.

„Ich bin hergekommen, um den gnädigen Herrn vor einem großen Unglück zu warnen, das schlechte Menschen herbeiführen wollen."

Jankel sprang vor und wollte ihn, die Arme aus-breitend, von Kamionski trennen.

„Wirst du wohl schweigen! Wozu willst du dem gnädigen Herrn den Kopf beschweren mit deinem dummen Geschwätz?"

Sich zu dem Gutsbesitzer wendend, sagte er ver-zweifelt:

„Das ist ein Verrückter, äh Mischugener, äh Lump!..."

Diesmal stieß Meir ihn zur Seite und begann mit fiebernden Augen und heftigen Atemzügen:

„Dieser Mensch läßt mich nicht reden, deshalb will ich dem gnädigen Herrn schnell alles sagen. Trauen der gnädige Herr ihm nicht, er ist ein sehr schlechter Mensch und dem gnädigen Herrn sein Feind... Er

wird ihm ein großes Unglück bringen... Nehme der gnädige Herr sich vor ihm in acht und behüte er sein Haus wie seinen Augapfel... Ich bin kein Angeber und bin deshalb hierhergekommen, um dem gnädigen Herrn alles in seiner Gegenwart zu sagen... Er wird sich an mir rächen. Meinetwegen... ich mußte so handeln, wie jeder rechtgläubige Israelit gehandelt hätte... denn geschrieben steht: ‚Möge der Fremde zwischen euch leben, als wäre er vom Stamme Israel geboren.‘ Und an einer anderen Stelle steht geschrieben: ‚Wenn du schweigen wirst, dann wird das Unglück Israels auf dein Haupt zurückfallen!‘“

Die Stimme versagte ihm in der Brust. Er zitterte am ganzen Körper. Das Feuer der Begeisterung kämpfte schmerzlich mit geheimer Furcht.

Kamionski betrachtete ihn mit Interesse und Verwunderung. Er war so gewohnt, beim Anblick der Juden zu lächeln, daß selbst Meirs bebende Gestalt, seine rätselhaften Worte und seine Zitate ihn eigentlich mehr belustigten, als beunruhigten.

„Wie ich sehe,“ sagte er, „hat der alte Saul einen gelehrten Enkel, der in der heiligen Schrift bewandert und mit Sehergabe bedacht ist. Doch erkläre mir, mein junger Prophet, deutlicher, was für ein Unglück mir eigentlich droht? Und warum dieser ehrliche Jankel, der seit drei Jahren ein guter Bekannter von mir ist, plötzlich in Feindschaft gegen mich entbrannt sein soll?“

Jankel stand jetzt dicht neben Kamionskis Sessel und flüsterte in demütiger Haltung, mit einem süßen Lächeln auf den Lippen:

„Das ist ein Verrückter. Er denkt immer, er sei ein Prophet. Und sagt allen Leuten die verschiedensten Dinge voraus. Und auf mich ist er böse, weil ich ihn auslache und über ihn spotte…"

„Na, dann werde ich mich nicht über ihn lustig machen, sonst wird er noch auf mich böse," erwiderte der Gutsbesitzer und fragte neugierig, sich zu Meir wendend:

„Was für ein Unglück kann mich also treffen? Sage es klar und offen heraus. Und wenn du die Wahrheit sagst, werde ich dir sehr dankbar sein."

Meir erwiderte:

„Der gnädige Herr verlangen von mir eine sehr schwierige Sache… Ich dachte, der gnädige Herr werden aus den wenigen Worten alles begreifen… Mir fällt es schwer, darüber zu sprechen."

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der Schweißperlen standen.

„Will der gnädige Herr mir versprechen, daß, wenn ich das schreckliche Wort ausspreche, es in sein Ohr fallen wird wie der Stein ins Wasser, und daß er dieses Wort nicht vor Gericht wiederholen wird, sondern es nur zu eigenem Nutzen gebrauchen? Will mir der gnädige Herr sein Wort geben?"

Meir wurde immer bleicher.

„Ich gebe dir mein Ehrenwort," entgegnete lächelnd Kamionski, „daß deine Worte in mein Ohr fallen werden wie der Stein ins Wasser."

Die brennenden Augen Meirs wandten sich jetzt zu Jankel. Seine Lippen konnten nicht eine Silbe hervorbringen.

Die heftige Erschütterung Meirs benützend, warf Jankel sich plötzlich auf ihn und drängte ihn mit aller Gewalt gegen die Tür.

„Wozu kommst du in mein Haus, um meinen Gast mit deinem dummen Geschwätz zu belästigen? Das ist ein erlauchter Gast... ein großer Herr, mit dem ich schon drei Jahre lang Geschäfte mache und in Freundschaft lebe... Geh' fort von hier, fort! Geh'!..."

Meir versuchte, sich den an ihm zerrenden Händen zu entwinden, doch obgleich er größer und stärker war als Jankel, konnte er gegen dessen Gewandtheit und Geschmeidigkeit nicht aufkommen. So ringend, näherten sich beide der Tür. Kamionski sah lachend diesem Kampfe zu. Über dem Haupt und den Schultern des zappelnden Jankel erhob sich Meirs blasses Gesicht, das sich plötzlich mit flammender Röte überzog.

„Lachen Sie nicht, gnädiger Herr, Sie wissen nicht, wie schwer es mir wird, zu sprechen... Behüten Sie Ihr Haus vor Feuer!"

Beim letzten Wort verschwand er von der Schwelle, und Jankel schlug atemlos und ermattet hinter ihm die Türe zu.

Kamionski lachte noch immer. Dieser Ringkampf des kleinen, rothaarigen Jankel mit dem großen, kräftigen Jüngling, der nur vor Aufregung sich nicht wehren konnte, hatte ihn sehr belustigt.

„Erkläre mir jetzt endlich, was das alles zu bedeuten hat?"

„Ach, was das zu bedeuten hat?" wiederholte Jankel, der dem Anschein nach die volle Ruhe wiedergewonnen hatte. „Das war eine Dummheit, für die ich den

gnädigen Herrn vielmals um Verzeihung bitte, weil ihm so etwas in meinem Hause widerfahren mußte. Das ist ja ein Wahnsinniger... Ein sehr schlechter Mensch, der aus lauter Schlechtigkeit verrückt geworden ist..."

„Hm! verrückt sieht er eigentlich nicht aus. Er hat ein schönes, verständiges Gesicht."

Jankel entgegnete nicht mehr darauf und begann gleich wieder von der Pacht der Kamionskischen Brennerei zu sprechen.

In Kamionski hinterließ dieser ganze Auftritt nur Heiterkeit und Verblüffung. Er stand jetzt auf, blickte nach der untergehenden Sonne und sagte:

„Oh, wie lange habt Ihr mich aufgehalten! Ich muß noch aufs Nachbargut."

Dann nickte er Jankel zu, bestieg seinen Wagen und sagte zum Kutscher:

„Fahr' zu!"

Im Westen erloschen langsam die glühenden Wolken. Die durchsichtige Dämmerung des Augustabends senkte sich über das Städtchen und erfüllte das Empfangsgemach der Ezofowicz mit grauen Schatten.

Hier ließen sich jetzt lärmende und zankende Stimmen vernehmen, am lautesten und heftigsten erklang Reb Jankels Stimme.

Die Mitglieder der Familie, die der rothaarige Jankel mit Klagen, Vorwürfen und Drohungen überschüttete, erwiderten ihm in verschiedener Weise, die einen heftig, die anderen versöhnlich.

Darauf stürzte Jankel, am ganzen Körper vor Wut, vielleicht aber auch vor Furcht zitternd, aus dem Hause und lief eiligst nach der Hütte des Rabbis. Die in

der Stube Versammelten saßen lange schweigend und regungslos da, als hätten die zornigen und besorgniserregenden Gedanken einen jeden von ihnen an seinem Platze festgenagelt.

Saul saß auf dem gelben Sofa, das Haupt gesenkt und die Hände auf den Knien gefaltet; er seufzte tief und schmerzlich. Um ihn setzten sich, als sie sich endlich von ihrer Erregung erholt hatten, Rafael, Abraham und Ber. Auch Rafaels und Bers Gattinnen, die würdigsten Frauen der Familie, traten heran und setzten sich hinter ihre Männer. In einer dunklen Ecke kauerte noch der junge Chaim, Abrahams Sohn und Meirs Herzensfreund. Niemand hatte seine Anwesenheit bemerkt.

Saul unterbrach zuerst das Schweigen.

„Wo ist er hingegangen?"

„Zum Rabbi, um Klage zu führen," erwiderte Abraham.

„Er wird Meir vor ein geistliches Gericht stellen," sagte Rafael.

Saul stöhnte: „Aj, aj! mein armer Kopf! Das muß ich auf meine alten Tage noch erleben! Mein Enkel vor das Gericht gestellt wie ein Räuber oder Betrüger!"

„Er wird als Angeber vor das Gericht gestellt," rief Abraham erregt, und fuhr heftig fort:

„Tate! Mit Meir muß etwas geschehen! Überlege es dir und befehle dann, was geschehen soll. So kann es nicht weitergehen. Er wird sich und unsere Söhne verderben und unserer ganzen Familie Schande und Schaden bringen. Tate! Die Leute reden bereits

darüber, daß aus dem Geschlecht der Ezofowicz immer Männer hervorgehen, die das israelitische Gesetz untergraben und falsche Götter in das Haus Israel einführen wollen! Das ist wahr. Ich selbst habe gehört, wie die Leute sagten, das Geschlecht der Todros und das Geschlecht der Ezofowicz seien wie zwei Ströme, von denen der eine rückwärts und der andere vorwärts fließe. Sie begegnen einander immer wieder und ringen miteinander, welcher wohl den andern von der Erde verdrängen könne. Das Gerede war verstummt, und die Leute hatten es vergessen. Jetzt taucht es wieder auf. Schuld daran ist Meir. So kann das nicht weitergehen. Es muß etwas mit ihm geschehen. Du, Tate, denke darüber nach und befehle, und wir werden deine Befehle ausführen."

Fieberhafte Röte bedeckte Sauls durchfurchte Wangen.

„Was soll man mit ihm anfangen?" fragte er nach langem Schweigen, und seine Stimme klang wie gedämpftes Schluchzen.

„Man muß ihn sehr streng bestrafen," rief Abraham.

Rafael sagte:

„Man muß ihn so schnell als möglich verheiraten."

Ber, der bis jetzt geschwiegen hatte, meinte:

„Man muß ihn von hier fortschicken."

Saul dachte lange nach und sagte dann:

„Alle eure Ratschläge sind schlecht. Ihn schwer bestrafen, das kann ich nicht. Was würde der Geist meines Vaters Hersch dazu sagen, dessen Wege er wandeln will, und den ich nicht richten darf. Ihn bald verheiraten kann ich auch nicht, denn dieses Kind ist nicht wie alle übrigen. Trotzig und eigensinnig ist

er und läßt sich nicht in Fesseln legen. Übrigens ist er schon so befleckt und mit schweren Rügen überschüttet, daß ihm kein reicher und gelehrter Israelit seine Tochter zur Frau geben würde."

Sauls Stimme zitterte beim Gedanken an diese Demütigung.

„Ihn fortschicken von hier, das kann ich auch nicht... Denn ich fürchte, in der weiten Welt würde er auch den Rest des Glaubens unserer Väter aus seinem Herzen und aus seinem Kopfe verbannen... Ich bin jetzt wie jener große und gelehrte Rabbi, von dem es geschrieben steht, daß er einen gottlosen Sohn hatte, der im geheimen ‚Chaser' aß. Die Leute rieten ihm, den Sohn in die Welt zu schicken und ihn dem Elend und der Not des Lebens zu überlassen. Er aber sprach: ‚Möge mein Sohn bei mir bleiben und fortwährend mein betrübtes Antlitz vor Augen haben. Dieser Anblick wird sein Herz erweichen und fügsam machen, während schwere Not es in harten Stein verwandeln kann...'" Saul schwieg, und auch alle anderen schwiegen. Nur ab und zu unterbrachen die Seufzer der beiden Frauen das Schweigen. In der Stube wurde es immer dunkler.

Nach einer Weile begann Ber leise und schüchtern:

„Erlaubet, daß ich heute vor euch mein Herz ausschütte. Ich spreche selten, denn so oft ich es versuche, tauchen ferne Erinnerungen aus meiner Jugend auf, und meine Stimme klingt fremd, wie aus einer anderen Welt. Deshalb habe ich aufgehört zu sprechen und zu raten, und habe mich nur um meine Frau, meine Kinder und um meine Geschäfte gekümmert. Jetzt aber muß ich sprechen ... Wozu sollen wir

lange überlegen, was mit Meir geschehen soll? Gebt ihm die Freiheit. Lasset ihn in die Welt ziehen, strafet ihn nicht mit eurem Zorn und erspart ihm den Kummer! Was hat er denn getan? Er hat alle Gebote vom Berge Sinai treu gehalten und eifrig die heilige Lehre gelernt, und alle Brüder und Schwestern in seiner Familie lieben ihn, wie ihre eigene Seele, ja sogar das arme, einfache Volk, das in Elend und Finsternis lebt, es liebt ihn. Was wollt ihr von ihm? Wofür wollt ihr ihn strafen? Was hat er denn Böses getan?"

Bers Rede machte auf alle Anwesenden tiefen Eindruck.

Abraham rief heftig:

„Ber, deine eigenen Sünden sprechen aus deinen Worten! Du nimmst dich Meirs an, weil du selbst so warst, wie er jetzt ist."

Rafael sagte mit gewohntem Ernst:

„Du sprachst, Ber, von den Geboten des Berges Sinai und sagtest, daß Meir sich nicht gegen sie versündigt habe. Das ist wahr. Nur hast du vergessen, daß der israelitische Glaube nicht allein auf diesen zehn Gebtoen beruht, die Moses auf dem Berge Sinai vom Herrn vernommen, sondern auch auf den 613 Geboten, welche die großen Tanaiten, Amoraiten, Gaonim und Rabbis im Talmud eingetragen. Wir müssen nicht zehn, sondern 613 Geboten gehorchen, und Meir hat sich gegen viele Gebote des Talmuds versündigt..."

„Er hat oft gesündigt!" rief Abraham. „Seine größte Sünde aber hat er heute begangen. Er hat seinen Bruder, einen Israeliten, vor einem fremden

Menschen angeklagt, sein Haupt einer großen Gefahr ausgesetzt und die Einheit und das Bündnis des israelitischen Volkes verletzt! Was soll aus uns werden, wenn wir einer den andern vor den Fremden anklagen? Wen sollen wir lieben und beschützen, wenn nicht unsere Brüder, die Fleisch von unserem Fleische sind und Blut von unserem Blute? Das Schicksal eines fremden Menschen geht ihm näher, als das seines israelitischen Bruders. Dafür soll ihn..."

Plötzlich unterbrach der leidenschaftliche und heftige Mann seine Rede, öffnete weit den Mund und blieb wie versteinert. Er starrte durchs Fenster.

„Was ist das?" rief er endlich mit zitternder Stimme.

„Was ist das?" wiederholten alle Anwesenden und erhoben sich von ihren Plätzen. Nur Saul blieb sitzen. In dem eben noch dunklen Raume wurde es jetzt so hell, wie wenn Tausende von Fackeln vom Marktplatze her strömendes Licht ergössen.

Der ganze Horizont war in ein Meer grellen Lichts getaucht. Die Männer standen stumm und regungslos in der Mitte des Raumes und blickten starr in die Feuersäulen, die immer breiter zum Himmel aufstiegen.

„Wie schnell er seinen Vorsatz ausgeführt hat," sagte Abraham.

Niemand antwortete.

In dem bereits ganz ruhigen Städtchen erhob sich tosender Lärm und Gewirr. Kein Volk der Erde läßt sich so leicht und schnell von jedem Eindruck hinreißen, wie das israelitische.

In allen Gassen und Gäßchen hörte man eilige Fußtritte, wie das Rauschen reißender Ströme. Die

ganze Bevölkerung flutete den freien Feldern hinter dem Städtchen zu.

Vor den Fenstern des Hauses der Czokowicz war der Platz schwarz von der sich dahinwälzenden Menge und hallte wider von Fragen und Vermutungen. In dem Stimmengewirr konnte man einige Worte unterscheiden:

„Kamionka! Kamionka!"

„Hörste! Hörste! Der Gutshof von Kamionka!"

„Aj, aj! So ein großer Hof! So ein schöner Hof!"

Das waren die letzten Rufe, welche das Brausen der Menge übertönten und bis zum Haus der Czokowicz drangen.

Die Menschenflut ergoß sich über den Platz und wälzte sich fort, und aus der Ferne vernahm man nur undeutlich Schritte und Stimmen.

Da erhob sich der alte Saul vom Sofa und stand, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, lange stumm und regungslos da.

Dann erhob er langsam die zitternden Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Zu Zeiten meines Vaters Hersch und zu meinen Zeiten geschahen nicht solche Dinge auf der Welt! Und solche Sünden gab es in Israel nicht... Aus unseren Händen ergossen sich über dieses Land Silber und Gold, nicht aber Feuer und Tränen..."

In tiefe Gedanken versunken, schwieg er eine Weile und blickte in den feurigen Himmel. Dann fuhr er fort:

„Mein Vater Hersch lebte mit dem alten Kamionski in großer Freundschaft... Oft besprachen beide wichtige Dinge, und der Herr auf Kamionka, der einen

golddurchwirkten Gurt und ein Schwert an der Seite trug, sagte oft zu meinem Vater Hersch: ‚Czofowicz! Du hast ein edles Herz, und wenn unsere Partei die Oberhand gewinnt, dann werden wir dich auf dem Reichstag in den Adelsstand erheben!‘ Der Sohn war nicht mehr wie der Vater, sprach aber immer höflich mit mir. Dreißig Jahre lang habe ich das Korn bei ihm gekauft, und jederzeit lag mein Geld zu seiner Verfügung, falls er es benötigt hätte. Denn viel Gewinn floß aus seinem Boden in meine Taschen."

Wieder versank er in tiefes, schmerzliches Sinnen.

Rafael ergriff das Wort:

„Als ich das letzte Mal in Kamionka war, saß die alte Dame mit ihrem Sohne auf dem Gang, und als ich von Geschäften zu sprechen anfing, da sagte sie: ‚denke daran, Siegmund, daß du nie an jemand anderen das Getreide verkaufst, als an die Czofowicz. Denn sie sind die redlichsten unter allen Juden, und auf sie können wir uns verlassen.‘"

Ohne sich vom Fenster abzuwenden, fragte Saul kurz:

„Rafael, wie viele Jahre führst du schon Geschäfte mit dem jungen Kamionski?"

„Seitdem er erwachsen ist und selbst das Gut bewirtschaftet. Nie wollte er von einem anderen Kaufmann hören..."

„Rafael, hat er dir je ein Unrecht angetan?"

Rafael besann sich.

„Nein, niemals! Er ist etwas hoffärtig, das ist wahr, und kümmert sich nicht viel um seine Geschäfte... gibt viel Geld aus und liebt das Vergnügen. Und wenn ihn ein Israelit begrüßt, dann nickt er nur gnädig von

oben herab... aber ein gutes Herz steckt in ihm, und auf sein Wort kann man bauen, und in Geschäften läßt er sich viel eher beschwindeln, als daß er einen schädigt..."

Leiser fügte Saul hinzu:

„Auf das Haupt Israels fällt heute eine große Schande."

Gebeugt, den Kopf tief gesenkt, am ganzen Körper zitternd, näherte sich Abraham dem Vater, ergriff dessen Hand und führte sie an seine Lippen.

„Tate," sagte er, „ich danke dir, daß du mich davor bewahrt hast."

Saul erhob sein Haupt. Seine durchfurchte Stirn war stark gerötet, in seinen erloschenen Augen leuchtete Energie auf.

„Abraham," sagte er mit befehlender Stimme, „laß dir sofort zwei Pferde vor den Wagen spannen. Fahre sofort zu der Herrschaft, bei der Kamionski heut zu Gaste ist... Von dort aus sieht man das Feuer nicht... Fahre sofort und sage ihm, daß seine Mutter und sein Haus in Gefahr sind..."

Dann wandte er sich zu Rafael:

„Rafael, eile du in Jankels Wirtshaus ... dort sitzen die Bauern aus Kamionka und trinken... Treibe sie an, daß sie gleich fortfahren und das Haus ihres Gutsherrn retten..."

Folgsam wie kleine Kinder verließen Sauls Söhne eilig die Stube. Die Frauen liefen auf den Gang. Da wandte sich Ber an Saul mit der Frage:

„Tate, wie denkst du jetzt über Meir? Hat er schlecht gehandelt, als er Kamionski warnte?"

Saul senkte das Haupt und erwiderte nichts.

„Tate," begann wieder Ber, „rette du Meir! Geh' zum Rabbi und zu den Dajen[1]) und zu den Beamten des Kahal und bitte sie, kein Gericht über ihn zu halten..."

Saul schwieg lange.

„Es wird mir schwer, zu ihnen zu gehen. Und am allerschwersten wird es mir, mein graues Haupt vor Todros zu beugen... Nu, ich will morgen hingehen... Man muß das Kind beschützen... Wenn es auch widerspenstig ist und den Glauben und die Sitten seiner Väter so wenig ehrt und liebt..."

Während dieser Vorgänge im Hause der Ezofowicz drängte sich auf der kleinen Wiese hinter der Stadt die schwarze, wogende, lärmende Menschenflut.

Von dieser Stelle aus konnte man das furchtbare Schauspiel am besten sehen.

Die Feuerlohe erhob sich hoch über den Kiefernwald. Der Wald schien ganz rot durchglüht. Man meinte, die Zweige zählen zu können, welche die Wipfel der glatten Stämme umkränzten.

Bei diesem flammenden, gewaltigen Glanze erschienen die Sterne matt und fahl, und nur die rote, feurige Mondscheibe an der anderen Seite des Horizonts vermochte gegen diesen Glanz aufzukommen.

Inmitten der Volksmenge auf der Wiese hörte man lautes Reden und Streiten. Man erzählte sich, Jankel Kamionker wäre gleich beim ersten Feuerschein schleu-

---

[1]) Richtern.

nigst nach dem brennenden Gutshof gestürzt, laut klagend und jammernd über den wahrscheinlichen Verlust seines dort in großen Mengen lagernden Branntweins.

Einige lachten zweideutig bei dieser Erzählung, andere schüttelten mitleidig die Köpfe. Die Mehrzahl aber bewahrte völliges Schweigen über Jankel und den bedrohten Branntwein.

Man schien die Wahrheit zu ahnen. Hier und da wußte man sie sogar bestimmt, doch niemand wagte, sich in eine von so vielen Gefahren bedrohte Angelegenheit hineinzumischen.

Eine gute Stunde nach Ausbruch des Feuers polterten in dem Gäßchen, das zur Wiese führte, in rasendem Tempo dahinrollende Räder, und in vollem Galopp jagte ein Viergespann vorbei.

Der Besitzer des brennenden Hofes stand aufrecht und vorgeneigt im Wagen. Mit der Hand hielt er sich am Bock fest und durchbohrte mit seinen Augen den glühenden Wald, hinter dem in dem brennenden Hause seiner Väter die Mutter weilte. Als die Pferde über die Wiese stürzten, bemerkte er die dichte Volksmenge und rief dem Kutscher zu:

„Vorsichtig, überfahre die Leute nicht!"

„Ein guter Mensch!" rief jemand aus der Menge. „Selbst in so großem Unglück denkt er noch daran, andere Menschen vor Unglück zu schützen."

Ein anderer seufzte laut.

Einige flüsterten geheimnisvoll, und ganz leise fiel einmal der Name: Jankel!

Auf der Bank an Schmuls Hütte stand Meir. Von dort aus beobachtete er die Menschenmenge auf der

Wiese und die feurige Lohe. Einige Jünglinge, seine gewöhnlichen Gefährten, umgaben ihn. An dem Ausdruck ihrer Gesichter konnte man ihre tiefe Aufregung erkennen.

Chaim, Abrahams Sohn, der Sauls Unterredung mit seinen Söhnen belauscht hatte, erzählte sie seinen Freunden.

Vor übergroßer Erregung dämpfte er nicht einmal die Stimme. Er wiederholte jedes Wort, das die älteren Familienmitglieder miteinander gewechselt hatten, laut und deutlich, und laut stimmten ihm die Gefährten zu. Der Abscheu und die Scham ermutigten die jungen und schüchternen Gemüter.

Nur eine Stimme fehlte in diesem Chor, die Eliesers, der etwas weiter ab auf der Erde saß, mit dem Rücken an die Wand der Hütte gelehnt. Die Ellenbogen stützte er auf die Knie und verbarg das Gesicht in seinen Händen. Er schien wie versteinert, vor Weh und Scham.

Plötzlich huschte am Rande der Gasse, im Schatten der Hütten und Zäune, mit großer Geschwindigkeit ein langer, schmaler menschlicher Schatten vorbei. Dann hörte man in der Hütte ein lautes, klagendes Seufzen, das sich einer hart bedrängten Brust entrang.

„Schmul!" sagten die jungen Leute.

„Still!" Meir sprang von der Bank herab. „Eure Lippen sollen den Namen dieses Armseligen nicht aussprechen, damit sein Haupt keiner Gefahr preisgegeben werde. Ich harrte hier seiner Rückkehr... Gehet jetzt auseinander und denket daran, daß eure Augen nicht gesehen, wie Schmul von jener Seite zurückkam."

„Du sprichst die Wahrheit,“ flüsterte Ariel. „Er ist unser armer Bruder.“

„Unser armer Bruder! Der Arme!“ wiederholten die anderen. Sie gingen auseiander. Nur Meir blieb an der Hütte stehen und Elieser, der aus seiner Starrheit noch nicht erwacht war.

Schmul stürzte in die Stube, in der nur die kleinsten Kinder und die blinde Mutter anwesend waren, warf sich dort auf den schmutzigen Boden, schlug die Stirn gegen die Erde, seufzte und schluchzte und brachte nur abgerissene Laute hervor.

„Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig! Ich habe das Feuer nicht gelegt und habe das Gefäß mit Öl nicht in meinen Händen gehalten! Er... Jochel... hat alles getan... Ich stand auf dem Felde und wachte... Als aber das Feuer vor meinen Augen aufblitzte... aj waj! aj waj! Da erkannte ich, wozu ich mich hergegeben...“

„Still!“ ließ sich neben dem bewußtlos jammernden Menschen eine gedämpfte, traurige Stimme vernehmen.

Schmul erhob das Haupt, warf es aber gleich wieder zu Boden.

„Morejne!“ stöhnte er, „Morejne! Meine Töchter sind schon sechzehn Jahre alt, man muß sie verheiraten! Seit einem Jahre hatte ich nichts mehr, um meine Steuern zu zahlen!...“

„Steh' auf und beruhige dich.“

Schmul hörte nicht. Er wälzte sich im Staube.

„Morejne! Rette mich! Ich bin mit Leib und Seele verloren!“

„Du wirst deine Seele nicht verlieren. Wenn du

das Geld, mit dem dich schlechte Menschen verlockt haben, nicht annimmst, wird der Ewige dein Elend auf die Wagschale der Sünden legen ..."

Diesmal schaute Schmul hastig vom Boden auf und blickte auf Meir. Herzzerreißender Schmerz und Todesangst malten sich in seinen Augen. Mit der zitternden Hand auf die Stube weisend, stöhnte er:

„Morejne! Wie soll ich ohne dieses Geld weiter leben?"

Es verfloß eine gute halbe Stunde, bis Meir die Stube verließ, in der Schmul sich nur noch leise anklagte und verteidigte. Ein greller Lichtstrahl fiel in eine Ecke des engen Flurs. Zwischen zwei Ziegen schlief Leibele auf einem Strohbündel. Sein Kopf lehnte an einem hervorstehenden Brett. Weder die Schreie, noch der Lärm, noch das Gejammer des Vaters störten den unschuldigen Schlummer.

Am nächsten Tage herrschte im Städtchen ungewöhnliche Erregung. Man sprach von nichts anderem, als von dem Brand, der den Gutshof in Kamionka fast völlig vernichtet hatte, von der Krankheit der alten Mutter und von Kamionskis ungeheuren Verlusten, denn nicht nur der Hof, sondern auch die mit Getreide angefüllten Speicher waren abgebrannt.

Überall, auf dem Platze, in den Gäßchen und auf den Schwellen aller Behausungen, sprach man eifrig über das Ereignis.

„Und was wird mit ihm geschehen?"

Diese Frage betraf Jankel. Hier und da bemitleidete man auch Kamionski, wie man hier und da Jankel tadelte. Jener aber war der Bevölkerung von Szybów fast völlig fremd, während Jankel sein ganzes Leben

hier verbracht hatte, viele Beziehungen und Freunde besaß und mit dem Glorienschein des Reichtums und der inbrünstigen Frömmigkeit umstrahlt war. Selbst jene, die ihn tadelten, fürchteten ihn.

„Wird man ihn verdächtigen?“

Kein Verdacht wäre auf ihn gefallen, hätte nicht Meir Ezofowicz dem Puritz schlechte Gedanken in den Kopf gesetzt...

„Er hat die Einigkeit und das Bündnis des israelitischen Volkes gebrochen...“

„Er hat über das Haupt seines Bruders Gefahren heraufbeschworen...“

„Ein Kofer ist er... Ein Ungläubiger!...“

„Er hat es gewagt, gegen Reb Mosche seine Hand zu erheben...“

„Er hält unreine Freundschaft mit dem Karaitenmädchen.“

Unwillige, manchmal drohende Blicke wurden dem Hause der Ezofowicz zugeworfen.

Dieses Haus lag heute still und tot, wie sonst nie. Selbst die Fenster, die nach dem Marktplatz lagen, waren nicht geöffnet, obwohl sie gewöhnlich den ganzen Frühling und Sommer über weit offen standen. Auch das sonst immer so reinliche Empfangsgemach war heute nicht aufgeräumt.

Die Frauen gingen von einer Ecke in die andere, blieben vor dem Küchenherd stehen und seufzten, ganz niedergeschlagen.

Sarah hatte sogar verweinte Augen. Denn seit dem Morgen schon lagen auf Bers Stirn zwei tiefe Furchen, in denen sie ein unbekanntes und für sie nicht

faßliches Leid erriet. Auch hatte er kein Wort zu ihr gesprochen und saß jetzt im Empfangsgemach, den Kopf in die Hände gestützt, und betrachtete der Reihe nach seine beiden Schwäger, Rafael und Abraham.

Rafael saß über ein Geschäftsbuch gebückt, rechnete jedoch nicht, sondern war ganz in Gedanken versunken. Von Zeit zu Zeit hob er die Augen und blickte zu Ber und Abraham hinüber.

Der alte Saul saß auf dem gelben Sofa und schien in ein großes Gebetbuch vertieft. In Wirklichkeit verstand er heute das Gelesene noch weniger als sonst, und man sah es ihm an, daß ihn etwas arg bedrängte.

Am Fenster saß auf dem gewohnten Platz die Urgroßmutter Frejda. An ihr allein bemerkte man keine Veränderung. Das traumhafte Lächeln war nicht von ihren Lippen gewichen. Mit den Lidern zwinkernd, schlief sie bald ein, bald erwachte sie.

Um die Mittagszeit deckten die Frauen den Tisch. Meir trat in die Stube. Leise und langsam öffnete er die Türe, blieb dann an der Wand stehen und ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen. Seine Augen waren unruhig, furchtsam beinahe und voll tiefen Leids.

Aller Blicke wandten sich ihm zu und senkten sich gleich wieder. Eine drückende Last stummer Vorwürfe hatte aus ihnen gesprochen.

Nur die Urgroßmutter allein schlug bei seinem Eintritt die zwinkernden Augen mit einem freudigen Lächeln auf.

„Kindleben!"

An ihrem Antlitz blieben Meirs Augen haften, und es flammte ein brennender und ungeduldiger Gedanke in ihnen auf. Im gleichen Augenblick klirrte es, und in der Stube fiel etwas zu Boden.

Aus der Mitte einer der auf dem Marktplatz umherstehenden Menschengruppen, die unwillig nach dem Hause der Ezofowicz herüberschauten, hatte jemand einen Stein durchs Fenster geworfen. Die Scheibe war in kleine Stücke zersprungen, und dicht an Frejdas Stirn vorüberfliegend, war der Stein in die Mitte der Stube gefallen.

Fieberhafte Röte bedeckte Sauls Gesicht; die Frauen schrieen. Rafael, Abraham und Ber sprangen von ihren Plätzen auf. Alle hefteten ihre Augen auf die zerschmetterte Scheibe, wandten sie aber dann der Urgroßmutter zu, die sich plötzlich hoch aufrichtete und mit klanglosem Flüstern rief:

„Nu! Das ist derselbe Stein! Sie haben ihn ins Fenster unseres Hauses geworfen, als mein Hersch mit Reb Nochim im Streit lag und mit fremden Leuten Freundschaft halten wollte... Das ist derselbe Stein... Wem hat er jetzt gegolten?..."

Die Runzeln auf ihrem Gesicht zitterten, und zum erstenmal öffneten sich ihre Augen ganz weit.

„Auf wen haben sie jetzt den Stein geworfen?" Ihre Augen blitzten auf und erloschen.

„Auf mich, alte Bobe!" erwiderte von der gegenüberliegenden Wand eine vor unsagbarem Schmerz bebende Stimme.

„Meir!" schrie die Urgroßmutter mit starker, erschütternder Stimme.

Meir kam auf sie zu und ergriff ihre kleinen, runzligen Hände. In seinen Blicken, die sich zu ihr herabsenkten, lagen Zärtlichkeit, unausgesprochene Fragen und Bitten.

Saul erhob sich vom Sofa.

„Rafael, reiche mir Hut und Mantel."

„Wo willst du hingehen, Tate?" fragten beide Söhne einstimmig.

„Ich will hingehen und mein Haupt vor Todros beugen. Er soll über dieses widerspenstige Kind kein Gericht halten, ehe nicht das Feuer des Zornes erlischt, das in der Seele des Volkes entbrannte..."

Dann schritt der greise Patriarch der angesehensten Familie dieser Gemeinde, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt und mit einem hohen, glänzenden Hut auf dem Kopfe, langsam und ernst über den Platz.

Die auf dem Platz herumstehenden Gruppen teilten sich vor ihm, und die Leute verneigten sich tief. Einer sagte laut:

„Armer Rebe Saul, zu beklagen bist du, daß du so einen Enkel hast..."

Saul antwortete nicht auf die Herausforderung, und nur seine schmalen Lippen preßten sich fester zusammen.

Eine gute Stunde verfloß, bis Saul von seinem Besuch zurückkehrte. Er fand alle älteren Mitglieder der Familie in dem Empfangsgemach versammelt. Auch Meir war da. Er saß dicht am Lehnstuhl der Urgroßmutter, die mit ihrer kleinen, dürren Hand ihn am Rockschoß festhielt.

Sarah nahm dem Vater den Mantel ab.

„Was hast du, Tate, uns von drüben mitgebracht?“ fragte Rafael.

Saul atmete schwer und blickte düster zu Boden.

„Was habe ich von drüben mitgebracht? Schande und großen Zorn habe ich mitgebracht! Das Herz des Todros freut sich über das Unglück, das unser Haus, das Haus der Ezofowicz, betroffen...“ Ein Lächeln züngelte über sein Gesicht.

„Was hat er denn gesagt?“ fragten einige Stimmen.

„Er hat gesagt, daß er nur zu lange Nachsicht geübt mit meinem gottlosen und widerspenstigen Enkel... Reb Mosche und Kamionker und das ganze Volk drängen ihn, über Meir Gericht zu halten. Auf meine Bitten hin hat er das Gericht bis auf den morgigen Abend verschoben und gesagt, wenn Meir sich vor ihm demütigt und das ganze Volk um Vergebung seiner Sünden bittet... dann wird ein milderes Urteil über ihn gefällt werden...“

Aller Augen richteten sich auf Meir.

„Was sagst du dazu, Meir?“ fragten alle im Chor.

Meir dachte einen Augenblick nach.

„Laßt mir etwas Zeit — vielleicht finde ich bis morgen abend irgendeine Rettung, irgendeinen Ausweg.“

„Woher soll dir die Rettung kommen?“

„Erlaubt mir, meine Antwort wenigstens bis morgen früh hinauszuschieben.“

Mit den Köpfen nickend, schwiegen alle. Das bedeutete stillschweigendes Einverständnis.

In den Herzen aller Anwesenden kämpften Sorge und Zorn und Familienstolz. Sie zürnten Meir, sorgten sich um ihn und fürchteten für den Frieden und das

Wohlergehen des ganzen Hauses, gleichzeitig war ihnen aber der Gedanke unangenehm, daß ein Mitglied ihrer Familie sich vor dem Rabbi und dem Volke demütigen sollte.

„Was kann man wissen?" sagte Rafael zu seinem Bruder, „vielleicht schafft er sich Rat..."

„Vielleicht erscheint ihm seine Mutter nachts und belehrt ihn, wie er handeln soll..." seufzte Sarah leise.

Das verspätete Mittagessen wurde in tiefem Schweigen eingenommen, das nur von den Seufzern der Frauen und dem Weinen der Kinder, denen die Mütter das Lachen und Scherzen verboten, unterbrochen wurde.

Die betrübten und bekümmerten Familienmitglieder blickten von Zeit zu Zeit verwundert auf die alte Frejda, deren sich eine seltsame Unruhe bemächtigt hatte. Sie sprach zwar kein Wort, schlummerte aber während des Mittagessens kein einziges Mal ein, rückte fortwährend unruhig auf ihrem Stuhl herum und blickte bald auf die zertrümmerte Fensterscheibe, bald auf Meir, bald auf die Stelle mitten in der Stube, wo der von der Straße geschleuderte Stein hingefallen war.

„Was hat sie?" fragten die Anwesenden einander leise und beunruhigt.

„Sie erinnert sich an etwas."

„Sie fürchtet etwas."

„Sie will etwas sagen, kann es aber nicht."

Als man sich vom Tisch erhob, wollten die beiden Urenkelinnen Frejda wie gewöhnlich in die angrenzende Stube führen und sie zur Ruhe bringen, sie aber widersetzte sich und wies mit dem Finger auf ihren Fauteuil am Fenster.

Bald verließen die Anwesenden nacheinander leise die Stube. Rafael und Ber fuhren auf ein benachbartes Gut, wo sie wichtige und dringende Geschäfte zu erledigen hatten.

Abraham schloß sich in seiner Stube ein, um seine Rechnungen zu ordnen oder sich frommen Betrachtungen zu ergeben.

Saul befahl den Töchtern, im Hause Ruhe zu halten, und streckte sich, schwer seufzend, auf sein Lager. Die Frauen löschten das Herdfeuer, schlossen leise die Tür des Empfangsgemachs und traten auf den Hof, um die spielenden Kinder zu überwachen.

Die Urgroßmutter blieb im Empfangsgemach. Obgleich jetzt vollkommene Stille herrschte, schlief sie nicht ein, ja, sie schlummerte auch nicht einen Augenblick; in ihren tiefen Lehnstuhl versunken, blickte sie auf die zertrümmerte Scheibe und bewegte fortwährend die Lippen, als spräche sie mit sich selbst. Manchmal wiegte sie das mit dem farbigen Turban geschmückte Haupt hin und her; dann überschüttete die Diamantagraffe ihre vergilbte Stirn mit tausend Funken, und die langen Ohrgehänge stießen klirrend gegen die goldene Kette.

Fortwährend bewegte sie die Lippen, und bald begann sie auch die Hände zu bewegen. Es schien fast, als führte sie mit jemand Unsichtbarem, mit Gespenstern, die aus ihrer Erinnerung aufstiegen, lebhafte und ernste Gespräche. Plötzlich schüttelte sie den Kopf und sprach flüsternd:

„Genau so war es, als mein Hersch die Schriften

des Seniors fand... Damals warfen schlechte Menschen mit Steinen nach ihm..."

Sie schwieg. Aber große Tränen traten ihr in die Augen und blieben starr an den zitternden, gerunzelten Lidern hängen.

Da erhob sich Meir, der bis dahin an der gegenüberliegenden Wand gesessen, durchschritt rasch den Raum, setzte sich auf den niedrigen Schemel zu Füßen der alten Frau, umschlang mit gefalteten Händen ihre Knie und sprach:

„Bobe! Wo sind die Schriften des Seniors?"

Beim Klang dieser Stimme, welche sie an den in den Tagen ihrer Jugend und ihres Glückes so heiß geliebten Mann erinnerte, lächelte Frejda. Sie blickte jedoch nicht zu dem zu ihren Füßen sitzenden Enkel hinab, sondern schaute mit den tränenerfüllten Augen regungslos ins Weite und begann zu flüstern:

„Als er das erste Mal mit Reb Nochim und dem ganzen Volke in Streit geriet, da kam er in sein Haus, setzte sich ganz traurig auf die Bank und rief seine Frau Frejda zu sich. Damals war Frejda jung und sehr schön. Auf ihrem Kopfe trug sie einen Turban, der weiß war wie Schnee. Sie stand am Herdfeuer und bewachte ihre Kinder und ihr Gesinde. Als sie aber den Ruf ihres Mannes vernahm, ging sie gleich zu ihm, blieb vor ihm stehen und wartete auf seine Befehle. Er aber fragte: ‚Frejda! Wo sind die Schriften des Seniors?'"

Das Flüstern der alten Frau verstummte. Der Jüngling preßte die gefalteten Hände fester zusammen.

„Bobe! Wo sind die Schriften des Seniors?"

Das Haupt der Urgroßmutter wiegte sich hin und her, und die fahlen, welken Lippen begannen wieder zu flüstern:

„Er fragte: ‚Wo sind die Schriften des Seniors? Hat sie der Senior unter der Erde vergraben? — Nein; er hat sie nicht unter der Erde vergraben, denn dort würden sie vermodern, und die Würmer würden sie zerfressen. — Hat er sie in der Mauer des Hauses verborgen? — Nein, er wußte, daß das Feuer die Mauern vernichten kann. — Wo hat er sie also verborgen?...‘ So fragte Hersch, und seine Frau Frejda dachte lange über seine Worte nach, zeigte dann mit dem Finger auf den Schrank, in dem die alten Bücher des Seniors lagen und sagte: ‚Hersch! mein Hersch! dort sind die Schriften des Seniors!...‘ Als Frejda dies sagte, da freute sich Hersch sehr und seine Lippen sprachen: ‚Du, Frejda, hast Verstand in deinem Kopfe, und deine Seele ist so schön, wie dein Auge.‘“

Bei den letzten Worten rollten die bis jetzt starren Tränen über das durchfurchte Gesicht und fielen auf die welken Lippen, welche bei diesen traumhaften Erinnerungen an Jugend und Glück verklärt lächelten.

„Und er sagte noch: ‚Ein gutes und kluges Weib ist mehr wert als Gold und Perlen, an ihrer Seite kann das Herz des Mannes in Frieden ruhen!‘“

Inbrünstiges Flehen und Verlangen malten sich auf dem Gesicht des Jünglings.

„Bobe! Und was hat Hersch mit den Schriften getan?“

Die alte Frau antwortete nicht, bewegte nur die Lippen, als sprächen sie mit einem Unsichtbaren, und fuhr dann fort:

„Hersch kehrte einst von einer weiten Reise zurück, traurig setzte er sich wieder auf die Bank und sagte zu Frejda: ‚Alles ist verloren! Die Schriften des Seniors muß man aufbewahren, weil sie jetzt zu nichts nütze sind.‘ Frejda fragte: ‚Hersch, wo willst du die Schriften aufbewahren?‘ Hersch erwiderte: ‚Ich werde sie dort aufbewahren, wo sie früher waren, und du allein wirst das Geheimnis kennen...“

Meirs Augen leuchteten freudig auf.

„Bobe! Sind die Schriften dort?“

Er wies auf einen Schrank mit alten Familienbüchern. Frejda antwortete nicht, sondern flüsterte weiter:

„Er sprach: ‚Du allein wirst das Geheimnis kennen. Und wenn deine Seele sich von deinem Körper loslösen will, dann vertraue es demjenigen von deinen Söhnen oder Enkeln, der deinem Manne Hersch am ähnlichsten sein wird...‘ Und wer ist von den Söhnen und Enkeln Frejdas ihrem Manne am ähnlichsten? Am ähnlichsten ist ihm Meir, Benjamins Sohn. Er gleicht ihm so, wie zwei Sandkörner einander gleichen. Das ist mein Kindleben, mein allergeliebtestes! Frejda wird ihm das Geheimnis anvertrauen.“

Meir hielt jetzt beide Hände der Urgroßmutter in den seinen und bedeckte sie mit Küssen.

„Bobe!“ flüsterte er und wies auf den Bücherschrank. „Sind dort die Schriften des Seniors?“

Aber auch jetzt noch antwortete ihm die alte Frau nicht, sondern flüsterte weiter:

„Hersch sprach zu Frejda: ‚Wenn die Ältesten in der Familie gegen deinen geliebtesten Sohn oder Enkel ihre Hände erheben und wenn das Volk mit Steinen nach

ihm wirft, dann, Frejda, vertraue ihm unser Geheimnis an. Möge er die Schriften des Seniors nehmen und sie an seinem Herzen bergen, sich von Haus und Hof losreißen und in die Welt ziehen — denn die Schriften sind mehr wert als Gold und Perlen: sie sind das Bündnis Israels mit der Zeit, die sich wie ein breiter Strom über Israels Haupt ergießt, und ein Bündnis mit den Völkern, die wie hohe Berge sich rings um Israel erheben.'"

„Bobe! Die ältesten der Familie haben ihre Hand gegen mich erhoben... Das Volk hat sein erzürntes Antlitz von mir gewandt... ich bin dieser dein geliebtester Enkel, von dem dir dein Mann Hersch gesprochen... Sage mir, sind dort zwischen den Büchern die Schriften des Seniors?"

Ein leuchtendes, triumphierendes Lächeln umspielte Frejdas fahle Lippen. Eine geheime Freude durchschauerte sie.

„Frejda hat den Schatz ihres Mannes gut behütet... Sie hat ihn wie ihre eigene Seele beschützt... Als sie Witwe geworden, kam Reb Nochim Todros in ihr Haus und wollte den alten Schrank mit den alten Büchern den Flammen überliefern... Dann kam der Sohn Reb Nochims, Reb Baruch Todros, und wollte den alten Schrank mit den alten Büchern den Flammen überliefern... So oft sie aber kamen, hat Frejda den Schrank mit ihrem Leibe beschützt und gesagt: ‚Dies ist mein Haus, und alles was darin ist, ist mein!' Und als Frejda sich vor den alten Schrank hinstellte, da stellten sich vor Frejda ihre Söhne und die Söhne ihrer Söhne und sprachen: ‚Dies ist unsere Mutter,

und es darf ihr keiner ein Leid antun!' Reb Nochim wurde zornig und ging... Und Reb Isaak kam nicht her. Er wußte es von seinen Vätern, daß solange Frejda lebt, niemand den Schrank anrühren wird... Frejda hat den Schatz ihres Mannes gut behütet, und seit jener Zeit liegt er dort... Und schläft..."

Bei den letzten Worten streckte die alte Frau die Hand nach dem Schrank aus, und ein stilles Lächeln voll innerer, glückseliger Freude und ein fast kindlicher Triumph hoben ihre Brust.

Mit einem Satz stand Meir vor dem Schranke und zerrte mit fiebernden Händen an dem von Alter und Rost morschen Schloß. Die Tür des Schrankes öffnete sich weit; eine Staubwolke flog ihm entgegen und bedeckte wie einst den weißen Turban Frejdas und das goldige Haar des Hersch, jetzt das Gewand und das Haupt ihres Urenkels mit einer weißen Hülle.

Doch er beachtete es nicht und streckte die verlangenden Hände nach den Büchern aus, aus denen seine Ahnen ihre Weisheit geschöpft und in denen der von ihm leidenschaftlich ersehnte Wegweiser fürs Leben verborgen lag...

Beim Anblick des geöffneten Schrankes und der aufsteigenden Staubwolke neigte sich Frejda vor, streckte die Hände aus und rief:

„Hersch! Hersch! Mein Hersch!"

Es war nicht mehr ein tonloses Flüstern, sondern ein lauter Schrei, der sich ihrer Brust entrang, voll Freude und schmerzlicher Erinnerungen.

Sie vergaß den Urenkel. Aus unbekannten Welten

schien ihr die wunderbare Erscheinung ihres Mannes entgegenzutreten.

Meir wandte ihr sein bleiches Antlitz zu. Seine Augen glühten.

„Bobe! Wo sind sie? Oben? Unten? In diesem Buche? In diesem? In jenem?"

„In diesem!" rief die Frau und wies mit dem Finger auf das Buch, das Meir eben berührt hatte. Bald rauschten die vergilbten, aber mit deutlichen Schriftzügen dicht bedeckten Bogen unter dem dicken Pergament des Buches. Die Schrift fest in der Hand haltend, fiel Meir der Urgroßmutter zu Füßen und küßte ihr Knie und Hände. Immer wieder faßte er sich an den Kopf, und dumpfe Seufzer und freudiges Lächeln hoben seine zitternde Brust.

Auch Frejda lächelte und berührte mit zitternden Händen das Haupt des Urenkels. Doch bald begannen ihre Lider sich langsam zu schließen, und über das ganze Gesicht breitete sich der seit vielen Jahren unveränderliche Ausdruck stillen Träumens aus.

Meir barg die vergilbten Bogen an seiner Brust, und bald hörte man seine raschen Schritte auf der Treppe, die nach der Giebelstube führte, in der er zusammen mit seinen jüngeren Vettern wohnte.

Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch flackerte in dem Fenster dicht unter dem Dache ein matter Lichtschein, und man sah hinter den Scheiben Menschengestalten hin und herhuschen.

Beim Morgengrauen traten durch eine Seitentür des Hauses einige junge Leute auf den Hof und zerstreuten sich bald nach allen Richtungen. Im Städtchen selbst

verbreiteten sich gleich nach Sonnenaufgang verschiedene unklare und unsichere Gerüchte, die alle Schichten der städtischen Bevölkerung mit lebhafter Neugierde erfüllten und heftig erregten.

Die täglichen Beschäftigungen gingen anscheinend ihren gewohnten Lauf, und doch hörte man, hauptsächlich in den ärmeren Gassen, ein unaufhörliches Gesumme menschlicher Stimmen und Gespräche, das sich mit dem Hämmern und dem Geräusch der Werkzeuge vereinte.

Man wußte nicht woher und von wem die Gerüchte, die Nachrichten und Ahnungen kamen und sich auf allen Höfen, in allen Winkeln, in allen Stuben verbreiteten ...

„Heute, wenn die Sonne untergeht und die Abenddämmerung sich über die Erde herabsenkt, wird sich im Bet-ha-Kahal das große Gericht der Dajan und der Kahalbeamten versammeln, mit Rabbi Isaak an der Spitze, und wird über den jungen Meir Ezofowicz das Urteil fällen."

„Wie wird er ihn richten? Welches Urteil wird über ihn gefällt werden? Was wird mit ihm geschehen?"

„Nein, das große Gericht wird heute nicht im Bet-ha-Kahal tagen, denn wenn die Sonne untergeht und die Abenddämmerung sich über die Erde herabsenkt, dann wird der Enkel des reichen Saul ins Bet-ha-Midrasch kommen, um in Gegenwart des ganzen Volkes sich vor dem großen Rabbi zu demütigen, seine Sünden zu bekennen und jene, die er beleidigt, erzürnt und denen er Ärgernis gegeben, um Vergebung zu bitten."

„Nein, demütigen und in Demut seine Sünden bekennen wird er nicht.“

„Warum nicht?“

„Ach! Ach! das ist ein großes Geheimnis! Aber alle kennen es schon. Ein so großes Geheimnis ist es, daß aller Augen vor fiebernder Neugierde brennen, aller Herzen zittern, um es so bald wie möglich in sich aufzunehmen.“

„Der junge Meir hat einen Schatz gefunden!!“

„Was für einen Schatz? Einen Schatz, der seit dreihundert, fünfhundert, tausend Jahren vielleicht, nu! vielleicht schon seit die Juden in dieses Land gekommen, von der Familie der Ezofowicz bewahrt wird.“

„Dieser Schatz sind die Schriften eines ihrer Ahnen, die er vor seinem Tode verfaßt und seinen Nachkommen als Erbe hinterlassen hat.“

„Und was enthalten diese Schriften?“

„Keiner weiß es gewiß.“

Alle Bewohner der armseligen Gäßchen hatten von ihren Vätern, Großvätern und Großmüttern von diesen Schriften gehört, aber einem jeden war es anders erzählt worden.

Die einen behaupteten, die Schriften stammten von einem weisen und heiligen Israeliten, der vor alten Zeiten gelebt und sein ganzes Leben nur daran gedacht hätte, wie er sein Volk reich, klug und glücklich machen könnte.

Andere behaupteten wiederum, jener Ahne der Ezofowicz sei ein gottloser Mann gewesen, ein Abtrünniger, von den Gojims bestochen, um den Namen

Israels und das heilige Gesetz vom Erdboden zu vertilgen.

„In den Schriften steht geschrieben, wie man Sand in Gold verwandeln kann.“

„Nein, dort steht geschrieben, wie der Mensch sich den Teufel fernhalten kann.“

„Nein, dort ist gesagt, wie die Israeliten handeln sollen, um aus ihren Feinden sich Freunde zu machen und mit allen ihnen feindlichen Völkern ein Friedensbündnis zu schließen.“

„Warum haben sie bis jetzt diese Schriften nicht gesucht und sie dem Volke nicht gezeigt?“

„Sie fürchteten sich, denn wer die Schriften berührt, dessen Hände werden in Flammen aufgehen und in Staub zerfallen.“

„Nein, wer die Schriften berührt, dessen Herz werden giftige Schlangen umschleichen...“

„Von dem wird Friede und Glück fliehen...“

„Auf den wird ein Hagel von Steinen fallen...“

„Der wird ein blutiges Mal auf seiner Stirne tragen...“

„Einst... die Alten erinnern sich noch daran... hat der Vater des reichen Saul, der große Kaufmann Hersch, diese Schriften berührt.“

„Und was ist mit ihm geschehen?“

„Die Alten erzählen, daß giftige Schlangen sein Herz umschlichen und ihn so bissen, daß er ganz jung sterben mußte.“

„Und jetzt hat der junge Meir die Schriften gefunden?“

„Ja, und er wird sie im Bet-ha-Midrasch vorlesen

vor dem ganzen Volke, sobald die Sonne untergeht und die Dämmerung sich über die Erde herabsenkt..."

Während solche Gespräche geführt wurden, erschien bald hier, bald dort der Melamed Reb Mosche, verschwand gleich wieder, um in einem anderen Gäßchen aufzutauchen, in einem anderen Hof, vor dem offenen Fenster einer anderen Hütte. Er spitzte die Ohren und horchte. Ein Lächeln flog über seine Lippen und scharfe Blitze leuchteten in seinen Augen auf.

Er sprach nichts; auf Fragen antwortete er entweder gar nichts, oder brummte nur düster vor sich hin.

Er konnte nicht sprechen, weil er über die Vorfälle und Gerüchte, welche den Geist der Bewohner so lebhaft bewegten, an diesem Tage mit seinem Meister noch nicht gesprochen hatte, dem er in fanatischem Glauben, in leidenschaftlicher, mystischer Liebe mit Leib und Seele ergeben war.

Ohne ausdrücklichen Befehl des verehrten und geliebten Meisters konnte er weder ein Urteil fällen, noch eine Losung ausgeben, nicht einmal sich selbst in eigenen Gedanken ein Urteil bilden.

Um die Mittagsstunde schlich sich Reb Mosche leise zur dunklen Hütte des Rabbi. Er konnte aber nicht gleich mit ihm sprechen.

Todros unterhielt sich mit einem Greis, dessen staubbedecktes Gewand darauf hindeutete, daß er aus weiter Ferne gekommen. Auf einen Stock gestützt, stand der Greis vor Todros. Demut und Freude malten sich auf seinem Gesicht. Er bat den Rabbi um eine Handvoll Erde aus Jerusalem.

„Gern möchte ich nach Jerusalem fahren," sprach

er mit zitternder und erregter Stimme, „um dort zu sterben und in der Erde meiner Väter begraben zu werden. Aber ich bin arm und kann es nicht. Gib du mir, Rabbi, eine Handvoll von dem Sand, den man dir jedes Jahr von drüben bringt, auf daß ihn mir meine Enkel auf die Brust schütten können, wenn meine Seele den Körper verläßt. Ist es auch wahr, daß die Würmer von dem fern bleiben, der mit dieser Erde bedeckt ist, und seinen Körper nicht berühren?"

„Es ist wahr," erwiderte ernst der Rabbi, nahm aus einem Sack eine Handvoll weißen Sandes, legte ihn auf ein Blatt Papier und reichte es dem Greise.

Mit vor Freude zitternden Händen nahm der Greis das Geschenk, küßte es und barg es an seiner Brust.

„Rabbi, ich habe gar nichts, um dich zu bezahlen..."

Todros unterbrach ihn:

„Von weit her kommst du wohl, da du von Bezahlung sprichst. Isaak Todros nimmt von niemand und für nichts Bezahlung. Obgleich ich weiß, daß ich meinen Brüdern viel Gutes erweise, flehe ich zu dem Ewigen doch nur um eine Belohnung: er möge zu der Weisheit, die ich besitze und nach der meine dürstende Seele verlangt, nur noch einen einzigen Tropfen hinzufügen."

Wankenden Schrittes trat der Greis an den Rabbi heran.

„Rabbi, laß mich deine wohltätige Hand küssen."

„Küsse sie," erwiderte sanft der Meister. Als aber der Greis sich vor ihm neigte, nahm er dessen schneeweißes Haupt in seine beiden Hände und drückte einen lauten Kuß auf die gerunzelte, fahle Stirn.

„Rabbi!" rief der Greis glückselig strahlend, „du bist gut... du bist unser Vater, unser Meister und zugleich unser Bruder!"

„Und du sei gesegnet dafür, daß du bis in dein hohes Alter Treue dem alten Glauben unserer Väter bewahrt hast und Liebe für unser väterliches Land, davon dir eine Handvoll Sand teurer ist, als Silber und Gold..."

Beide hatten Tränen in den Augen, und man sah es ihnen an, daß sie beide, obwohl sie sich das erste Mal im Leben sahen, von einer innigen, brüderlichen und seltsam traurigen Liebe zueinander erfaßt waren.

Auch Reb Mosche, welcher auf das Ende der Unterredung wartend sich auf dem Boden niedergelassen hatte, standen Tränen in den Augen, und als Todros allein geblieben war, begann er erst nach einer Weile zu sprechen:

„Rassi..."

„Ha?" fragte der Meister, der bereits wieder in seine Gedanken vertieft war.

„Bei uns in der Stadt gibt es heute große Neuigkeiten."

„Was für Neuigkeiten?"

„Meir Ezofowicz hat die Schriften seines Ahnen, des Seniors, gefunden und wird sie heute vor dem ganzen Volke lesen."

Lebhaft streckte der Rabbi seinen Hals vor.

„Woher weißt du es?"

„Nu, die ganze Welt redet davon. Seit dem frühen Morgen gehen Meirs Freunde in der Stadt herum und verbreiten die Nachricht..."

Todros erwiderte nichts. Wild blitzten seine Augen auf. Er überlegte.

„Nassi! Wirst du ihm das erlauben?"

Todros schwieg eine Weile und sagte dann mit fester Stimme:

„Ich werde es ihm erlauben."

Reb Mosche schauerte am ganzen Körper.

„Rabbi, du bist der weiseste unter allen Menschen, die auf dieser Welt lebten, leben und leben werden... Aber hat deine Weisheit bedacht, daß diese Schriften die Seele des Volkes von dir und dem heiligen Glauben abwenden können?"

Drohend sah Todros ihn an.

„Du kennst die Seele meines Volkes nicht, wenn du so denken und reden kannst. Mein Urgroßvater, mein Großvater, mein Vater und ich selbst haben an dieser Seele aus allen unseren Kräften gearbeitet. Nicht leicht wird sie sich von uns wenden... Möge er die Schriften vorlesen, möge einmal diese Abscheulichkeit aus dem Dunkel hervortreten, in dem sie bis jetzt verborgen war, auf daß man sie mit dem Feuer des Zornes vernichten und auf ihre Asche den Stein der Verachtung werfen könne... Möge er die Schriften lesen... Damit wird er das Maß seiner Sünden voll machen, und dann wird auf ihn meine rächende Hand herniedersinken."

Eine Zeitlang herrschte Schweigen.

„Mosche!"

„Was befiehlst du, Nassi?"

„Man muß die Schriften seinen Händen entreißen und sie mir übergeben."

„Rassi! Wie soll man das tun?“

Der Rabbi wiederholte entschieden:

„Man muß die Schriften seinen Händen entreißen und sie mir übergeben.“

Der am Herd zusammengekauerte Mosche fragte ganz furchtsam:

„Rassi, wer soll die Schriften seinen Händen entreißen?“

Todros heftete seine glühenden Augen auf den Melamed und wiederholte zum drittenmal:

„Man muß die Schriften seinen Händen entreißen und sie mir übergeben.“

Mosche senkte das Haupt.

„Rabbi!“ flüsterte er, „ich habe deinen Willen verstanden. Sei ruhig. Wenn er diese Abscheulichkeit vor dem ganzen Volke vorliest, dann wird sich über seinem Haupte ein Sturm entfesseln, der ihn brechen und zu Staub zermalmen wird.“

Lange schwiegen beide. Endlich begann der Rabbi:

„Mosche!“

„Was befiehlst du, Rassi?“

„Wann und wo wird er diese Abscheulichkeit vorlesen?“

„Im Bet-ha-Midrasch, wenn die Sonne untergeht und die Dämmerung sich über die Erde herabsenkt...“

„Mosche, gehe du sofort zum Schames und sage ihm meinen Befehl: er soll gleich zu den Dajen und den Kahalbeamten gehen und ihnen verkünden, sie sollen sich alle, wenn die Sonne untergeht und die Dämmerung sich über die Erde herabsenkt, im Bet-ha-Kahal versammeln zum großen Gericht.“

Mosche erhob sich und wandte sich zur Tür. Da

schüttelte der Rabbi einigemal den Kopf, erhob die Hand und rief:

„Wehe dem Widerspenstigen, dem Starken und Ungehorsamen! Wehe demjenigen, der den Aussatz berührt, und dem, der die Ansteckung verbreitet! Wehe ihm!"

Als er diese Worte sprach, da ergoß sich ein düsterer, unerbittlicher Haß über sein Gesicht, das doch vor einer Viertelstunde eine innige, brüderliche Liebe verklärt hatte.

Die Sonne ging unter, und die Abenddämmerung senkte sich über die Erde herab. Der große Synagogenhof füllte sich mit einer dichtgedrängten, erregt murmelnden Menschenmenge. Es kochte und gärte in der aufgeregten Menge.

Auch das Bet-ha-Midrasch war von einer dichtgedrängten Schar erfüllt. Der große Saal war nur von einem an der Eingangstür hängenden Lämpchen erhellt und von einer Talgkerze in einem Messingleuchter auf dem Tisch aus weißem Holz, hinter dem an der kahlen Wand ein Holzstuhl stand.

Dies war der Ort, an dem alle zum Volke sprechen konnten, so oft es ihnen beliebte. In Israel hat nämlich jeder, der Würdigste und Älteste, der Niedrigste und Jüngste, das Recht, zum Volke zu sprechen, und das Bet-ha-Midrasch ist die unaustilgbare Spur des hohen demokratischen Geistes, von dem einst die alten Gesetze Israels durchdrungen waren. Jeder, der aus dem Hause Israel stammt, hat das Recht, diesen Ort

zu betreten, hier zu beten, zu lesen, zu sprechen und zu lehren.

Die Leute, die an den Außenwänden des Gebäudes lehnten, blickten oft zu dem gegenüberliegenden Bet-ha-Kahal hinüber.

An jenem Ort der administrativen und gerichtlichen Sitzungen der Gemeinde begannen jetzt einige Lichter trüb aufzuflackern.

Bald betraten den Gang des Bet-ha-Kahal mehrere Männer, welche die Bevölkerung von Szybów wohl kannte und verehrte. Einzeln oder zu zweit erschienen da die Richter der Gemeinde, ernste Familienväter, reiche Kaufleute und Hausbesitzer.

Zwölf sollten sie an der Zahl sein. Diesmal waren es aber nur elf. Der zwölfte Dajen in Szybów war Rafael Ezofowicz. Das Volk flüsterte sich zu, daß der Oheim des Angeklagten nicht zum Gerichtshof gehören dürfe, oder vielleicht nicht gehören wolle.

Den Dajen folgten die Kahalbeamten. Unter ihnen befanden sich Morejne Kalman und Kamionker, dessen Antlitz in den letzten Tagen noch fahler geworden war und dessen Blick den ängstlichen Ausdruck eines von Gefahren bedrohten Menschen zeigte.

Als letzter von allen erschien Isaak Todros.

Im selben Augenblick erklang im Inneren des Bet-ha-Midrasch eine reine, klare Männerstimme und übertönte das dumpfe Geräusch der wogenden Menschenmenge.

„Im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, höre Israel!"

Das Gemurmel des Volkes ging in Lärm und Ge-

schrei über. Man hörte den Unwillen heraus, und mehr noch die mit Neugierde kämpfende Furcht.

Lange Zeit kämpfte die Männerstimme mit der wachsenden Unruhe, und nur einzelne Worte und Sätze drangen durch. Plötzlich rief einer aus der Menge:

„Schweiget und höret! Denn geschrieben steht: höret auf jede Rede, die im Namen Jehovas an euch gerichtet wird."

„Das ist wahr!" raunte man. „Er begann seine Rede im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs."

Eine große Stille erfüllte jetzt den Raum. Hinter dem weißen Tische, an dem Platz also, von dem aus oft zum Volke gesprochen wurde, stand Meir Ezofowicz in ruhiger Haltung und mit ruhigem Gesichtsausdruck.

Er war blasser als sonst, und eine tiefe, innige Erregung malte sich in seinem Blick. Es war nicht Furcht, sondern der mächtige Glaube und eine große, beglückende Hoffnung.

In seinen Händen hielt er einige vergilbte, uralte Bogen, aus denen er vorlas und die er manchmal hochhob, wie wenn er allen zeigen wollte, woher seine Worte stammten.

„Israel!" rief er, als das Gemurmel und der Lärm verstummt waren. „Du bist ein großes Volk. Als erstes unter allen Völkern hast du den einzigen Gott im Himmel erkannt und unter Sturm und Donner und Blitzen die zehn Riesenworte vernommen, auf denen andere Völker wie auf zehn Felsen durch alle Geschlechter hindurch sich die Staffeln zur Sonne der

Vollkommenheit aufgebaut haben! Israel! Blind von Geburt, oder mit der Blindheit des Bösen geschlagen, ist das Auge desjenigen, der die alte Würde auf deinem Antlitz nicht erkennt, blind und verdorrt ist das Auge, das beim Anblick der großen Leiden, die du erlitten, nicht in Tränen zerfließt. Unglücklich derjenige, dessen Lippen über dich das Wort: nichtswürdig aussprechen. Möge der Herr sich seiner erbarmen und ihm vergeben, denn er besitzt nicht jenes Maß von Gerechtigkeit, mit dem man die Vorzüge und die Schuld der Völker mißt. Israel! du verdammtest die Sklaverei deiner Mitbrüder, als du im Lande deiner Väter glücklich lebtest, und nur vor Jehova allein lagst du im Staube und sprachst: wir sind alle gleich vor unserem himmlischen Vater. Und als du später unglücklich und besiegt, in Tränen und Asche, zwischen den fremden Völkern standest, da hast du alle Schmerzen und alle Verachtung ertragen, und deinem einzigen Gotte Treue bewahrt, und deiner Vorfahren gedacht, und alle bedrückten Völker gelehrt, wie man ohne Waffen sich wehren kann. Klug, rein und barmherzig hat dich der Herr geschaffen, oh du mein Volk! Doch nun geht schon das zweite Jahrtausend dahin, seit dir der Herr das Eine versagt: das Vaterland!..."

Hier erzitterte die Stimme des Redners, und er verstummte für einen Augenblick. Durch die Menge ging ein Flüstern.

„Höret! lasset uns hören! Das sind die Schriften eines weisen und guten Israeliten, der sein Volk preiset!"

Meir las weiter:

„Wehe dem Volke, das sein Vaterland verliert. Die

Seele eines jeden Volkes umfängt ihr Heimatland, wie das Kind die Mutterbrust, und schöpft aus ihm Nahrung und Gesundheit und Heilung ihrer Leiden. So wollte es der Ewige, und so hat Er es bestimmt. Aber die Menschen traten seinem Willen entgegen. Deine Seele, Israel, haben sie von dem Boden losgerissen, an den sie sich geschmiegt. Wie ein Bettler pochtest du an die Pforten fremder Häuser und mußtest diejenigen um Erbarmen anflehen, welche dich anspieen. Dein Antlitz wurde schwarz vor Zorn und Demütigung, und vor Schreck krampfte sich dein Herz in der Brust zusammen, es könnte der Name Israel und seines einzigen Gottes, Jehova, vom Erdboden verschwinden. Bis in Mühsal und Elend deine alte Herrlichkeit von dir wich und deine Sünden und deine Vergehen sich wie die Sterne am Himmel vermehrten und Jehova, dein Gott, dich zornig fragte: ‚Ist dies mein auserwähltes Volk, das ich mir in Wahrheit und Gnade verlobte? Vermag es meine Gesetze nicht besser zu wahren, als mit den Worten seiner Lippen, welche den Taten seiner Hände widersprechen? Erkennt es den Glauben und die Gesetze nur in Opfern, Gesängen, Gebeten und Weihrauch? Und nicht in dem Emporsteigen auf jener großen Leiter, welche ich Jakob im Traume geoffenbart, damit für alle Zeiten die Menschen wissen, wie man zu mir emporsteigen muß, der ich bin die Erkenntnis und die Vollkommenheit!'"

Die Stimme des Redners übertönte ein dumpfes Murmeln.

„Was liest er denn da?" fragte man sich gegen-

seitig. „Das sind die Schriften eines schlechten Israeliten, der häßliche Worte über sein Volk spricht. Welches sind die Sünden und Vergehen, die sich wie die Sterne am Himmel vermehrt haben? Und wie sollen wir den Herrn der Welt preisen, wenn Gesänge und Gebete keinen Wert vor seinen Augen haben?"

Meir wurde noch blasser. Er fühlte, daß seine Stimme die aufsteigenden Wellen der murrenden Stimmen nicht mehr zu übertönen vermochte. Aufhören konnte er jedoch nicht. Er las also weiter, und bald überwog wieder die Neugierde der Menge alle anderen Gefühle. Man schwieg und hörte zu.

Sie lauschten der Erzählung des Michael Senior, wie er auf königlichen Befehl und um der Liebe willen, die ihm das Volk entgegenbrachte, an dessen Spitze trat und es auf neue Wege führen wollte, an deren Ziel er die aufgehende Sonne des neuen Tages leuchten sah; wie man ihn an der Vollendung des Werkes gehindert, die Seele des Volkes von ihm gewandt, ihn mit Verleumdungen überschüttet und ihn zu Staub vernichtet, den seine Feinde mit Füßen traten.

„Es brausten Gedanken durch meinen Kopf, die mein Mund niemandem mehr sagen konnte, denn alle meine früheren Freunde und meine Schüler hatten mich verlassen. In meiner Brust brannte ein Feuer, an dem sich niemand mehr wärmen wollte, denn man hatte meinem Volke gesagt, die Hand des Teufels habe es entfacht. Kraftlos lösten sich meine Glieder, der Todesschlaf begann mich zu umgarnen, und meine Lippen riefen: ‚Herr der Welten, verlasse deinen Boten nicht. Verleihe ihm eine Stimme von solcher Kraft,

daß er zu denjenigen reden kann, die noch nicht geboren sind. Denn die Lebenden wollen mich nicht mehr anhören.'

„Ich habe das heilige Buch aufgeschlagen und darin gelesen: ‚Wenn dein Arm kraftlos niederfällt, dann wirst du noch mit deiner Stimme für die Wahrheit kämpfen, mit deiner Liebe und mit deinen Tränen!'

„Oh mein Urenkel, der du diese Schriften suchen und finden wirst, verkünde meinem Volke, was ich für sein Heil gewollt.

„Das erste, was ich für mein Volk verlangte, war das Vergessen.

„Dies verlangte ich, damit Israel das Unrecht und die Schmerzen vergesse, die es von fremden Völkern erfahren. ‚Gedenke des Unrechts nicht! Sage nicht: Böses werde ich mit Bösem vergelten.' Mar Zutra sagte jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe begab: ‚Ich verzeihe allen, die mich betrübt haben.'

„Wenn du vergessen wirst, oh Israel, dann wirst du dich der Flamme nähern, welche du die fremde nennst, und die der ganzen Menschheit angehört. Diese Flamme, die du fliehst, entfacht mit seiner Hand Sar-ha-Olam, der Engel der Erkenntnis, Engel über allen Engeln und Fürst der Welt.

„Heilig ist die Lehre des Glaubens, doch wer hat die Lehren der Wissenschaft geschaffen, wenn nicht jener, in dem die Erkenntnis wohnt?

„Es wird eine Zeit kommen, in der die Welt voll des Wissens sein wird, wie voll von Wasser sind die Abgründe des Meeres.' Diese Worte des Propheten

hat einer deiner Weisen wiederholt, den andere Weise verflucht haben.

„Sein Name war Moses Majmonides. Er war der wahre Prophet, der nicht auf das schaute, was war, sondern auf das, was sein wird. Der sein Volk zu der fremden Flamme trieb, denn er wußte, daß eine Zeit kommen wird, in welcher derjenige, der die Flamme nicht in sich aufnimmt, zu Staub und Asche zerfallen wird, und sein Name wird dem Gelächter und der Verachtung anderer Völker preisgegeben werden... Er war der zweite Moses... Er war mein Meister, der mir alle Freuden und Schmerzen gab..."

Hier ließ Meir die Hände mit den vergilbten Bogen auf den Tisch herabsinken. In höchster Verklärung und Verzückung wiederholte er:

„Er war mein Meister, der mir alle Freuden und Schmerzen gab..."

Eine kreischende Stimme erhob sich in der Menge:

„Hörst du! Hörst du! Fremde Flammen preist er. Den verfluchten Ketzer nennt er den zweiten Moses!"

Alle wandten sich der Türe zu, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen. Reb Mosche hatte sie gesprochen, der auf einer Bank an der Eingangstür stand und mit seiner Gestalt die zu seinen Füßen wogende Menge überragte. Er schüttelte den Kopf, lachte spöttisch und durchbohrte Meir mit flammenden Blicken.

Aber die Neugierde der Menge war noch nicht gestillt. Unter den zerlumpten Gewändern schlug manches Herz höher, in unbewußter Erregung.

„Durch den Mund seines Urenkels spricht er zu uns

aus dem Grabe. Hören wir auf denjenigen, dessen Seele bereits bei den Sefirot weilt!"

Meir fuhr fort:

„Die Sünden werden vom Erdboden verschwinden, und es wird keine Sünder mehr geben. Und wenn die Sünden verschwinden und die Tore der Weisheit sich vor euch öffnen, dann tretet eiligen Schrittes und frohen Herzens ein, denn die Wissenschaft ist die mächtigste Waffe des Herrn, der die Welt regiert nach den ewigen Gesetzen der Vernunft. ‚Die Werke des Schöpfers wollen sie nicht betrachten.' Von diesen steht es geschrieben: ‚Die Dummen hassen die Erkenntnis!'

„Das zweite, was ich für mein Volk verlangte, war das Gedenken.

„Rawa fragte Raba: ‚Wie kamen die Menschen zu dem Sprichwort, wirf keinen Schmutz in den Brunnen, aus dem du trinkst?' Raba erwiderte: ‚Sie kamen dazu, weil in der heiligen Schrift geschrieben steht: Verstoße den Ägypter nicht, denn du warst ein Gast in seinem Lande.' Eliezer, Asargis Sohn, sprach: ‚Die Ägypter haben die Israeliten zu ihrem eigenen Vorteil bei sich aufgenommen, und doch hat der Ewige sie dafür belohnt.' Und wenn das Land, aus dessen Brunnen du Wasser trinkst und von dessen Boden du Brot erhältst, dich nicht als Arbeitstier, das ihm den Boden pflügen soll, sondern als müden Bruder, der an seinem Herzen ausruhen soll, aufgenommen hat, welchen Lohn wirst du ihm geben, Israel?

„Als ich das Amt, das der König selbst mir verliehen, mit fester Hand führte, da fanden sich zwei nichtswürdige Israeliten, die ins feindliche Lager über-

liefen, die Geheimnisse des königlichen Heeres dort preisgaben und dem Könige im Kriege dadurch großen Schaden und große Schwierigkeiten zufügten. Was habe ich mit diesen meinen nichtswürdigen Untertanen getan? Ich befahl, im ganzen Lande unter Posaunenklängen zu verkünden, daß sie Verräter seien an Gott und seinem heiligen Gesetze, und daß Israel sie für alle Ewigkeit aus seinem Schoß ausstoße.

„Also habe ich gehandelt, denn als der Zorn gegen sie mein Herz erfaßte, da sah ich im Traume den anderen Moses, wie er zu mir sprach: ‚Verstoße sie aus dem Schoße Israels, da sie jene von sich gestoßen, auf deren Boden sie Gäste und Fremdlinge waren!‘

„Nicht nur um der Heiligkeit eurer Seelen willen verlange ich, daß ihr die Pflichten der Dankbarkeit übet, sondern um eures Glückes auf dieser Erde willen.

„Als ich im großen israelitischen Synod saß, der mit Erlaubnis des Königs und der mächtigsten Herren dieses Landes in der schönen und reichen Stadt Lublin tagte, da beredete ich alle klugen und ehrlichen Menschen, einen Aufruf an die Israeliten zu erlassen, der ihren Verstand und ihre Herzen so erschüttern mußte, wie der Gärtner den Baum schüttelt, auf daß die reife Frucht von ihm abfalle.

„In unserem Aufruf sagten wir zu allen unseren Brüdern: ‚Seid nützlich diesem Lande, in dem ihr wohnet, und ihr werdet geachtet werden. Das ist der erste Schritt zur Glückseligkeit, denn süß ist die Achtung dem menschlichen Herzen und bitter die Verachtung.‘

„Doch noch andere Gedanken beseelten mich.

„Wer seiner Erde dient, der wird sich an ihrem Brote sättigen. Wie soll euch aber diese Erde sättigen, wenn ihr ihr nicht dient wie treue und redliche Diener, sondern wie Fremdlinge, die nur um den heutigen Tag besorgt sind?

„Es wird eine Zeit kommen, wo alle Sünden verschwinden werden, und die Völker der Welt werden den Söhnen Israels zurufen: ‚Nehmet die Pflüge in eure Hände und gehet hin den Boden zu bebauen, auf daß ihr auf ihm in Ruhe leben und euch und eure Söhne und eure Enkel an seinem Brote sättigen könnt.‘ Aber eure falschen Propheten werden euch sagen: ‚Unsere Hände werden die Pflüge nicht führen im Lande der Verbannung.‘

„Oh du mein Urenkel, der du dies lesen wirst, sage deinem Volke, daß es seine Ohren verschließe vor der Stimme der falschen Weisen! Rufe ihm aus voller Brust und mit mächtiger Stimme zu: ‚Deine falschen Weisen haben dich vernichtet, oh Israel!‘“

Man sah, daß der Redner das Gebot seines Ahnen mit dem Feuer und der Begeisterung des Glaubens und mit unaussprechlicher Freude erfüllte. Denn mit lauter Stimme rief er aus voller Brust:

„Glaube nicht deinen falschen Weisen, oh Israel!“

Die Menge schrie:

„Von wem spricht er?“

„Wo sind in Israel falsche Propheten und Weise?“

„Er spricht von unseren großen Rabbis und unseren Gelehrten. Verleumdungen und Gotteslästerungen entströmen seinen Lippen.“

„Nur Vorwürfe und Tadel schleudert er ins Antlitz Israels.“

„Er verlangt, daß wir mit unseren Händen das Land der Verbannung bebauen.“

„Rabbi Nochim, der Großvater Rabbi Isaaks, sagte zu unseren Großvätern: ‚Führet nicht den Pflug im Lande der Verbannung.‘“

„Und Rabbi Nochim war der weiseste unter allen Weisen, das Licht seiner Weisheit erhellte die ganze Erde!“

„Hersch Ezofowicz lag darüber mit Reb Nochim im Streit.“

„Hersch Ezofowicz war ein großer Sünder!“

„Warum liest er uns nicht vor, was Elende und Bettler tun sollen, um reich zu werden.“

„Er hat geschrieben, wir sollen Diener sein des Landes, in dem wir wohnen! Und wenn der Messias kommt, uns in das Land unserer Väter zurückzuführen, dann werden wir dieses Land verlassen. Wozu also sollen wir seine Diener sein?“

„Wir dachten, in diesen Schriften stehe geschrieben, wie Sand in Gold zu verwandeln sei...“

„Und wie man die Teufel vertreibe...“

„Und wie man Moses von den Toten erwecken könne.“

Die Fragen, die Bemerkungen und das Murren kreuzten sich mit dem spöttischen Gelächter jener, die sich in ihrer Neugierde und ihrer Hoffnung enttäuscht sahen.

Von der Höhe der Bank, die Menge überragend, schrie der Melamed Schmähworte und Beleidigungen

und brach in ein lautes Gelächter aus, in dem man den Geifer des Hasses spürte.

An der gegenüberliegenden Wand lehnte stumm und regungslos Ber. Den Kopf hatte er etwas nach rückwärts geneigt und an die Wand gestützt. Aus seinen starr in die Ferne blickenden Augen flossen leise große Tränen über sein Antlitz, auf dem sich Schmerz und Entzücken malten.

Von der Menge abgesondert, dicht neben Meir, stand eine Gruppe von Jünglingen, die alle verzückt in sein Antlitz starrten.

In der Mitte des Saals erhob sich eine zitternde Stimme:

„Von alledem haben die Leute schon viel gesprochen... Es ist lange her, sehr lange her... In den Tagen meiner Kindheit..."

Dem lauten Seufzer des uralten Greises antwortete unterdrücktes Kichern.

Die vergilbten Bogen erzitterten in Meirs Händen. Brennende Röte bedeckte sein bleiches Gesicht. Unter den halb gesenkten Lidern warf er dem Volke einen Blick zu, aus dem Zorn und Bitte, Erbarmen und Ungeduld sprachen.

„Schweiget!" rief er. „Erlaubet, daß der große Mann, der im Grabe ruht, euch durch meinen Mund alle seine Gedanken ausspreche... Bis zum Schlusse... Er hat mich zum Boten vor euch erwählt... Ich muß seinen Befehlen gehorchen..."

Seine Stimme klang durchdringend und befehlend. Mit kraftvoller Gebärde erhob er seine Hand gegen das entfesselte Element rings um sich herum.

Der Melamed schrie:

„Still! Lasset ihn lesen! Möge die Abscheulichkeit aus dem Dunkel hervortreten, in dem sie bis jetzt verborgen war, auf daß man sie mit dem Feuer des Zornes vernichte."

„Israel!" begann Meir von neuem, „Israel, das dritte, was ich für dich verlangte, war die Erkenntnis.

„Einst waren unter uns große Gelehrte, die man Baale-Tressim nannte, denn sie waren bewaffnet. Womit waren sie bewaffnet? Mit der großen Erkenntnis des israelitischen Glaubens. Und weshalb waren sie bewaffnet? Um den Namen Israel zu schützen und ihn vor Vernichtung zu bewahren. Sie sprachen:

„‚Das Haus Israel wird nicht vom Erdboden verschwinden. Denn eine starke Mauer wird es stützen, die sich zusammensetzen wird aus einer großen Menge von Gesetzen, welche wir dem Glauben Moses' entnehmen werden, und die es von anderen Völkern trennen sollen, so daß es sich von ihnen absondern und nicht in ihnen aufgehen wird.'

„So haben unsere Tanaiten gesprochen, und das Synhedrion, in dem sie saßen, und die Schulen, in denen sie lehrten, wurden zum Schlachtfelde, auf dem Kugeln gegossen und Schwerter geschärft wurden. Gamaliel, Eliezer, Josua, Akiba, Jehuda erstrahlten unter ihnen wie die Sonnen unter den Sternen; und durch volle fünfhundert Jahre folgten sie einer dem anderen, und ganze fünfhundert Jahre verfaßten, übersetzten und schrieben sie an diesem ungeheuren Buche, dem sie den Namen Talmud gaben und das durch lange Jahrhunderte für die Söhne Israels zum Damm

wurde gegen das Meer, das sie zu verschlingen drohte.

„Aus diesem Buche schöpften die Söhne Israels lange Jahrhunderte hindurch all ihren Trost und all ihre Erleuchtung; und all ihre Gedanken und all ihre Seufzer vereinten sich um das Buch, wie Kinder zu ihrer Mutter flüchten.

„Das Buch, an dem durch volle fünfhundert Jahre Menschen schrieben, die Israel innig geliebt und viel gelernt hatten und das dem ganzen Volke durch viele Jahrhunderte Trost, Hoffnung und Einigkeit gab, kann nicht dumm und schlecht sein.

„Muß aber alles, was gut ist, auch vollkommen sein? Den Himmel selbst bedecken trübe Wolken, und auch in dem reinsten Herzen entdeckt das allsehende Auge des Herrn Flecken. Hat Jehova denn selbst das Buch unserer Gesetze geschrieben? Haben es Engel geschrieben? Nein, Menschen haben es geschrieben!

„Hat es auf der ganzen Welt und in allen Jahrhunderten einen Menschen auf Erden gegeben, der ohne Fehl gewesen wäre? Gibt es ein menschliches Werk, das für alle Zeiten und alle Geschlechter Geltung hätte? Pharaos Thron stürzte zusammen, Ninive fiel in Trümmer, Rom ging unter, griechische Weisheit mußte anderer Weisheit weichen.

„Wüsten breiten sich aus, wo einst bevölkerte Städte blühten, und Städte erheben sich auf früheren Wüsteneien. Menschenwerk zerfällt, und anderes wächst empor. Das ist der Lauf der Welt.

„Israel! In der Nahrung, die deine Seele durch viele Jahrhunderte genährt, ist Weizen und Spreu. In deinem Reichtum sind Brillanten und Sand. Das

Buch des Glaubens ist wie der Granatapfel. Der dumme Mensch verzehrt ihn mit der Schale. Doch als Rabbi Meir diesen dummen Menschen sah, da pflückte er einen Granatapfel, entfernte die harte und bittere Schale und aß den saftigen und süßen Kern.

„Ich wollte euch lehren, wie Rabbi Meir den Mann gelehrt hat, der den Granatapfel mit der Schale aß. Ich wollte, daß ihr die Gabe der Erkenntnis erlanget und daß ihr für das Buch unseres Glaubens aus eurem Verstande ein Sieb machet, welches Spreu und Sand durchläßt, und nur die Kerne und die Brillanten auffängt.

„Für dieses mein Verlangen hast du mich von dir gestoßen, oh du mein Volk! In deinem Herzen erwachte Haß gegen mich, weil dich Furcht und Haß gegen alle Neuerungen erfüllen. Und doch steht es geschrieben: ‚Siehe nicht auf das Gefäß, siehe nur auf den Inhalt.‘

„Es gibt neue Krüge, die mit starkem Weine gefüllt sind, und alte Krüge, die keinen Tropfen enthalten.“

„Meir,“ flüsterte erregt Ber, „wirf einen Blick auf das Volk!“

Und leiser fügte er hinzu:

„Geh’ fort! Geh’ schleunigst fort!“

Meir ließ seine Blicke über die wogende und murrende, dunkle Masse schweifen. Ein Lächeln, halb traurig, halb zornig, umspielte seinen Mund.

„Nicht das habe ich erwartet! Etwas ganz anderes habe ich erwartet.“ Er senkte das Haupt. Bald jedoch erhob er es wieder und rief:

„Ich bin von meinem Ahnen auserwählt, seine letz-

ten Gedanken zu verkünden! Ich muß seinen Befehlen gehorchen!...

„Er hat die Fragen erfaßt, welche in dem Kopfe seines Urenkels erstehen sollten, und hat Antwort auf sie gegeben! Er durchdrang die Verborgenheit der Seelen, die nach Wahrheit lechzen, und sandte ihnen durch meine Hände Trost und Belehrung! Ich liebe ihn, wie wenn er mich auf seinen Armen großgezogen hätte. Ich beuge mich vor seiner großen Seele, die sich die Unsterblichkeit verdient hat und jetzt im Lichte Jehovas lebt! Ich denke, wie er gedacht! Wünsche das, was er gewünscht! Ich bin, wie er war, ich, der Sohn seines Geistes."

Meirs Stimme klang laut und klar, ein Lächeln verklärte sein Gesicht, in die glühenden Augen traten Tränen, die Lippen zuckten, immer blasser wurde seine Stirne, und unwillkürlich erhob er beide Hände.

„In den Schriften meines Ahnen steht es geschrieben, daß wir uns nicht von der Stelle rühren, während alle Völker vorwärtsschreiten, der Erkenntnis und der Glückseligkeit entgegen; daß unsere Köpfe mit so vielen kleinen Dingen angefüllt sind, daß die großen keinen Platz mehr darin finden; daß die Lehre, welche Kabbala heißt und die ihr für heilig haltet, verflucht ist, denn sie ertränkt den Verstand der Söhne Israels und hält sie von der wirklichen Erkenntnis ab... Geschrieben steht dort..."

Hier wurde seine Rede von dem Geschrei, dem Lachen und Stöhnen der Menge übertönt, und nur einzelne Sätze drangen noch durch.

Meir hörte jedoch nicht auf zu reden. Im Gegen=

teil, er sprach immer rascher, mit keuchender Brust, er schloß die Augen, dann öffnete er sie weit. Noch schien ihn ein Schimmer von Hoffnung zurückzuhalten.

„Wehe! Wehe!“ schrien verschiedene Stimmen. „Abtrünnigkeit und Verderben haben das Haus Israel heimgesucht! Die Lippen der Kinder speien Gotteslästerung!“

„Höret! Höret!“ rief Meir. „Noch lange sind die Schriften meines Ahnen nicht zu Ende...“

„Schweigen soll er. Lasset uns ihn von der Stelle verjagen, von der aus die Weisen Israels zum Volke sprechen!“

„Höret! In den Schriften steht geschrieben, Israel soll aufhören, den Messias von Fleisch und Blut zu erwarten...“

„Wehe! Wehe! Er will dem Herzen Israels den Trost und die Hoffnung nehmen!“

„Denn er wird nicht in menschlicher Gestalt auf die Erde kommen, sondern als die Zeit, die herabfließt und allen Völkern Erkenntnis, Glückseligkeit, Liebe und Frieden bringt.“

„Meir! Meir! Was tust du? Du stürzt dich ins Verderben! Blicke aufs Volk! Fliehe!“ flüsterte man ihm jetzt von verschiedenen Seiten zu.

Ber stand an seiner Seite. Elieser, Ariel, Chaim und noch einige schlossen einen engen Kreis um ihn. Er aber sah sie nicht und hörte sie nicht. Schweißtropfen traten auf die bleiche, jedoch hoch erhobene Stirn, in seinen Augen erglänzten abwechselnd Tränen der Verzweiflung und Flammen des Zornes.

Plötzlich vernahm man an der Eingangstür dumpfe Schläge. Der Melamed war von der Bank herabge-

sprungen und schlug mehrmals mit seinen bloßen Füßen gegen den Boden.

Dann setzte er mit einigen Sprüngen durch den Raum. Die Menge machte ihm Platz. Heftig mit dem Arm ausholend, warf er den Messingleuchter mit der gelben Kerze vom Tisch, die Flamme traten die anderen nieder. Gleichzeitig stieg jemand auf die Bank an der Eingangstür und verlöschte die Lampe.

Der große Raum war plötzlich in tiefe Dunkelheit gehüllt, in die nur einige Strahlen des bleichen Mondlichts drangen. Ein Zischen und Brausen, als wären alle Elemente losgelassen, erfüllte den Saal. Man hörte Drohungen, Jammern, Flüche und Bitten.

Schließlich ergoß sich durch die weitgeöffnete Tür des Bet-ha-Midrasch eine dichte, schwarze Menschenflut auf den Synagogenhof und stieß hier mit einer zweiten Flut zusammen, die sich bis jetzt außerhalb des Gebäudes aufgehalten hatte und etwas ruhiger war.

Der weite Hof lag im Mondlicht gebadet. Mit geschlossenen Fenstern und geschlossenen Türen erhob sich hier das Bet-ha-Kahal.

Auf den Stufen, die zum Gang emporführten, saß der Schames, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, regungslos wie eine Bildsäule, und harrte der Befehle, welche aus dem Inneren des Gebäudes zu ihm gelangen sollten. Inmitten der aufgeregten, schreienden Menge erhob sich das Gebäude stumm und geschlossen wie ein Grab.

Die Menge zerfiel in einige Gruppen. Eine von ihnen wälzte sich durch die Pforten des Synagogen-

hofes und zog mit furchtbarem Geheul über den im Mondlicht gebadeten Platz.

Diese Gruppe war sehr zahlreich. Sie bestand aus Leuten in armseligen Kleidern, mit langen Bärten und zornfunkelnden Augen; aus Kindern verschiedenen Alters, die sich fortwährend bückten, um Steine, oder eine Handvoll Sand, oder Unrat aufzulesen. In ihrer Mitte schlossen halbwüchsige und erwachsene Jünglinge einen Kreis um Meir und deckten ihn.

Gedrängt und gestoßen, kämpften sie noch eine Zeitlang mit der ganzen Kraft ihrer Brust und ihrer Arme, bis sie entkräftet und erschreckt auseinanderwichen und sich in der Menge verloren.

Da fiel auf die Schultern Meirs, den sie bis jetzt gedeckt hatten, ein Hagel von Steinen nieder. Man riß ihm sein Gewand in Stücke, und auf sein entblößtes Haupt fiel Sand und Unrat, den man aus den Pfützen schöpfte.

An sein Ohr schlugen leidenschaftliche Schreie und Laute, vor seinen Augen huschten zornentbrannte Gesichter vorbei, Arme hoben und senkten sich rings um ihn herum. Und hinter all dem erschien ihm wie hinter einem feurigen Nebel das stille und verschlossene Vaterhaus. Zu diesem flüchtete er jetzt wie zu einem rettenden Hafen.

Durch seine zusammengepreßten Lippen drang nicht das leiseste Stöhnen, kein Wort der Bitte oder Klage.

Der Verzweiflung nahe, stieß er aus allen Kräften die ihn bedrängende Menge zurück; doch schien es, als wollte er nicht sich, sondern den Schatz beschützen, den er bei sich trug, denn jeden Augenblick führte er

die Hand an seine Brust, als wollte er sich überzeugen, daß er noch dort geborgen war.

Plötzlich vertrat ihm ein Mann im groben Leinenhemd den Weg; einen dicken Stock schwingend, rief er mit funkelnden Augen zum Volke:

„Dummköpfe! Was tut ihr! Warum entreißt ihr ihm nicht die abscheulichen Schriften? Rabbi Isaak hat befohlen, sie ihm zu entreißen und ihn in seine Hände auszuliefern! An seiner Brust hat er die Schriften geborgen."

Im selben Augenblick wurde der Jüngling, den man bis jetzt nur von rückwärts und von der Seite bedrängt hatte, auch von vorne umringt. Schwarze, grobe Hände faßten nach seiner Brust, bogen ihm die Arme zurück und begannen an seinem Gewande zu zerren.

Da erhob er sein totenbleiches Gesicht zum Himmel, der im Schein des Mondes erglänzte, und rief aus voller Brust:

„Jehova!"

In diesem Augenblick fühlte er einen geschmeidigen kleinen Körper sich zu seinen Füßen hinschleichen, und heiße Lippen hefteten sich auf seine herabhängende Hand. Seltsam berührte ihn dieser Kuß inmitten der Schläge, der Flüche und Drohungen.

Mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft stieß er die Angreifer zurück, bückte sich zur Erde, und ehe jene wiederum an ihn heranspringen konnten, richtete er sich wieder auf und hob in seinen Armen ein Kind empor, mit dem er sich jetzt wie mit einem Schilde deckte.

Hinter Tränen sahen die großen schwarzen Augen des Kindes seltsam zornig und doch ängstlich flehend zu der Menge herab.

„Das ist mein Kind! Mein Leibele! Tut ihm kein Leid an!“ ließ sich die jammernde und ängstliche Stimme des Schneiders Schmul aus der Menge vernehmen.

„Rebe!“ riefen jetzt mehrere grobe Stimmen dem Melamed zu, der mit dem Stock in der Hand wild umhersprang. „Rebe! Er hat sich mit dem Kinde gedeckt, das Kind liebt ihn sehr!“

„Entreißt ihm das Kind! Entreißt ihm die verfluchten Schriften!“ schrie der Melamed.

Niemand aber hörte auf ihn. Wohl zerrte man noch an Meirs Gewand, hin und wieder traf noch ein Stein seinen Arm und flog über seinen Kopf hinweg, vor sich aber sah er bereits die Bahn frei. Er erreichte mit einigen Sätzen sein Vaterhaus, dessen Tür eine unsichtbare Hand öffnete und gleich hinter ihm wieder schloß.

Meir stellte das Kind in dem dunklen Korridor auf den Boden und stürzte in das Empfangsgemach, in dem er beim Licht der Lampe vor dem Sofa seine ganze Familie versammelt fand.

Regungslos blieb er an der Wand stehen. Er atmete tief und schnell, ließ seine trüben Blicke umherschweifen und schwieg. Eine Zeitlang schwiegen auch alle Anwesenden.

Noch nie, so lange die Familie der Ezofowicz bestand, hatte eines ihrer Mitglieder so ausgesehen, wie jetzt der blasse und keuchende Jüngling. In Fetzen

hing sein Gewand herab, das Haupt war mit dem Staube der Straße bedeckt, über seine schweißbedeckte Stirn lief schräg ein blutiges Mal, — die Spur eines Steines, oder vielleicht eines scharfen Werkzeugs, das in dem dunklen Saal des Bet-ha-Midrasch eine Hand gegen ihn geführt.

Saul bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Einige Frauen schluchzten laut. Rafael, Abraham und die anderen erwachsenen Familienmitglieder erhoben sich von ihren Plätzen und riefen einstimmig:

„Unseliger!"

Sie wollten zu ihm sprechen, doch blieb ihnen keine Zeit mehr. Krachend wurden die von außen verschlossenen Fensterläden aufgerissen, die Scheiben klirrten, und in die Stube fielen Steine, die an die Wände und Geräte schlugen. Hinter den Fenstern erscholl leidenschaftliches Geschrei und Drohungen. Am deutlichsten und erregtesten klang die Stimme des Melamed.

Man verlangte Meir, man verlangte die Schriften des Seniors. Man beschimpfte das ganze Geschlecht dieses Hauses, drohte mit göttlicher und menschlicher Rache.

Wie festgebannt, von Schrecken und Scham gepackt, standen die Ezofowicz.

Saul nur enthüllte sein Antlitz, richtete sich stolz auf und schritt eilig der Türe zu.

„Tate! Wo gehst du hin?" schrien Männer und Frauen durcheinander.

„Ich werde auf den Gang meines Hauses treten und diesem betörten Volk befehlen, daß es schweige und sich entferne."

Man vertrat ihm den Weg. Die Frauen umschlangen seine Kniee.

„Sie werden dich töten!" wehklagten sie.

Doch plötzlich verstummte das Geschrei auf der Straße, und es ging nur noch ein Flüstern durch die Menge:

„Schames! Schames! Schames!"

Über den Platz schritt rasch jener Mann, der vor wenigen Minuten noch regungslos vor der Türe des grabesstillen Bet-ha-Kahal wartete.

Das Grab hatte sich also geöffnet und die Worte des gefällten Urteils verkündet, und der Synagogendiener eilte, um es dem Angeklagten und seinen Angehörigen mitzuteilen.

Von Neugierde gepackt, drängte sich die große, schwarze Masse dicht an das Haus der Ezofowicz. Das Tor des Hauses wurde geöffnet und schnell wieder geschlossen. Der Schames trat in das Empfangsgemach.

Er warf einen unruhigen und mißtrauischen Blick um sich und verneigte sich dann vor Saul.

„Friede mit dir!" sagte er leise, als fühlte er die Ironie dieser Begrüßung.

Niemand antwortete ihm.

„Rebe Saul!" fuhr er schon etwas lauter und fester fort, „verarge es deinem Diener nicht, daß er Unglück und Schande in dein Haus bringt. Ich erfülle die Befehle unseres großen Rabbi, aller Dajen und Kahalbeamten, die heute über deinen Enkel Meir zu Gerichte saßen und mir geboten, das gefällte Urteil ihm und euch allen zu verkünden."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Erst nach einer Weile sagte Saul, der auf den Arm seines Sohnes Rafael gestützt stand:

„Lies!"

Der Schames entfaltete das Papier, das er in seinen Händen hielt, und begann mit lauter, gedehnt singender Stimme:

„Isaak Todros, der Sohn Baruchs, Rabbi von Szybów, hat zusammen mit den Dajen und den Kahalbeamten, welche das Gericht und den Rat der israelitischen Gemeinde der Stadt Szybów bilden, erfahren und durch viele Zeugen und Beweise, die keinem Zweifel unterliegen, ist erwiesen worden, daß der widerspenstige und ungehorsame Meir Ezofowicz, der Sohn Benjamins, sich schwerer, in Israel unerhörter Vergehen schuldig gemacht hat und folgender Verbrechen:

„1. Daß oben genannter Meir, statt den Sabbat zu heiligen, es gewagt hat, die Behausung des abtrünnigen Karaiten zu beschützen, gegen israelitische Kinder im Zorn die Hand zu erheben, verfluchte Bücher zu lesen und weltliche Lieder zu singen.

„2. Daß Meir Ezofowicz das verfluchte Buch More Nebuchim des Moses Majmonides selbst gelesen und es anderen zu lesen gegeben hat.

„3. Daß Meir Ezofowicz aufrührerische Reden gegen den Glauben und die Weisen Israels geführt und die Seelen der israelitischen Jünglinge verdorben hat.

„4. Daß er unter dem Schein des Mitleids mit dem Elend des Volkes ihm verbrecherische Ratschläge erteilt hat.

„5. Daß er sich geweigert hat, ein ihm von den Ältesten bestimmtes israelitisches Mädchen zur Frau zu nehmen.

„6. Daß er unreine Freundschaft gehalten hat mit der Karaitin Golda.

„7. Daß er den israelitischen Weisen und Gelehrten nicht die gebührende Ehrerbietung bezeugt hat.

„8. Daß er in unfaßbarer Bosheit vor einem fremden Menschen Reb Jankel Kamionker verklagt hat.

„9. Daß er in grenzenloser Verwegenheit und Gottlosigkeit die Schriften seines Ahnen Michael Senior aus der Verborgenheit gerissen und sie dem Volke vorgelesen hat.

„Dies erachten wir für das größte Verbrechen von allen großen Verbrechen, die er begangen, und beschließen auf Grund der Gesetze, die in unseren heiligen Büchern enthalten sind, und kraft unserer Gewalt, die uns nach diesen Gesetzen über jeglichen Sohn aus dem Hause Israel zusteht:

„Daß morgen Abend auf den verwegenen und ungehorsamen Meir Ezofowicz durch den Mund Rabbi Isaaks der große und furchtbare Fluch geschleudert wird, zu welchem Zwecke die ganze Bevölkerung von Szybów und Umgegend durch die Schames zusammenberufen werden soll. Durch den Fluch wird er aus dem Schoße Israels verstoßen werden. Ihr alle jedoch, die ihr an eurem Gotte und Seinen Gesetzen festhaltet, lebet in Frieden und Glückseligkeit mit all euren israelitischen Brüdern!“

Der Schames hatte gesprochen.

Die Blätter, aus denen er vorgelesen, barg er an seiner Brust, verneigte sich tief und verließ eiligst den Raum.

Eine Zeitlang herrschte Grabesstille. Auch die Menge draußen war verstummt.

Meir stand regungslos da, den Blick auf die Stelle geheftet, wo vor einem Augenblick der Schames das Urteil über ihn verlesen. Plötzlich erhob er beide Hände, faßte sich an den Kopf und schrie:

„Ausgestoßen aus dem Schoße Israels! Aus dem Hause Israel schmachvoll verstoßen!"

Seine Stimme erstarb in einem furchtbaren Schluchzen, das sich seiner Brust entrang. Mit heftiger Bewegung wandte er sich von den Anwesenden ab, verbarg sein Gesicht in den Händen, preßte die Stirn an die Wand und brach in lautes, leidenschaftliches, erschütterndes Weinen aus..

Da näherten sich ihm seine Oheime, deren Frauen und Töchter, und riefen ihm zu und baten und drohten, er möchte sich besinnen, sich demütigen, die Schriften des Seniors den Flammen übergeben. Dann könnte man vielleicht noch die Ältesten versöhnen und das Urteil noch rückgängig machen.

Er hörte nicht auf zu weinen und antwortete auf alle Rufe und alle Bitten nur durch Kopfschütteln und ein kurzes: „Nein!"

„Tate!" rief Rafael und wandte sich zu Saul, der regungslos auf seinem Sessel saß. „Tate, warum sprichst du nicht zu ihm? Warum befiehlst du ihm nicht, daß er sich demütige und besinne, daß er die unseligen Schriften uns ausliefere, auf daß wir sie

dem Rabbi überbringen und ihn um Erbarmen anflehen können?"

Meir enthüllte sein Antlitz und wandte sich zum Großvater. Auch Saul erhob sein Haupt, streckte die Hände aus und stand auf. Sein bisher starrer Blick wurde unruhig, bis er dem Blicke seines Enkels begegnete. Er öffnete den Mund, brachte jedoch kein Wort über die Lippen.

„Sprich, Tate! Sprich! Befiehl ihm!" riefen einige Stimmen. Der Greis wankte. Ein furchtbarer Kampf spielte sich in ihm ab. Er versuchte zu sprechen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Endlich flüsterte er schwer atmend:

„Noch ist er nicht verflucht... Noch darf ich es... Im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, segne ich dich, du Sohn meines Sohnes!..."

Am ganzen Körper zitternd, die Augen voller Tränen, fiel er schwer auf seinen Sitz zurück.

Die Anwesenden wechselten Blicke voll Ehrfurcht und Verwunderung. Meir sprang auf, warf sich vor dem Großvater zu Boden, küßte ihm Füße und Kniee und flüsterte ihm leise Worte zu von seiner Liebe zu ihm, von den Schriften des Seniors und davon, daß er fortgehen wolle und einst zurückkehren werde. Dann erhob er sich und stürzte aus der Stube.

Die schwarze Volksmasse hatte sich unterdessen von dem Hause entfernt und stand jetzt regungslos und leise murmelnd in der Mitte des Platzes.

Sobald der Schames die Worte des grausamen Urteils verlesen hatte, da legten sich plötzlich die Wellen des wütenden Zornes. Das Volk, in dem es noch vor

einem Augenblick gärte, das fluchte und alles zu zertrümmern drohte, was sich seinem Zorne entgegenstellte, verstummte plötzlich, zog sich zurück und wurde von Trauer erfaßt.

Nur hier und da hörte man ein Lachen rachsüchtiger Freude, hörte man Beschimpfungen und Verdammungen, aber in den Gruppen, die sich jetzt über den Platz zerstreuten und in die Seitengäßchen eilten, flüsterte man leise:

„Und doch war er gut und barmherzig..."

„Er war nicht stolz..."

„Mein dummes Kind hat er genährt und geküßt!"

„Er hat meinen alten Vater eigenhändig unter dem Wagen hervorgezogen, der auf ihn umgestürzt war."

„Sein Antlitz leuchtete vor Schönheit und Klugheit."

„Cherem! Cherem!" wiederholte man im Kreise. Hin und her wiegten sich die Köpfe vor Erstaunen, die Gesichter wurden bleich vor Entsetzen, und Seufzer entrangen sich jeder Brust.

Über die brachen Felder, die das Städtchen von dem Karaitenhügel trennten, glitten im silbernen Mondeslicht die Schatten dreier menschlicher Gestalten.

Zwei Schatten befanden sich so dicht beieinander, daß sie manchmal zusammenflossen. Der dritte jedoch huschte weit hinter den zweien her, blieb stehen, bückte sich und verschwand manchmal ganz hinter einem Zaun, hinter Büschen oder Bäumen.

Vor dem offenen Fenster der Karaitenhütte erklang ein leiser Ruf:

„Golda! Golda!“

Aus dem Fenster beugte sich ein Gesicht, das der Mond mit seinem fahlen Lichte übergoß.

„Meir! Meir! Ich habe großen Lärm und furchtbare Schreie gehört. Mein Herz zitterte vor Furcht. Doch jetzt bist du gekommen.“

Zwei Arme streckten sich dem Jüngling entgegen, in Schrecken und Freude.

Plötzlich stieß das Mädchen einen lauten Schrei aus.

Meir stand jetzt dicht vor ihr.

Sie hatte sein zerrissenes Gewand und den blutigen Streifen über der Stirne erblickt.

„Oh!“ seufzte sie aus tiefer Brust und hob beide Hände an ihre Stirn, ließ sie dann rasch wieder sinken, beugte sich zu dem Jüngling herab, der sich auf die Bank unter dem Fenster gesetzt hatte, und mit angehaltenem Atem leise, abgebrochene Worte flüsternd, streichelte sie sein staubiges Haar und die wunde Stirn. Etwas von mütterlicher Zärtlichkeit lag in ihren Bewegungen, die beruhigen, heilen und trösten sollten.

Er saß eine Zeitlang in der Haltung eines Menschen, der von tödlicher Ermüdung ausruht. Nach einer Weile richtete er sich auf und begann eilig und leise zu sprechen:

„Golda! Die Leute werden mich vielleicht suchen, und wenn sie mich finden, dann werden sie mir meinen Schatz entreißen wollen. Dir, Golda, werde ich den Schatz anvertrauen, und ich selbst werde in Feld und Wald gehen, um dort mit lauter Stimme Jehova um Erbarmen anzuflehen.“

„Gib ihn mir!“

Meir reichte ihr die Schriften.

„Birg' meinen Schatz an deiner Brust und hüte ihn wie deinen Augapfel. Das sind die Schriften meines Ahnen, die den Rest von Blindheit von meinen Augen genommen. Das ist mein Geleitbrief, mit dem ich in die Welt ziehen werde, der mir die Türen und die Herzen der weisen Menschen öffnen wird. Hier ist es still und sicher... Niemand sieht uns... Wenn ich in die weite Welt ziehe, dann werde ich diese Schriften dir wieder abnehmen..."

Golda nahm sie an sich.

„Sei unbesorgt um deinen Schatz! Eher werde ich sterben, als ihn in fremde Hände ausliefern. Bei mir ist er sicher... Hier ist es ruhig, und niemand wird es ahnen."

Meir erhob sich.

„Schlafe in Frieden," sagte er. „Ich muß gehen... In mir braust ein Meer von Tränen... Ich muß gehen... muß fort... fort... Unter den Bäumen des Waldes werde ich mich zu Boden werfen und mit den rauschenden Winden mein Flehen zu Jehova erheben... Ich muß vor ihm klagen... Muß ihn anflehen... Muß ihn um viele Dinge befragen... Erfüllt ist meine Brust von den Schreien meiner Seele. Ich muß sie von ihnen befreien... sie zerreißen mir die Brust."

Er wollte gehen. Golda hielt ihn aber am Rockärmel fest.

„Meir, sage mir, was vorgefallen ist... Warum hat man dich geschlagen und verwundet? Warum mußt du fort in die weite Welt?"

„Man schlug und verwundete mich, weil ich nicht gegen die von mir erkannte Wahrheit handeln wollte. Ich muß fort in die weite Welt, weil morgen der große und furchtbare Fluch gegen mich geschleudert werden wird und ich aus dem Hause Israels schmachvoll verstoßen werde."

„Cherem!" schrie das Mädchen und schlug vor Entsetzen die gefalteten Hände über ihrem Kopfe zusammen. So blieb sie einen Augenblick stehen; dann aber ergoß sich ein sanftes, verzücktes Lächeln über ihr Gesicht.

„Meir, mein Sejde ist verflucht... und ich bin verflucht... aber die Gnade des Herrn ist größer als der größte Schrecken, und Seine Gerechtigkeit ist tiefer als das tiefste Meer. So steht es geschrieben in der heiligen Schrift. Wenn mein Sejde das liest, dann weicht die Traurigkeit von ihm, und er sagt: ‚Der Verfluchte ist glücklicher als der Verflucher... Denn es wird eine Zeit kommen, da die Gnade des Herrn in die menschlichen Herzen dringen wird, und sie werden die Namen der Verfluchten segnen'..."

Meir blickte lange in die begeisterten und verklärten Augen des Mädchens.

„Golda, du bist die Seele meiner Seele... Komm' du mit mir in die weite Welt... Ich werde dich zum Weibe nehmen, und wir werden Hand in Hand den Fluch der Menschen tragen und darnach trachten, daß sie einst unsere Namen segnen."

Unaussprechliche Seligkeit umstrahlte Golda. Bewußtlos vor Freude, die Brust von Schluchzen ge-

hoben, unausgesprochene Dankesworte auf den Lippen, beugte sie sich vor und umschlang Meir mit ihren Armen.

Es war nur ein Augenblick. Rasch richtete sich das Mädchen wieder auf, Purpurröte übergoß ihr Antlitz, und zitternd und schwer atmend sagte sie leise:

„Und der Sejde?"

Meir blickte auf sie, als erwachte er jäh aus einem Traume.

„Seine Füße sind zu schwach, um mit uns zu gehen, und er wird die Gräber seiner Väter nicht verlassen wollen. Wie könnte ich von ihm gehen? Wie sollte er ohne mich leben? Er hat mich auf seinen Armen gewiegt, mich spinnen und lesen gelehrt, er hat meine Seele erleuchtet und mein Herz mit seinen schönen Erzählungen erquickt. Wer wird seinen Hunger und seinen Durst stillen, wenn ich ihn verlasse? Wer wird in finsteren Winternächten zu seinen Füßen liegen und mit seinem Körper seine frierenden Füße erwärmen? Und wenn seine Seele aus seinem Körper entfliehen wird, wer wird sein weißes Haupt in ewigen Schlaf wiegen? Meir! Meir! Auch du hast einen Großvater, dessen Haare weiß sind wie Schnee und der seine Kleider im Schmerze um dich zerreißen wird. Aber dein Sejde hat Söhne und Töchter, Enkel und Urenkel, ein reiches Haus und Ansehn bei den Leuten... Mein Sejde hat auf der ganzen Welt nur seine armselige Hütte, seine alte Bibel und seine Enkelin Golda..."

Meir seufzte.

„Du sprichst die Wahrheit, Golda! Doch was sollst du tun? Was soll aus dir werden, wenn die Augen

deines Großvaters sich zum ewigen Schlafe schließen und du ganz allein bleibst, in Armut und der Verachtung der Menschen preisgegeben?"

Golda setzte sich, denn ihre Knie wankten.

„Ich werde mich vor die Schwelle dieser Hütte setzen, werde Wolle spinnen und meine Ziegen weiden und auf den Weg blicken, auf dem du einst zurückkehren wirst ..."

In träumerische Gedanken versunken, fragte Meir:

„Was wirst du tun, wenn die Leute kommen werden, um deiner zu spotten und zu sagen: ‚Akiba trinkt aus dem Quell der Weisheit, und deinen Körper verzehrt das Elend, und deine Augen verlöschen unter den Tränen!'"

„Ich werde ihnen sagen: Möge meinen Körper das Elend verzehren und meine Augen mit den Tränen herausfließen, ich werde meinem Manne die Treue bewahren. Und wenn er jetzt vor mir stünde und sagte: ‚ich bin zurückgekehrt, weil ich nicht wollte, daß du noch ferner weinest, aber vom Quell der Weisheit hab' ich noch wenig getrunken,' dann würde ich ihm antworten: ‚geh' und trinke weiter!'"

Meir stand auf. Nicht Verzweiflung mehr, sondern Kraft und Mut sprachen aus seinem Antlitz und aus seiner Haltung.

„Ich werde zurückkehren, Rahel!" rief er. „Jehova wird sich meiner annehmen, und die Menschen werden mir hilfreich die Hand bieten. Und auf dein Haupt werde ich für all das Elend und den Spott, den du um mich erduldet, eine goldene Krone setzen ..."

Golda schüttelte das Haupt. Sie war wie in einem Zaubertraum befangen.

„Dann werde ich deine Knie umfassen und mit meinen Augen, die wieder in Schönheit erstrahlen werden wie vor vielen Jahren, werde ich auf dein Licht blicken und sagen: ‚Meister, deine Ehre ist meine Krone!'"

Mit tränenerfüllten Augen blickten sie sich lange an. Rein und heldenhaft war die glühende Liebe, die in ihren Augen leuchtete.

Da drang ein gedämpftes, kindliches Lachen an ihre Ohren.

Auf der Schwelle der geöffneten Tür saß Leibele und hielt ein weißes Zicklein in den Armen.

„Das Kind folgt dir stets hierher."

„Es küßte mich heute, als alle mich schlugen, und mit seinem Körper habe ich meinen Schatz beschützt."

„Warum verläßt du Vater und Mutter, Leibele, und folgst Meir?"

Das Kind wiegte den Kopf hin und her und erwiderte:

„Er ist besser wie Tatele und besser wie Mamele. Er hat mir Brot gegeben und mich gestreichelt und mich den Händen Reb Mosches entrissen."

„Wessen Sohn bist du?" fragte Golda.

Leibele schwieg einen Augenblick. Er schlug die Augen auf und nickte mit dem Kopfe. Plötzlich wies er mit dem Finger nach der Richtung, in der Meir sich entfernt hatte, und rief laut:

„Sein Sohn bin ich!..."

Dabei lachte er, aber nicht mit dem Lachen eines Idioten; es war der Ausdruck der Freude, welche die-

ses arme Kindergemüt verspürte, als es ihm unter Anspannung seiner ganzen Geisteskraft gelungen war, seine Liebe und sein heißes, wenn auch unklares Verlangen in ein Wort zu kleiden.

Golda blickte nach der Richtung, in der Meir sich entfernt hatte, und seufzte schwer. Dann stand sie auf, hüllte sich in ein altes Tuch, bestieg den Hügel bis zur halben Höhe und ließ sich dort unter einer Zwergkiefer nieder.

Sie stützte die Ellbogen auf die Knie, bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und saß regungslos da, in Trauer erstarrt. Auf ihrem dunklen Haar, das sie wie ein Mantel umhüllte, schimmerte das Mondlicht.

Leibele schlummerte auf der Schwelle der Hütte, das Zicklein in den Armen.

Fast zur selben Zeit öffnete sich leise die Tür zur Hütte des Rabbis, und herein trat Reb Mosche, gebückt, beschämt und gebrochen.

Er setzte sich auf den Boden am Herd und blickte ängstlich zu Todros hinüber, der am Fenster sitzend sein Gesicht in beide Hände stützte und in den Mond starrte.

„Rabbi!" flüsterte Mosche schüchtern.

„Rabbi!" wiederholte er lauter, „dein Diener fühlt sich mit Schuld beladen ... er bringt dir nicht die abscheuliche Schrift. Rabbi! Heftig war der Sturm, aber seine Freunde beschützten ihn, dann schützte er sich selbst, und dann schützte ihn ein kleines Kind ... Das dumme Volk zerrte an ihm, schlug ihn, beschimpfte

und steinigte ihn, die abscheulichen Schriften hat es ihm aber nicht entrissen. Nassi! Scham und Furcht erfüllen die Seele deines Dieners, du aber erbarme dich seiner und strafe ihn nicht mit dem Donner deines Zornes..."

Todros wandte den starren Blick nicht ab und sprach:

„Die Schriften muß man seinen Händen entreißen und in meine Hände ausliefern."

„Nassi, die Schriften sind nicht mehr in seinen Händen!..."

„Wo sind sie denn?" Todros erhob die Stimme.

„Rabbi! ich hätte nicht gewagt, vor dein Antlitz zu treten, wüßte ich nicht, was aus den Schriften geworden... Ich folgte ihm... meine ganze Seele drang in meine Augen und in meine Ohren... ich habe es gesehen, wie er die Schriften dem Karaitenmädchen übergab, und habe gehört, daß er sie seinen Schatz nannte ... er sagte, sie seien sein Geleitbrief, mit dem er in die weite Welt gehen wolle und der ihm die Herzen der Menschen öffnen werde..."

Todros schauerte.

„Das ist wahr! Das ist wahr! Die Schriften werden ihm zum Schild und zum Schwert werden, an dem die Werkzeuge unserer Rache zerschellen... Mosche! man muß diese Abscheulichkeit den Händen des Karaitenmädchens entreißen..."

Der Melamed schlich sich zu den Knieen des Meisters, erhob seine Augen zu ihm und flüsterte:

„Rabbi! das Mädchen sagte, sie würde sich eher das Leben entreißen lassen... als die Schriften..."

Todros schwieg eine Weile und wiederholte dann:

„Man muß die Schriften ihren Händen entreißen..."

Der Melamed überlegte.

„Rabbi!" begann er ganz leise, „und wenn ihr etwas Arges widerfährt?"

„Gesegnet sei die Hand, die aus dem Hause Israel den Unrat entfernt."

Gierig fing der Melamed die Worte auf und lächelte.

„Rabbi! ich verstehe deinen Willen... verlasse du dich auf deinen Diener... er wird Leute finden, deren Hände mit Kraft und deren Herzen mit Unbeugsamkeit gewappnet sein werden... Rabbi!" fügte er nach einer Weile flehentlich hinzu, „laß du auf mein Haupt den milden Strahl deines Auges fallen... auf daß ich sehe, daß du deinem Diener nicht zürnest... Ohne deine Gnade und deine Liebe ist meine Seele wie ein Brunnen ohne Wasser und wie eine Finsternis, die kein Sonnenstrahl erhellt..."

Todros erwiderte:

„Kein milder Strahl wird aus meinem Auge fallen, und Zorn und Trauer werden nicht aus meinem Herzen weichen, solange die abscheulichen Schriften im Besitze der Verfluchten sind..."

Mosche stöhnte.

„Rabbi! Morgen nachts werden die Schriften in deinen Händen sein!"

Ein Mondstrahl fiel auf die beiden Männer, von denen der eine in den Himmel, der andere ins Antlitz des Meisters starrte.

Beide hörten das Rauschen des Todesengels, den sie zu Hilfe riefen, — und doch war ihre Brust von grenzenloser Liebe und Ehrfurcht erfüllt.

IX.

Außergewöhnliche Bewegung herrschte unter der Bevölkerung des Städtchens. In Scharen und langen Reihen zogen aus allen Richtungen Menschen zu dem großen, dunklen Tempel, unter dessen dreistöckigem, bemoostem Dache in den Fenstern, die wie altertümliche Schießscharten aussahen, lange und schmale Lichtstreifen aufflackerten. Am Himmel gingen die Sterne auf.

Das Innere des Tempels war ein riesiger Saal, der mehrere tausend Menschen umfassen konnte und eine Höhe von zwei Stockwerken hatte.

Die Mauern bildeten ein Viereck; sie waren ganz glatt und schneeweiß, und nur in der Höhe durchschnitt sie eine schwere Galerie mit tief gewölbten Nischen, nach Art von Logen, die eine hohe, jedoch durchsichtige Brüstung umgab.

Unten standen Holzbänke dicht hintereinander, von der Eingangstür bis zu einem um einige Stufen erhöhten Platz, den eine Holzbrüstung umschloß.

Auf dieser Erhöhung stand ein Tisch, zur Entfaltung des Riesenbogens der Tora bestimmt, an jenen Tagen, da der Ritus das Lesen einiger Kapitel vorschreibt. Sie diente auch als Kanzel, von der an feierlichen Tagen religiöse Gespräche und Lehren erschallten. Dort standen auch die Chöre der halbwüchsigen Kinder und erwachsenen Jünglinge, die ihre Stimmen mit der Stimme des Kantors vereinten, welcher die Gebete anstimmte.

Wenige Schritte nur trennten diese Erhöhung von dem Altar, der durch seine strengen Formen und die

Pracht seiner Farben auffiel, wo die Heiligtümer der Heiligtümer aufbewahrt wurden und zu dem sich die andächtigen Blicke und Seufzer der Gläubigen erhoben.

Der Altar reichte bis an die Decke und bestand aus zwei riesengroßen Tafeln, auf deren Grund von reinstem Lasur verschnörkelte weiße Buchstaben prangten, in reicher und phantastischer Zeichnung. In ihnen konnte das kundige Auge die zehn Gebote vom Berge Sinai erkennen.

Die beiden Lasurtafeln wurden von zwei Löwen aus vergoldeter Bronze getragen, die riesengroß und in würdiger Haltung auf zwei schweren Säulen ruhten. Weiße, zierlich gemeißelte Kränze aus Weinlaub umschlangen die saphirblauen Säulen. Sie ruhten fest auf steinernen Postamenten, deren breite Flächen bis zum Boden mit Abschnitten aus der heiligen Schrift beschrieben waren.

Wie mächtige und kraftvolle Wächter standen die Säulen zu beiden Seiten einer tiefen Nische. Ein Vorhang aus scharlachroter Seide mit reicher Goldstickerei verdeckte sie völlig.

Hinter diesem Vorhang, der nur bei besonderen Anlässen zur Seite geschoben wurde, barg sich das Heiligste aller Heiligtümer, die Tora, — ein Riesenpergament, in kostbaren Stoff gehüllt und mit einem schweren, steifen, mit Silber- und Goldstickereien bedeckten Band umwunden.

Das ärmliche Aussehn des Städtchens Szybów hätte nicht in dem Inneren dieses alten, Jahrhunderte hindurch andächtig geschmückten Tempels ein so prachtvolles Bild vermuten lassen, wie es sich an jenem

späten Abend darbot, als er ganz in Licht erstrahlte und von einer dichtgedrängten Menschenschar erfüllt war.

Sieben hundertarmige Leuchter hingen an echt silbernen Ketten von der Decke herab und warfen ein Meer von Licht in die gewölbten Tiefen der Galerie, hinter deren durchsichtigem Gitter man Frauengesichter und Frauengewänder erblickte, und auf die unten stehenden Bänke, in denen die reifen, bärtigen Männer saßen, ganz umhüllt von den weichen Falten der Gebetmäntel. Wie zum ewigen Zeichen der Trauer um das verlorene Vaterland waren die Ränder der Mäntel mit schwarzen Borten verbrämt. Hier und da funkelten an den Mänteln der Reichen und der Würdenträger der Gemeinde breite Silberschnüre in üppigem Blättermuster.

Der größte Kronleuchter mit dem reichen Gehänge tönte silberhell und funkelte vor der Nische zwischen den zwei mächtigen Säulen.

Am Fuße der mit Inschriften bedeckten Postamente stand der Kantor, das Haupt mit dem weißen Gebetmantel bedeckt, und sang jene alten Psalmen, deren uferlose Melodie die ganze Skala menschlichen Entzückens, tiefer Verehrung, grenzenloser Sehnsucht, aller Klagen und Mühsale widergibt.

Noch nie klang Eliesers Stimme so kraftvoll und innig, wie an diesem Abend... Nie klangen in seiner Stimme so mächtiger Aufschwung, so feierliche Würde und so inniges, schluchzendes Beben, das, allmählich verstummend, im Meer grenzenlosen Schmerzes zu versinken schien.

Bis in den entlegensten Winkel erfüllte der Klang seiner Stimme den riesigen Saal, und ab und zu ver-

einten sich mit ihr die mächtigen Akkorde der Chöre. Grabesstill schwieg die Menge, vor Entzücken hingerissen, und starrte auf den im Golde glitzernden, scharlachroten Vorhang.

Der und jener zeigte auf den verklärten und alle bezaubernden Sänger und flüsterte:

„Das ist der Engel Sandalfon, der dem Herrn die Kränze reicht, die gewunden sind aus allen menschlichen Gebeten."

„Er betet für den Freund, auf dessen Haupt heute der Bannfluch fallen soll..."

Plötzlich unterbrach den Gesang des Kantors und das feierliche Schweigen der Menge ein dumpfer, kräftiger Schlag, der sich mehrmals wiederholte.

Eliesers Stimme brach ab, wie eine goldene Saite von rauher Hand berührt. Die Augen der Menge wandten sich dem Platze zu, von dem die heftigen Schläge erschallten.

Der Chor der jugendlichen Sänger verschwand von der Erhöhung. Nur ein Mann stand noch dort oben, gebeugt, hager, mit einem langen, gelben, vorgestreckten Hals, einem schwarzen Bart und feuerglühenden Augen. Er hielt in beiden Händen ein großes Buch und schlug mit ihm aus allen Kräften auf den Tisch, was den Befehl zum allgemeinen Schweigen bedeutete.

Nur aus dem Vorraum drang noch ein Flüstern. Dort umgab eine größere Anzahl von Leuten verschiedenen Alters und Standes Meir, der mit bleichem Gesicht und zusammengepreßten Lippen an der Türe des Tempels lehnte.

„Noch ist es Zeit! Habe Erbarmen mit dir selbst und mit deiner Familie! Demütige dich! Eile schnell hin, schnell, falle dem Rabbi zu Füßen! Oh! Cherem! Cherem! Cherem!“

„Im Namen des Gottes unserer Väter!“ erklang im Tempel die kräftige, tiefe Stimme des Isaak Todros.

Ein Rauschen und eine tiefe Erregung ging durch die Menge.

Isaak Todros begann langsam, deutlich und jeden Satz absondernd:

„Mit der Kraft und der Gewalt der Welt, im Namen unseres heiligen Glaubens und der 613 Gesetze, mit dem Cherem, mit dem Josua Nawi die Stadt Jericho verfluchte, mit dem Fluch, mit dem Eliseas die ihn verfolgenden Knaben verfluchte, mit der Schamta, deren sich unsere großen Synhedrions und unsere Versammlungen bedient haben, mit allen Cherems, allen Flüchen, allen Verbannungen und Verwünschungen, deren man sich von den Zeiten des Moses bis auf den heutigen Tag bedient hat, — im Namen des ewigen Gottes, des Herren der Welt, im Namen Matatrons, welcher der Schutzengel und Schirmer Israels ist, im Namen des Engels Sandalfon, — im Namen des Erzengels Michael, des kraftvollen Führers der himmlischen Heere, — im Namen der Engel des Feuers, des Sturmes und der Blitze, mit der Kraft der Namen aller Engel, welche die Sterne leiten und auf himmlischen Wagen fahren, und aller Erzengel, welche ihre Flügel über den Thron des Allmächtigen breiten, — im Namen dessen, der im feurigen Busch erschien und

durch den Moses die Wasser in zwei Hälften teilte, im Namen der Hand, welche die Tafeln der heiligen Gesetze beschrieben . . . vernichten wir, verbannen wir, schmähen wir und verfluchen wir den widerspenstigen und ungehorsamen Meir Ezofowicz, Benjamins Sohn . . ."

Er hielt einen Augenblick inne. Dann erhob er mit heftiger Bewegung die Hände über seinem Haupte und rief inmitten der tiefsten Grabesstille immer rascher und mit immer mehr gedehnter, singender Stimme:

„Er sei verflucht durch den Gott Israels! Er sei verflucht durch den mächtigen und furchtbaren Gott, dessen Namen die Menschen am Tage des Gerichts zitternd aussprechen! Er sei verflucht durch Matatron, Sandalfon, Michael und alle Bewohner des Himmels! Er sei verflucht durch alle reinen und heiligen Diener Gottes! Gott und Schöpfer! Vernichte und zermalme ihn für alle Ewigkeit! Gott, der du andere erhebst, demütige ihn! Möge Dein Zorn, oh Gott, über sein Haupt herabfallen! Mögen die Teufel ihm entgegentreten! Verwünschungen und Geheul mögen ihn überall umgeben, wohin er sich auch wende! Möge er seine Brust mit seinem eigenen Schwerte durchbohren, und mögen die Engel Gottes ihn von Ort zu Ort jagen, daß er nie und nirgends Ruhe finde! Mögen seine Wege Gefahren und tiefe Finsternis zeichnen und sein einziger Gefährte die Verzweiflung sein! Mögen Trauer und Unglück ihn zerfleischen, und möge er mit seinen eigenen Augen den Schicksalsschlägen zuschauen und sich mit dem Feuer des göttlichen Zornes sättigen! Möge der Zorn und die göttliche Rache auf ihn fallen, sich an ihn festklammern und das Mark aus seinen

Knochen saugen! Möge sein Name auf ewig vergessen sein!"

Erschöpft hielt Todros wiederum einen Augenblick inne. Seine immer heftigeren Schreie, Rufe und Bewegungen hatten ihn ermattet. Doch bald begann er wieder, das Gesicht in Flammen:

„Von dem Augenblick an, da dieser Bannfluch auf sein Haupt geschleudert worden, möge er es nicht wagen, an einen israelitischen Tempel näher als auf vier Ellen Entfernung heranzutreten! Bei Strafe des Fluches und der Ausstoßung aus dem Schoße Israels darf kein Israelit näher als vier Ellen an ihn herantreten, und keiner soll es wagen, ihm die Tür seines Hauses zu öffnen, ihm Brot, Wasser und Feuer zu reichen, auch wenn er ihn schwach und zusammengebrochen von weiter Wanderschaft, von Hunger, Krankheit und Elend sieht! Jeder, der ihm begegnet, soll ihn anspeien und Steine vor seine Füße werfen, auf daß er über sie stolpere und falle. Alles, was ihm durch Erbrecht von Vater und Mutter zufällt, und alles, was er selbst erworben, soll zur Verfügung des Kahal gestellt werden, zur Unterstützung der Armen und Schwachen!

„Ganz Israel erfahre von der Rache und dem Fluch, der ihn betroffen!

„Ihr alle, die ihr es mit eigenen Ohren vernommen, verkündet diese Worte und Befehle an allen Orten, die euer Fuß betritt, und wir werden die Kunde an alle Städte und Gemeinden senden, in denen unsere Brüder wohnen, von einem Ende der Welt zum anderen.

„So soll es geschehen! Und ihr alle, die ihr treu geblieben seid eurem Herrn und Seinen heiligen Gesetzen, lebet in Frieden!"

Er hatte geendet. Im selben Augenblick wurden die hellen Lichter in den riesigen Leuchtern verdunkelt, und in den vier Ecken des Saales begannen laut Posaunen zu heulen.

Dem düsteren, langgedehnten Klang der Instrumente gesellte sich ein furchtbarer Chor menschlicher Seufzer, Klagen und Stöhnen. Der lauteste Schrei drang aus dem Vorraum.

Meir verschwand von der Schwelle des Tempels.

In der Nähe des Altars fielen einige gereifte Männer mit dem Antlitz zu Boden und zerrissen ihre Gewänder.

„Im Staube liegen die mächtigen Ezofowicz!" klang es von verschiedenen Seiten.

Von der Höhe der Galerie ertönte Weinen, Schluchzen und Klagen der Frauen, und in der Tiefe des Saales erhob eine Gruppe ärmlich gekleideter Männer ihre dunklen, abgearbeiteten Hände und schlug sie über ihren Häuptern zusammen.

Mit dem zerrissenen Ärmel seines Gewandes trocknete Todros die schweißbedeckte Stirn, stützte sich dann mit beiden Händen auf die Holzbrüstung und blickte atemlos auf den Kantor.

Gemäß dem Ritus sollten den Worten des furchtbaren Fluches Worte des Segens auf die ganze Bevölkerung folgen. Diese Segensworte sollte der Kantor sprechen.

Todros wartete nun auf die Vollendung des Aktes.

Eliefer stand das Antlitz dem Altar zugewandt. Als der Rabbi die furchtbaren Flüche schleuderte, da bebte die Gestalt des Kantors unter dem weißen Gebetmantel.

Jetzt aber war er ruhig, blickte erhobenen Hauptes über die Menge und erhob beide Hände. Es war das Zeichen, daß er das Volk zu Stillschweigen und Gebeten aufforderе. Die Posaunen schwiegen, die Schreie und Klagen der Menschen verstummten.

Die verdunkelten Lichter leuchteten wieder auf, und Eliefers klare, feste Stimme begann langsam, mit feierlichem Ernst:

„Derjenige, der unsere Vorfahren gesegnet und alle Gerechten der Welt... Er möge Seine Gnade und Seinen Segen auf das Haupt des Mannes senken, den dieser ungerechte Cherem getroffen! Möge Gott in Seiner Barmherzigkeit ihn retten und ihn vor Unglück und Not bewahren! Möge Er die Zahl seiner Lebensjahre verlängern, und jedem Werk seiner Hände Segen spenden, und ihn vom Elend der Finsternis und den Fesseln befreien, zusammen mit allen israelitischen Brüdern! Also geschehe Sein Wille!... Rufet: Amen!"

Der Kantor schwieg. Einige Sekunden herrschte Bestürzung in dem Saal, dann erschallte aus tausend Kehlen ein mächtiger Ruf:

„Amen!"

„Amen!" riefen die Czofowicz und erhoben sich vom Boden.

„Amen!" schrien die ärmlich gekleideten, abgehärmten Leute.

„Amen!" erklang es von der Galerie.

„Amen!“ wiederholte der Chor der jugendlichen Stimmen.

Der Rabbi riß seine Hände von der Holzbrüstung los, richtete sich hoch auf, ließ den starren Blick ringsum schweifen und schrie:

„Was ist das? Was soll das heißen?“

Da wandte Elieser sein Gesicht ihm und der ganzen Versammlung zu. Der Gebetmantel war von seinem Haupte auf die Schultern herabgeglitten, die Röte der Begeisterung bedeckte sein Antlitz, und Zorn und Mut erglänzten in seinen Augen.

„Rabbi! Das soll heißen, daß unsere Ohren und unsere Herzen solche Flüche nicht mehr hören wollen!“

Die Worte klangen wie ein kriegerischer Losungsruf.

Zu beiden Seiten des Kantors drängte sich in dichten Reihen die männliche Jugend. Die nächsten Gefährten und Freunde des Verfluchten waren es, aber auch solche befanden sich darunter, die ihn nur von fern kannten, und auch solche, die bis vor wenigen Tagen seine Widerspenstigkeit nicht begriffen hatten.

„Rabbi!“ klang es jetzt von allen Seiten, „solche Flüche wollen wir nicht mehr hören!“

„Rabbi! Dein Fluch hat in unseren Seelen Liebe zum Verfluchten geweckt!“

„Rabbi! Du hast mit deinem Cherem einen Mann belegt, der Gott und den Menschen angenehm war!“

Mit heftiger Anspannung aller seiner Kräfte riß sich Todros aus seiner Erstarrung.

„Was wollt ihr?“ schrie er. „Was redet ihr da? Seid ihr vom Teufel besessen? Oder wißt ihr nicht, daß unsere Gesetze Rache und Fluch über die Wider-

spenstigen gebieten, die sich dem heiligen Glauben widersetzen?"

Jetzt erklang sogar in der Mitte des Saales eine ernste Stimme:

„Rabbi! Und weißt du nicht, daß, als in unserem altehrwürdigen Synhedrion ein heftiger Streit entbrannte, ob Israel die Lehre des Schamai oder des Hillel annehmen solle, über den Versammelten Batkohl erklang, — die geheimnisvolle Stimme, die von Gott selbst entsandte Stimme, — die da sprach: ‚Folget der Lehre des Hillel, denn sie ist voll Sanftmut und Erbarmen!'"

Man hob die Köpfe und richtete sich auf, um den Sprechenden zu erkennen. Es war Rafael, der Oheim des Verfluchten.

Da drängte sich durch die Menge Ber, trat unter die Jünglinge und rief:

„Rabbi! Hast du je alle Geister gezählt, die deine und deiner Väter Strenge zermalmt hat?... Und all die Seelen, die von großem Verlangen erfüllt waren, und die ihr mit harter Hand für ewig in die Finsternis und geheime Schmerzen verbannt habt?"

„Rabbi!" rief eine noch kindliche Stimme, „wirst du und alle, die zu dir stehen, uns immer von dem wunderbaren Feuer fernhalten, ohne dessen Licht unsere Herzen verdorren?..."

„Unglückliche! Besessene! Verdammte!" schrie Todros aus voller Brust. „Habt ihr denn nicht mit eigenen Augen gesehen, daß das ganze Volk den Mann haßte, ihn auf seinen Wegen verfolgte, seine kräftige Hand

ihm auf die Schultern legte, ihn steinigte und ihm die Stirn mit einem blutigen Mal zeichnete?"

Stolzes, entsetztes und höhnisches Gelächter erklang hier und dort.

„Der Fluch, den du, Rabbi, ausgesprochen, hat manches Herz erweicht und die Blindheit von vielen Augen genommen!"

„Böse Zungen haben in unseren Herzen Zorn gegen den Unschuldigen entfacht, heute aber fließen Tränen aus unseren Augen über ihn, denn du, Rabbi, hast mit deinem Fluch der Jugend den Todesstoß versetzt."

„Und steht es denn nicht in den Gesetzen unserer großen Synhedrien geschrieben: ‚Das Gericht, welches einmal in siebzig Jahren ein Todesurteil fällt, wird das Gericht der Mörder genannt!'"

„Wer Haß säet, wird Trauer ernten."

Todros erwiderte nichts mehr. Er schien versteinert. Mit weitgeöffneten Lippen und aufgerissenen Lidern sah er aus wie ein Mann, der nicht mehr verstand, was um ihn herum geschah.

Da sprang der Melamed aus der Menge vor und stellte sich der aufrührerischen Gruppe Auge in Auge gegenüber.

„Wehe! Wehe! Wehe den Widerspenstigen, die jenem keine Ehrfurcht zollen, der in dem Dienste des Herrn der Welt steht!"

Elieser erwiderte:

„Keine Mauer erhebt sich zwischen uns und unserem Herrn! Wir haben unter uns Männer ausersehen, die den heiligen Glauben lehren und ihn den Unwissenden erklären sollen. Aber wir haben ihnen nicht ge-

sagt: ‚Wir übergeben euch unsere Seelen in Sklaverei!‘ Denn jedem Sohne Israels ist es gestattet, Gott den Herrn in seinem Herzen zu suchen und Seine Worte sich nach seinem Verstande auszulegen!“

Andere riefen: „Es gibt in Israel keine Höheren und keine Niederen. Wir sind alle Brüder und gleich vor dem Herrn!“

„Die falschen Gelehrten haben uns vernichtet, denn sie haben Israel von den anderen Völkern getrennt!“

„Aber es kommt die Zeit, wo Israel seine Fesseln abschütteln wird, wo die hochmütigen und verblendeten Geister von ihrer Höhe stürzen und die gefesselten Geister zur Freiheit gelangen werden.“

Jetzt erhob Todros langsam seine Hände und fuhr sich über sein Antlitz, als ob er aus einem Traume erwachte. Dann stützte er sich wiederum auf die Brüstung, doch nur ein Seufzer drang aus seiner Brust:

„En-Sof!“

In diesem Ausruf des kabbalistischen Namens Gottes, der jetzt allein sein Gehirn beherrschte, lag dumpfe Verzweiflung.

Gleichsam als lauter Protest gegen die veralteten Formen, in Sehnsucht zur Rückkehr zum ursprünglichen Glaubensquell Israels, erschallte es von vielen Lippen:

„Jehova!“

Der Melamed zitterte am ganzen Körper, wie vom Fieber geschüttelt. Mit mächtiger Stimme forderte er die Versammelten auf, den beleidigten Meister zu schützen und die Widerspenstigen zu strafen. Doch je

länger und je heftiger er sprach, um so größer wurde seine Bestürzung.

Niemand regte sich.

Hier und da sah man Gestalten unbemerkt und schnell durch die Menge schlüpfen und verschwinden.

Endlich begriff der Melamed, daß seine Rufe vergeblich waren. Weshalb man ihn aber nicht anhörte, konnte er nicht fassen.

Durch die getrübten Gedanken des Rabbi Todros flog ein Strahl der Erkenntnis, und er erblickte flüchtig das Bild der furchtbaren Wahrheit.

Eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß in den jungen Seelen, die sich gegen ihn auflehnten, alle schlummernden Begierden und Widerstände erwachten, deren Verkörperung und deren Opfer der von ihm verfluchte Mensch war.

Jener war also nicht allein in Israel, nur kühner war er und stolzer, als die anderen.

Und weiter flüsterte ihm die innere Stimme zu, daß diese jungen Häupter der Geist des Jahrhunderts berührt hatte, der, wie es ihm von fernher und unklar bekannt war, mit Aufruhr und Sturm alles umstürzte, was jemals sich zwischen die Menschheit und die höchste Wahrheit stellte. Jener Geist, der zugleich mit Sturm und Kampf auch Erbarmen und Vergebung der Welt brachte und mit seinen feurigen und doch so weichen Flügeln über Fluch und Haß dahinstrich...

Undeutlich, chaotisch, trüb und nebelhaft hörte und sah es Todros, aber das genügte, um sein mit dem steinernen Glauben und unermeßlichem Stolz erfülltes Herz erstarren zu machen.

„Bat-kohl" dachte er.

„Bat-kohl!" wiederholte er mit zitternden Lippen und wandte langsam das blasse Antlitz nach allen Seiten.

Die Synagoge war beinahe schon leer.

Schweigend strömte die Menge langsam hinaus, als wollte sie mit ihrem Schweigen der tiefen Trauer und dem Schwanken des Geistes Ausdruck geben, der sich nach keiner Seite hinneigen wollte, oder es vielleicht auch nicht konnte...

Bleich und bebend näherte sich Meir seinem Elternhause, ohne die Absicht, es zu betreten.

Er wußte wohl, daß er von hinnen gehen mußte, daß er weit in die Welt hinaus mußte, um in Elend und Not das Ziel zu verfolgen, nach dem er sich so lange gesehnt, und das so fern lag und so schwierig zu erreichen war.

Nur mit den Blicken wollte er von seinem Hause Abschied nehmen.

Da sah er in der Reihe der dunklen, stillen Fenster eines, in dem ein schwaches Licht flackerte. Er blieb stehen und blickte hinüber. Hinter den Scheiben zeichnete sich deutlich die schwerfällige und regungslose Gestalt der Urgroßmutter Frejda ab, die in ihrem Lehnstuhl schlummerte. Die breiten Strahlen des Mondlichts spielten auf ihrem Antlitz und funkelten in ihrem Geschmeide.

Langsam betrat Meir den Gang seines Vaterhauses und legte die Hand auf die Türklinke. Gegen alle Gewohnheit war die Tür nicht verschlossen. Er durch-

schritt den schmalen Flur und blieb in der weit geöffneten Tür des Empfangsgemachs stehen.

Grabesstille herrschte im ganzen Hause. Meir trat vor die im Schlummer lächelnde Urgroßmutter, sank auf die Knie und bettete sein Haupt in ihren Schoß.

„Bobe!" sagte er leise. „Aelte Bobe! Nie mehr werde ich dich wiedersehen... Nie mehr!"

Er drückte die kleinen, dürren Hände an seine Lippen, die ihn so oft gewiegt und gestreichelt und die ihn vor allen Schicksalsschlägen beschützt und ihm den Schatz übergeben, der für ihn Erlösung und Vernichtung, Leben und Tod bedeutete.

Der Kopf der uralten Frejda bewegte sich leicht.

„Kindleben!" flüsterte sie ohne die Augen zu öffnen, lächelte und entschlummerte wieder.

Meir versank in Gedanken. Die Stirn an die Knie der Urgroßmutter gelehnt, verabschiedete er sich im Geiste von allen. Endlich erhob er sich und verließ ganz langsam das Gemach...

In dem völlig dunklen Flur umschlangen ihn zwei kräftige Arme, und eine Hand schob ihm einen schweren Gegenstand ins Gewand.

„Ich bin es, ich, Ber! Dein Großvater suchte jemand, der es wagen wollte, dir eine Handvoll Geld auf den Weg zu geben. Alle trauern und weinen um dich und beklagen dich, aber sehen will dich niemand mehr... So ist es bei uns!... Der Verstand zieht uns nach der einen Seite, der alte Glaube nach der anderen... Jetzt gehe hin in den großen Kampf mit allen Hindernissen, die sich dir entgegenstellen werden! Ringe mit ihnen! Sei Baale-Tressim, gewaffnet, wie

es unsere alten großen Männer waren, und mögen dir jeden Tag meine Segenswünsche folgen und die Segenswünsche all jener, die so wie ich gewollt und nicht gekonnt ... Die ihr Verlangen nie gestillt, ihr Ziel nie erreicht! ..."

Sie umarmten sich. Ber verschwand hinter einer Tür, die sich leise vor ihm öffnete und wieder schloß. Sonst regte sich nichts im ganzen Hause.

Meir trat auf den Platz hinaus.

Der Morgen graute. Die Plätze und Gäßchen der Stadt schliefen, in herbstliche Morgennebel gehüllt. Auch auf den brachen Feldern, die Meir jetzt eilig durchschritt, lagen dichte Nebel.

Tür und Fenster der Karaitenhütte waren weit geöffnet.

„Golda!" rief Meir leise.

Niemand antwortete.

Er wiederholte den Ruf. Dann betrat er die Hütte und blickte nach der Stelle, wo sonst der alte Abel saß. Niemand war zu sehen. Da erfaßte ihn eine unsagbare und unerklärliche Angst. Er blickte auf den Hügel, über die brachen Felder und in die Ferne, und rief dann mit voller Stimme: „Golda!"

Ein Geräusch ließ sich in der Nähe vernehmen. Es kam von dem großen Rotdornstrauch her, der neben der Hütte wuchs. Unter den verschlungenen Zweigen schlüpfte jetzt der kleine Leibele hervor. Er war vom Nebel ganz durchfeuchtet und zwinkerte schlaftrunken mit den Augen.

„Wo ist Golda?" rief Meir.

Leibele erwiderte nichts, sondern reichte ihm ein Bündel vergilbter Papiere, die er unter seinem Gewande hervorzog.

Meir beugte sich zu dem Kinde herab.

„Wer hat dir das gegeben?"

„Sie!" Leibele wies nach der Hütte.

„Wann hat sie es dir gegeben? Warum hat sie es dir gegeben?"

„Als die Leute kamen, lief sie aus der Hütte heraus... Und weckte mich... Schob mir das in die Kleider und sagte: ‚gib das Meir, wenn er hierher kommt...'"

Meir bebte am ganzen Körper.

„Und dann?" fragte er. „Und dann?"

„Dann hat sie mich unter diesem Strauch versteckt, Moreјne, und sie selbst lief wieder in die Hütte zurück."

„Wie viele Leute waren da?"

„Zwei, Moreјne... drei... zehn... ich weiß es nicht."

„Und was haben diese Leute getan? Was haben sie getan?"

„Sie sind gekommen, Moreјne, und haben sehr geschrien, sie soll ihnen Schriften geben... Lange haben sie geschrien... Und sie hat gesagt, sie wird es nicht geben. Sie wird nichts geben, nichts... Und im Flur lief die Ziege herum... Sie lief herum und meckerte..."

„Und dann? Und dann?"

„Moreјne, dann hat sie ihren Spinnrocken in die Hand genommen und hat sich vor ihren Sejde gestellt... Ich habe es von dem Strauch aus gesehen... Sie war so weiß, und der Spinnrocken war weiß, und

die Leute waren schwarz. Und die weiße Ziege lief zwischen ihnen und schrie immer mehr..."

„Und dann? Und dann?..."

Tränen füllten die Augen des Kindes.

„Dann, Moreine, habe ich nicht mehr hingesehen und habe mich im Strauch versteckt. Und ich zitterte vor Angst, denn in der Hütte war so ein Lärm und so ein Stöhnen... Dann sind die Leute fortgegangen... und haben sie weggetragen... Und haben den Großvater hinausgetragen... Und die Ziege ist hinausgelaufen, und ich weiß nicht, wo sie hingekommen ist..."

Meir richtete sich auf und blickte mit erstarrenden Augen in den Himmel. Jetzt wußte er alles.

„Wohin haben sie sie getragen?"

„Dorthin!"

Die ausgestreckte Hand des Kindes wies nach jener Seite, wo man von fern die kleine grüne Wiese erblickte und den Teich in ihrer Mitte. Hinter dem Teich lagen Sümpfe und tiefe Moräste.

Vor der Hütte ertönte laut dreimal der Ruf:

„Jehova!"

Und dann stand vor der geöffneten Tür nur noch Leibele und hielt in der erhobenen Hand regungslos das Bündel vergilbter Papiere.

Meir stürzte ins Innere der Hütte.

Das Stroh von Abel Karaims Lagerstätte war aufgewühlt, und wie Blutstropfen waren Korallen darüber hingestreut. Auf dem Boden lag der entzweigebrochene Spinnrocken und die in Fetzen zerrissene Bibel des Greises.

Als Meir wieder auf die Schwelle der Hütte trat, erglänzte bereits die Sonne am Horizont. Seine blutig durchfurchte Stirn war fahl und gerunzelt, als wären lange, dornenreiche Jahre über sie dahingegangen. In düsterer Verzweiflung glühten seine Augen, und schlaff und kraftlos hingen die Arme herab.

Er schien den Klängen der Stimme zu lauschen, die er nie mehr hören sollte. Da zupfte eine schwache Hand ihn am Gewande.

„Morejne!"

Vor ihm stand Leibele und heftete die großen, traurigen Augen auf ihn. In der Hand hielt er das Bündel vergilbter Papiere.

Meir fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich gewaltsam aus einem Traume herausreißen, nahm dann aus der Hand des Kindes die Schriften des Seniors, erhob das Haupt, und Mut und Willenskraft erglänzten wiederum in seinen Augen.

Er blickte auf das Städtchen und sprach leise etwas vor sich hin. Er sprach vom Hause Israel, von seiner alten Größe, von seinen großen Sünden und davon, daß er es nie verlassen und den Fluch nie mit Fluch vergelten werde, daß er das Bündnis des Friedens zu fremden Völkern tragen, daß er aus dem Quell der Weisheit trinken und dereinst hierher zurückkehren wolle...

Dann begann er langsam den Hügel hinanzusteigen.

Das Kind, das an der Türe der Hütte zurückgeblieben war, stand eine Zeitlang regungslos da und sah dem Davonschreitenden nach. Dann begannen sich

die Augen des Kindes mit Tränen zu füllen, und als Meir die halbe Höhe des Hügels erreicht hatte, schluchzte es laut auf und machte sich auf den Weg.

Der fluchbeladene Jüngling und das Kind des Bettlers verschwanden bald hinter dem Hügel. Vor ihnen lag die sandige Straße, die in die weite, unbekannte Welt führte.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03147 3336

